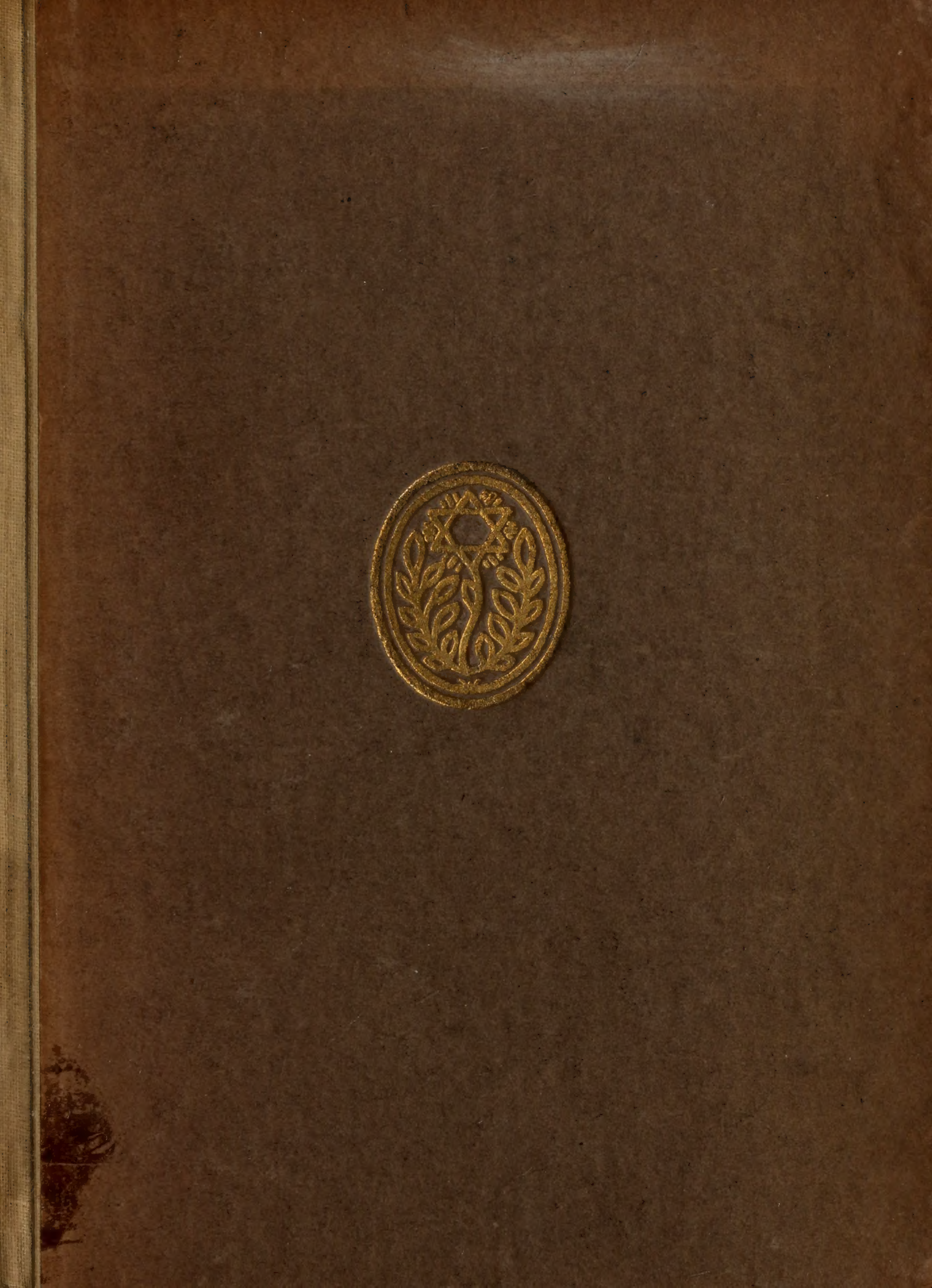
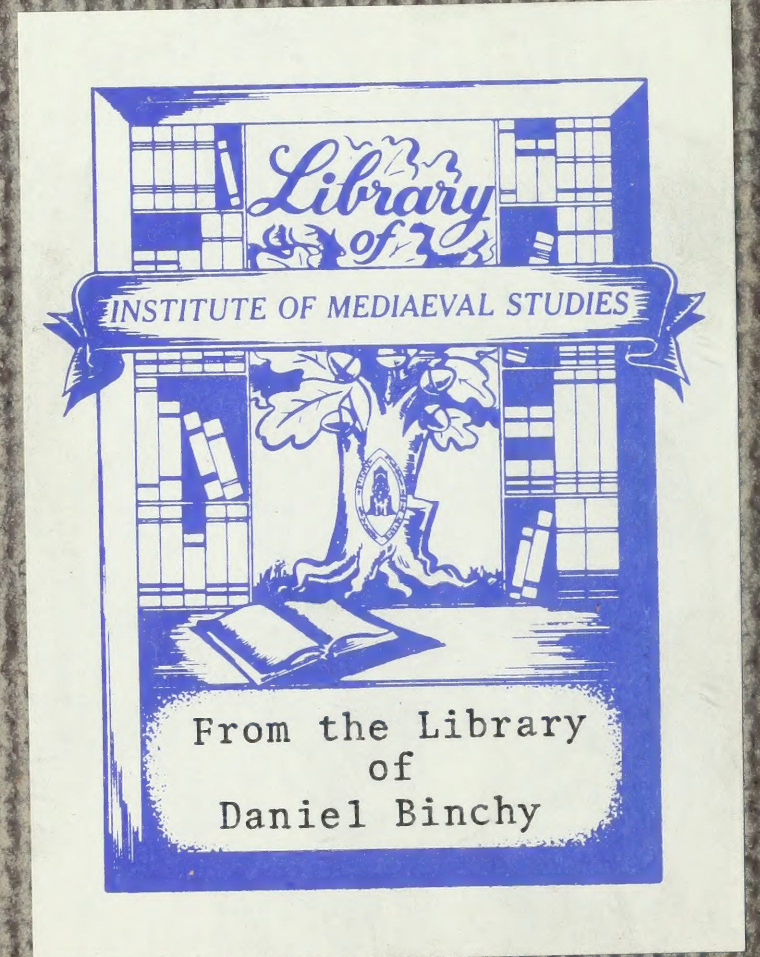
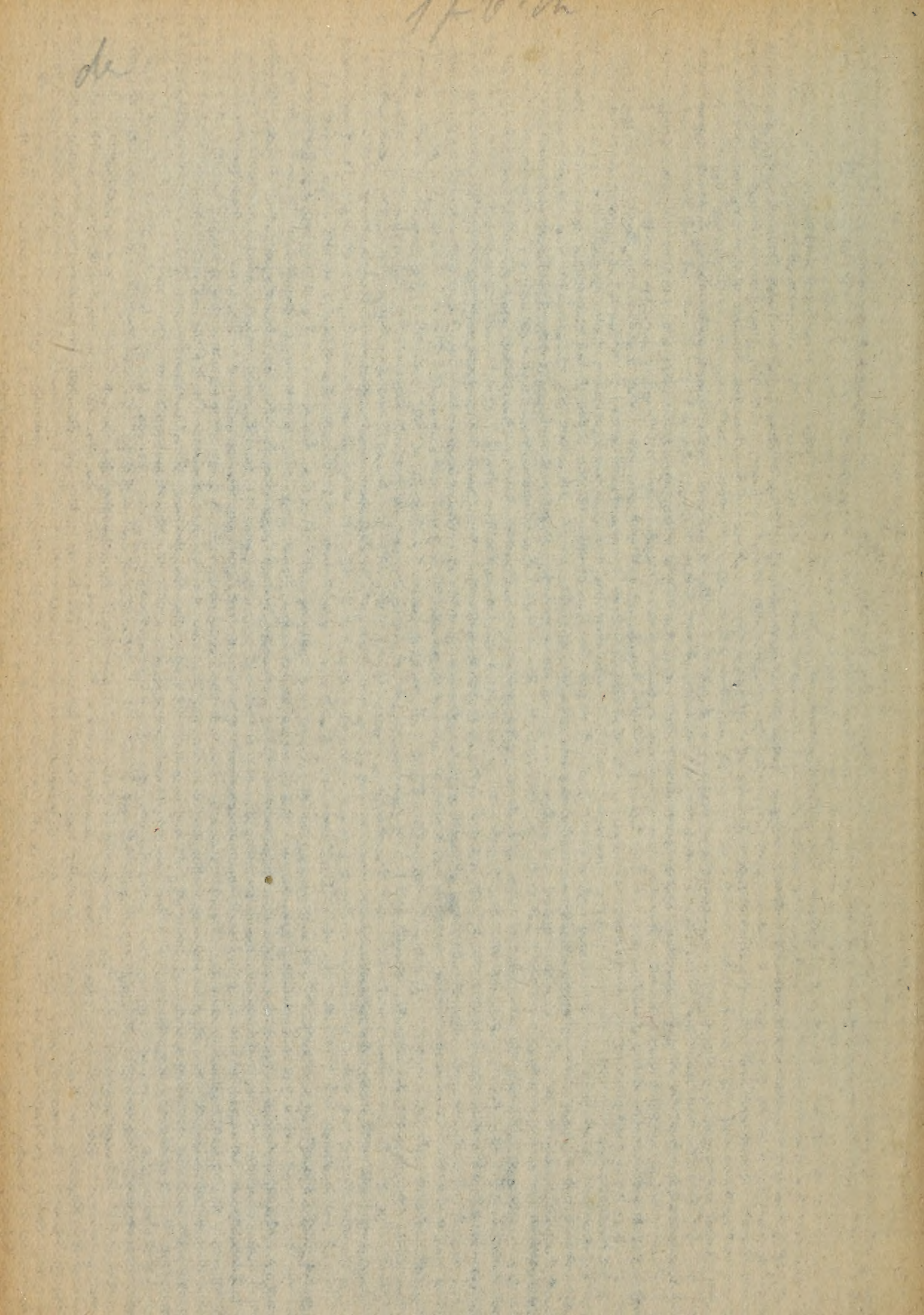
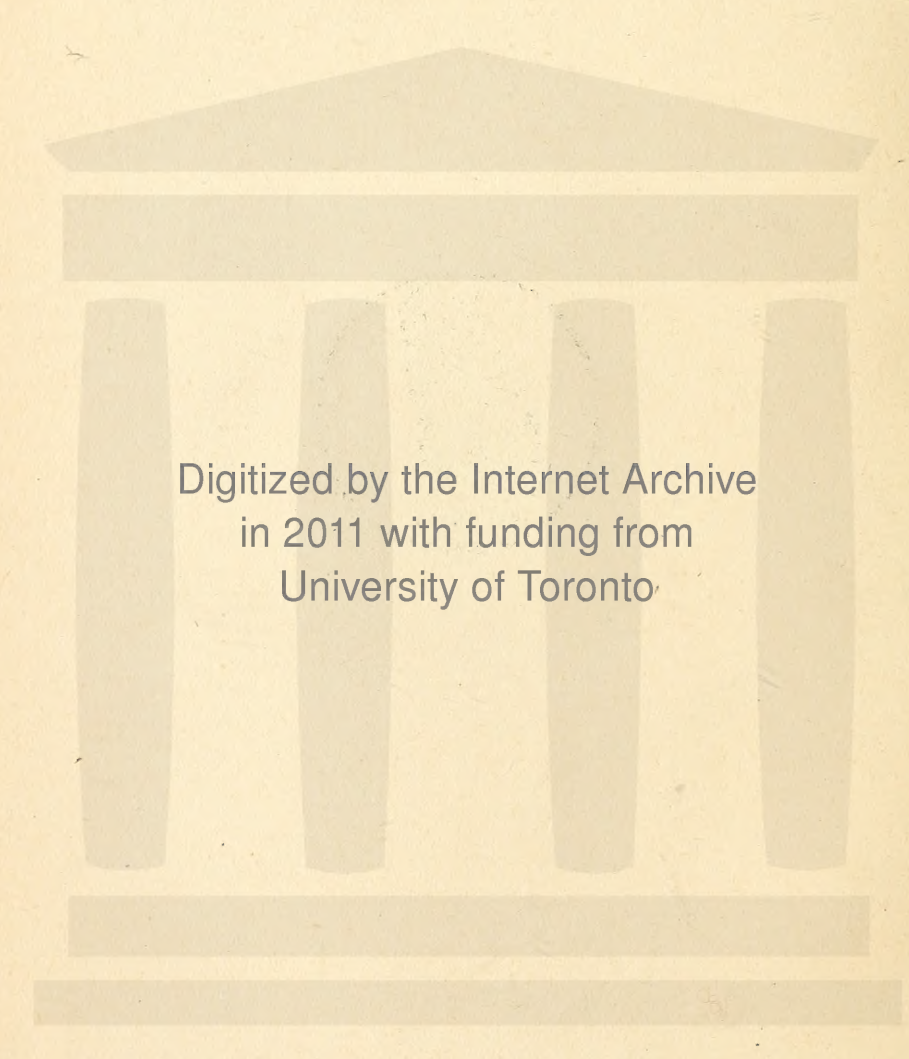




Library
of
INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
From the Library
of
Daniel Binchy







Meister Eckeharts Schriften und Predigten

Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben

von Herman Büttner

Zweiter Band



8. bis 10. Tausend
Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1921

Vorwort

Die Schwierigkeiten, die der Arbeit am Meister Eckehart entgegenstehen, sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes nicht geringer geworden. Auch diesmal mußte der Übersetzer die Arbeit des Herausgebers mit übernehmen und sich seine Texte aus mancherhand entlegenen Quellen nicht ohne Mühe zusammenschöpfen.

Unser zweiter Band mehrt den Bestand der Eckehart-Schriften um eine Anzahl vollgewichtiger Stücke. Einmal um das Buch Benedictus (Nr. 2 und 3 unserer Sammlung, Seite 51 und 89), von dem bisher nur ein Teil, das *Buch vom Troste* bekannt war. Dieser erscheint hier zuerst in der richtigen Fassung. Zum ersten Male tritt der abschließende Teil ans Licht, der *Sermon vom edlen Menschen*. In ihm besitzen wir nunmehr eine authentische, vom Meister selber niedergeschriebene deutsche Predigt und damit zugleich einen Maßstab für alle die vielen ungleichwertigen Nachschriften von fremder Hand. Ein Zuwachs ist weiter die hinreißende Predigt über *Stark wie der Tod ist die Liebe* (Nr. 8, Seite 130). Desgleichen die kühne und starke Predigt *von den Hindernissen an wahrer Geistlichkeit* (Nr. 11, Seite 143) zählt als Einiges und Ganzes unter die Neuheiten. Doch übertrifft diese Erwerbungen noch an Bedeutung der *Sermon vom Gottesreich* (Nr. 12, Seite 154). Ein ragender Gipfel in der hohen Reihe der Eckehart-Schriften. Eine Darlegung der tiefgründigen Gottes- und Heilslehre des Meisters, wie wir sie in gleicher Durchbildung und Eindringlichkeit nicht wieder besitzen. — Einige Predigten, die sich auch in *Pfeiffers* Ausgabe finden, erscheinen hier in anderer Gestalt, eckehartischer in Haltung und Ausdruck, so besonders die *Austreibung* (Nr. 6, Seite 118) und *von den Gerechten* (Nr. 10, Seite 138): ich folgte als leitender Quelle dem Drucke von 1521, der mit Unrecht über Pfeiffers Arbeit in Vergessenheit geraten ist. Recht oft standen dem alten Herausgeber bessere Vorlagen zur Verfügung, als die unzulänglichen Nachschriften, denen sein Nachfahr, vom Zauber des Handgeschriebenen

geblendet, sich gefangen gab. Nur dreien von den zwölf Stücken dieses Bandes liegen Pfeiffersche Vorlagen, gebessert freilich mit allen verfügbaren Mitteln, zum Grunde.

Kopfschütteln wird bei den Kennern der Dinge die Sicherheit erregen, mit der ich oben von authentischen Eckehartstücken sprach. Da doch auf diesem Felde noch immer so ziemlich alles fraglich und wir nur von dem lateinisch schreibenden Eckehart seit Denifles Auffindung des lateinischen Hauptwerkes eine wirklich sichere Kenntnis besitzen. Nun! ich konnte mich auf einen Fund stützen, der endlich auch für unsere Kunde von Eckehart als deutschem Prediger und Schriftsteller eine gleich sichere Grundlage schafft. Ludwig Keller hat seinen Verdiensten um die Religionsgeschichte des ausgehenden Mittelalters dadurch ein neues hinzugefügt, daß er die umfängliche lateinische Rechtfertigungsschrift, mit der Meister Eckehart im Oktober des Jahres 1326 den Angriffen der erzbischöflichen Inquisition scharf entgegentrat und die noch Nikolaus von Cues eingesehen, die seitdem aber verschollen war, wieder ans Licht gezogen hat. Unsere Darstellung der Wirkung Eckeharts auf seine Zeitgenossen, in der Einleitung zum ersten Bande, wird durch sie bestätigt, Denifles Entwertung des deutschen Eckehart, sein Versuch, den Meister auf den Rang eines Scholastikers minderen Lichts zurückzuschrauben, urkundlich widerlegt. Seine deutschen Schriften und Predigten haben ihm die Meute der kirchlichen Verfolger auf den Hals gezogen! Die Kämpfe seiner letzten Jahre liegen nun klar vor unsern Augen. Wir besitzen nunmehr aus Eckeharts eigener Feder eine eingehende Erörterung der angefochtenen Lehrpunkte. Eingefügt nun ist dieser Schrift ein Verzeichnis aller angegriffenen Sätze im lateinischen Wortlaut und mit genauer Angabe der Herkunft. Fünfzehn Stellen „gezogen aus dem Buche Benedictus, einer deutschen Schrift, welche Meister Eckehart der Königin von Ungarn geschickt hat“ machen den Anfang, Auszüge auch aus einer Reihe genau bezeichneter deutscher Predigten schließen sich an. Jede Erörterung über die deutschen Eckehart-Schriften hat in Zukunft hiervon auszugehen.

Das vollständige Buch Benedictus hatte ich bereits in einer Baseler Handschrift wiederaufgefunden, als die Rechtfertigungsschrift in meine Hände gelangte und den deutschen Fund überraschend bestätigte. Auch zwei weitere Nummern dieses Bandes werden durch sie unmittelbar bewährt. Die Schrift wurde mir von ihrem Finder zur Bearbeitung und Herausgabe übergeben.

Während dem ersten Bande die Aufgabe zufiel, über Meister Eckeharts ganze Art und Gedankenwelt einen Überblick zu geben, stellt der zweite seine Ethik in den Vordergrund, die freilich, als die Willensseite seiner Gnosis, von dieser nie ganz zu lösen ist. Mit erbaulicher Mahnung und schlichter Lebensweisheit in der geistlichen Unterweisung beginnend, steigt er Stufe um Stufe höher, bis er im Sermon vom Gottesreich in der „übermenschlichen" Forderung des dreifachen mystischen Todes gipfelt.

Der Universitätsbibliothek zu Basel habe ich für die Hergabe des ‚Karthäusers', der königlichen Regierung zu Trier für Überlassung des cusanischen Exemplars der lateinischen Schriften zu danken. Auch der Dank an Herrn Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller soll an dieser Stelle des ausdrücklichen Wortes nicht entbehren.

Herman Büttner

Ein Lebemeister
frommte mehr denn
tausend Lesemeister

Geistliche Unterweisung / 1. Von der Hingabe

Aufrichtige und völlige Hingabe ist eine Tugend vor allen Tugenden. Kein Werk von Belang kann ohne sie zu stande kommen. Und wie unbedeutend ein Geschäft auch ist und wenig im Ansehn, doch ist's mit Hingabe getan förderlicher, als Messe lesen oder hören, als beten, kontemplieren oder was du gedenken magst — nimm, sag ich, das schnödeste Geschäft von der Welt: deine aufrichtige Hingabe verleiht ihm Adel und höhern Wert. Hingabe tut überall das Beste zur Sache. Hingabe geht nimmer fehl. Und bleibt auch nichts schuldig, sei unsere Leistung, welche sie wolle. Denn des Guten bleibt sie nichts schuldig! Hingabe darf sich nicht sorgen, es entgeht ihr kein Gewinn: wo der Mensch aus Hingabe das Seine preisgibt, da auf der Stelle muß notgedrungen Gott für ihn eintreten. Denn so einer um sich nicht sorgt, um den muß Gott sorgen genau so wie für sich. Wenn ich mich meines Willens begeben habe in die Hand meines Oberen und für mich nicht sorge, das verpflichtet Gott, für mich zu sorgen. So aber ganz allgemein: wo ich für mich nichts will, da will statt meiner Gott. Nun überlege: was denn will er für mich, wo ich für mich nicht will? Unweigerlich doch eben das, was er für sich will, nicht weniger, nicht mehr, sondern bis ins einzelne dasselbe. Und tät er's nicht: bei der Wahrheit, die Gott ist! so wäre Gott nicht gerecht, noch gut, was doch sein natürliches Wesen ist.

In aufrichtiger Hingabe wird nie erfunden werden ein ‚ich will's so oder so, dies oder das', sondern nur: vorbehaltloser Verzicht auf das Deine. Daher auch im besten Gebet, das der Mensch beten kann, darf es so etwas nicht geben: ‚gib mir diese Tugend, diesen Weg', nicht einmal: ‚ja, Herr, gib mir dich selber' — oder ‚das ewige Leben', sondern: ‚Herr, gib mir einzig, was du willst, und tu, Herr, was und wie du willst, in aller Weise!' Das übertrifft das erste wie der Himmel die Erde, und wenn man sein Gebet also verrichtet, so hat man wohl gebetet; ist man doch ganz

und gar ausgegangen in Gott in wahrem Gehorsam. — Und wie echte Hingabe kein ‚ich will's so' kennt, so darf auch nimmer von ihr vernommen werden ein ‚ich will nicht': ein ‚ich will nicht' ist wahres Gift für jede Hingabe. Den getreuen Diener, sagt Sankt Augustinus, gelüstet nicht, daß man ihm sage oder gebe, was er gern sähe; sein erstes, dringendstes Anliegen ist, zu hören, was Gotte allermeist gefällt.

Das kräftigste Gebet, allmächtig fast, alle Dinge zu erwerben, und ebenso unter allen das wertvollste Werk ist solches, das hervorgeht aus einem ledigen Gemüte. Je lediger dieses, desto kräftiger, wertvoller, näher, desto löblicher und vollkommener so Gebet wie Werk. Das ledige Gemüt hat Macht zu allen Dingen! — „Was ist ein lediges Gemüt?" — Eines, das nirgendwomit beladen oder beworren ist, an nichts gebunden, es nirgend auf seinen Vorteil absieht in der Welt, sondern ganz und gar in den liebsten Willen Gottes versenkt ist, den eigenen aber aufgegeben hat! Mag was wir tun dann noch so scheinlos sein, es schöpft hierin von Gottes Kraft, von Gottes Allmächtigkeit.

So inbrünstig, so mit allen Fasern Leibes und der Seele muß man beten, daß man beide, Aug und Ohr, Herz und Mund und alle Sinne herzugekehrt hält; und nicht eher darf man aufhören, als bis man fühlt, daß man eins zu werden im begriff steht mit dem, den man sich gegenüber hat und zu dem man betet, mit Gott.

2. Vom Lassen der Dinge

Die Leute sagen einem: „ach ja! lieber Herr, ich wollte gerne, ich stünde auch mit Gott auf so gutem Fuß und hätte so viel Sammlung und Frieden mit Gott, wie andere Leute haben. Hätt ich's nur auch so gut und könnte so arm sein!" Oder: „ich komme nie in die rechte Stimmung, außer ich weile da oder dort, treib es so oder so: ich muß ohne Dach und Decke leben, oder in einer Klause, oder im Kloster."

Aber daran bist du wahrhaftig ganz alleine schuld, eigener Wille ist es, weiter nichts, ob du's auch nicht Wort haben willst!

Nimmer steht ein Unfriede in dir auf, er entspringt aus Eigenwillen, man sei sich dessen bewußt oder nicht. Was wir uns da einreden: man müsse diese Dinge fliehen und jene suchen, ausgerechnet diese Stätten und Menschen, diese Weise, diese Richtung, diese Beschäftigung — nicht das ist schuld, daß die Lage oder die Dinge dich hinderten! Sondern du bist es in den Dingen selber, was dich hindert: deine Stellung zu den Dingen ist verkehrt. Bei dir also setz den Hebel an und lasse dich! Denn wahrlich! fliehst du dich nicht zuerst, dann, wo du auch hinfliehst, findest du immer nur Behinderung und Unfrieden. Die Leute, die Frieden suchen in äußern Dingen: bei Orten und Weisen, durch Menschen oder Werke, durch Unbehaustheit, Armut und Niedrigkeit — wie stattlich sich's auch ausnimmt, das ist dennoch alles nichts und gibt keinen Frieden! Sie suchen ganz verkehrt, die also suchen: je ferner sie fortgehn, um so weniger finden sie, was sie suchen. Sie gehen wie einer der seines Wegs vermißt: je weiter er geht, je mehr er irrt.

„Aber wie soll man's denn machen?"

Zuerst einmal sich selber lassen! Damit hat man auch alle Dinge gelassen. Ohne Übertreibung: ließe einer ein Königreich, ja die ganze Welt, und behielte sich, er hätte gar nichts gelassen! Ja, und gibt er sich auf, so kann er behalten, was er will, Reichtum, Ehre oder was immer: er hat alles aufgegeben. Ein Heiliger bemerkt zu dem Ausspruch Sankt Peters: „Sieh, Herr, wir haben alles gelassen" — und er hatte doch weiter nichts gelassen als ein armes Netz und seinen Kahn —, der Heilige sagt: wer das Kleine willig läßt, der lässet nicht nur dieses, er lässet alles, was die Kinder der Welt je gewinnen, ja sich auch nur wünschen mögen. Denn wer seinen Willen, wer sich selber läßt, der hat die ganze Welt gelassen, so gut, als ob sie sein freies Eigen wär und er sie zu voller Gewalt besessen hätte. Alles, was du ausdrücklich nicht begehrst, des hast du dich begeben, hast es gelassen um Gott. Selig sind die Armen im Geist, hat unser Herr gesagt; es bedeutet: die arm sind an Willen. Und daran soll niemand zweifeln: gäb es einen bessern Weg, unser Herr hätt ihn uns gewiesen,

Wie er auch sagt: Wer mir nachfolgen will, der verzichte zuerst auf sich selber! Darauf allein kommt's an. Fahnde auf dich, und wo du dich findest, da gib dich auf! Das ist das Heilsamste. Und laß dir sagen: es hat sich noch nie einer in diesem Leben so darangegeben, er findet immer, wie er sich noch mehr begebe. Derer sind wenige, die das recht wahrnehmen und darin sicher stehn. Es ist recht ein gleich mit gleich vergelten und ein gerechter Kauf: so weit du selber ausgehst aus den Dingen, genau so weit, keinen Schritt weniger oder mehr, geht Gott ein mit allem, was sein ist. Hier heb an und laß dich's kosten, was du nur leisten kannst, so findest du wahren Frieden! Und anders nicht.

3. Werk und Wesen

Die Leute sollten nicht immer soviel nachdenken, was sie wohl tun sollen, sie sollten lieber bedenken, was sie sein sollen. Wären sie nur gut und ihre Art, so möchten ihre Werke sehr leuchten. Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht. Denke nicht, dein Heil zu setzen auf ein Tun: man muß es setzen auf ein Sein. Denn die Werke heiligen uns nicht, sondern wir müssen die Werke heiligen. Und seien's noch so fromme Werke, sie heiligen darum, weil wir sie verrichten, uns auch nicht im mindesten: sondern soweit wir Sein und Wesen haben, soweit heiligen wir all unser Tun, gleich ob Essen, Schlafen, Wachen oder was sonst. Die nicht von großem Wesen sind, was die auch schaffen, da wird nichts draus. Entnimm hieraus, wie man allen Eifer darauf richten muß, daß man ein Guter sei: nicht so sehr, was man tue, oder in welche Gattung die Werke schlagen, sondern wie der Grund der Werke sei. Der Grund, auf dem es beruht, ob des Menschen Wesen gut sei, der Grund zugleich, von dem des Menschen Werke ihren Wert empfangen, ist: ob unser Gemüt gänzlich zu Gott gekehrt sei. Darauf setz all dein Studieren, daß Gott in dir groß werde und dein Ernst und Eifer ihm gelte in allem Tun und Lassen! Um so besser fürwahr werden, welches Namens immer, auch deine Werke sein. Suche Gott, so findest du Gott und alles Gute dazu.

Ja, du könntest in solcher Gesinnung auf einen Stein treten, und es wäre eher ein frommes Werk, als wenn du bloß um deinetwillen den Leib des Herrn nähmest, deine Gesinnung also der Abgeschiedenheit ermangelte. Wer sich an Gott hängt, dem hängt Gott sich an und alles Tüchtige. Und was du zuvor suchtest, das sucht nun dich, welchem du zuvor nachjagtest, das jagt nun dir nach, und was du zuvor fliehen mußtest, das flieht nun dich. Darum: zu dem, der sich an Gott hängt, zieht sich, was göttlich ist, und weicht von hinnen, was Gott unähnlich und fremd ist.

4. Von der Sammlung

Ich ward gefragt: „eine Art Leute zögen sich streng von allem Umgang zurück und liebten es, allein zu sein: sie bedürften des zu ihrer Sammlung; oder müßten sich dazu in der Kirche befinden: Ob das das beste wäre?" Nein! hab ich erwidert. Und laß dir sagen warum!

Wem recht zu Mut ist, dem paßt es allerorten und bei allen Leuten; wem aber unrecht, dem ist's allerorten und bei allen Leuten nicht recht. Ein Rechtgemuter nämlich, der hat Gott bei sich. Gott aber, hat man ihn überhaupt, so hat man ihn allerorten: auf der Straße und unter den Leuten so gut, wie in der Kirche oder in der Einöde oder in der Zelle. Ob einer ihn, und nur ihn hat, den Menschen vermag niemand zu stören.

„Warum?"

Gott ist ihm ein und alles; und wer in allem es rein nur auf Gott absieht, ein solcher trägt Gott in alle seine Werke und an alle Stätten. All sein Tun tut viemehr Gott. Denn wer die Handlung verursacht, dem gehört sie in Wahrheit mehr, als dem, der sie nur ausführt. Ist, ohne jeden Nebenblick, Gott unser Ziel, fürwahr! so muß er der Täter unserer Taten sein. Und ihn an seinem Wirken zu hindern hat durchaus niemand Macht, auch Raum und Masse nicht. So auch diesen Menschen hat niemand Macht zu hindern. Denn er ersehnt und sucht nichts und schmeckt ihm nichts, als Gott: der wird in aller seiner Gesinnung mit

ihm eins. Und gleich wie Gott keine Mannigfaltigkeit zu zerstreuen vermag, so vermag nun auch diesen Menschen nichts zu zerstreuen, noch zu vermannigfaltigen: er ist Eines in dem Einen, darin alle Mannigfaltigkeit Einheit, unverbrüchliche Einheit ist.

Mitten in den Dingen muß der Mensch Gott ergreifen und sein Herz gewöhnen, ihn allzeit als einen gegenwärtigen zu besitzen im Gemüt, in der Gesinnung und im Willen. Gib acht, wie du gegen deinen Gott gesonnen bist, wenn du in der Kirche oder in der Zelle weilst: die selbe Gemütsverfassung halte fest und trag sie hinaus unter die Menge und in das Getümmel, in eine so fremde Welt! Wie ich aber auch sonst betont habe: wenn wir damit ein sich gleichbleiben fordern, so ist unsere Meinung doch nicht die, als solle man alle Beschäftigungen für gleich achten, und alle Stätten und Menschen — das wäre gar verkehrt: denn freilich ist beten ein besser Werk als spinnen, und eine geeignetere Stätte die Kirche, als die Straße. Sondern du sollst unter der Arbeit das gleiche Gemüt haben und eine gleiche Treue und gegen deinen Gott den gleichen Ernst hegen. Traun! hieltest du in solcher Weise dich gleich, so unterbräche dir niemand deines Gottes stete Gegenwart.

Wem dagegen Gott nicht solch innerer Besitz ist, sondern sich allen Gott von draußen holen muß in diesem oder dem — wo er ihn denn auf unzulängliche Weise sucht, mittels bestimmter Werke, Leute oder Örter: so hat man ihn eben nicht, und da kommt dann leicht etwas, was einen stört. Und zwar stört einen dann nicht bloß schlechte Gesellschaft, sondern auch die gute, nicht bloß die Straße, auch die Kirche, nicht bloß böse Worte und Werke, sondern gute genau so. Denn das Hindernis liegt in ihm: Gott ist in ihm noch nicht zur Welt geworden. Wär er ihm das, so fühlte er sich allerorten und bei allen Leuten gar wohl und geborgen: immer hätt er Gott, und den kann ihm niemand nehmen, niemand ihn in seinem Wirken hindern

Worauf beruht nun solch echter Gottbesitz? Er beruht auf dem Gemüt und einer innigen vernünftigen Hinwendung und Willensausrichtung auf Gott. Nicht auf einem steten unentwegten

Denken an Gott! Es wär ja auch menschenunmöglich, solchen Vorsatz durchzuführen, oder doch äußerst schwierig und jedenfalls das Beste nicht. Der Mensch soll sich nicht zufrieden geben mit einem gedachten Gott — wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott. Sondern man muß einen wesentlichen Gott haben, der erhaben ist über das Gedenken des Menschen und aller Erschaffenen. Der Gott vergeht nicht, man kehre sich denn freiwillig ab.

Wer Gott so, im Wesen, hat, der nur nimmt Gott göttlich, und dem leuchtet er entgegen aus allen Dingen: alle schmecken ihm nach Gott, in allen spiegelt sich ihm Gott, Gott selber blickt in ihn allezeit. Eine gelöste Abkehr ist in ihm, und die Bildkraft nach innen gerichtet, auf den Gegenstand seiner Liebe, auf Gott. — Wie wenn einen hitzig dürstet, so mit rechtem Durste. Der tut wohl anderes als trinken, mag auch anderer Dinge gedenken. Aber was er auch schaffe, bei wem er sei und in welcher Absicht, ihm vergeht doch das Bild des Trankes nicht, solange sein Durst anhält. Und je größer sein Durst, um so innerlicher, gegenwärtiger und stetiger wird auch das Bild des Trankes. Oder wer mit aller Inbrunst etwas liebt, also, daß ihm nichts anderes zusagt und zu Herzen geht, und hat nur dieses im Sinn, und anderes überhaupt nicht, traun! wo der auch ist und bei wem, was er auch beginn' und schaffe, so verlischt doch nimmer in ihm sein heiß Geliebtes, in allem findet er dessen Bild und hat es in dem Maße mehr vor Augen, als seine Liebe noch immer mächtiger wird.

Dieser Mensch sucht nicht die Ruhe: denn ihn stört keine Unruhe. Dieser Mensch steht gut bei Gott angeschrieben: weil er alle Dinge göttlich nimmt, besser als sie an sich sind. Freilich! dazu gehört Fleiß und Hingabe und scharfe Obacht auf unser Inneres und ein waches, wahres, wirksames Bewußtsein, worauf das Gemüt zu fußen habe trotz Dingen und Leuten. Solches kann der Mensch nicht lernen durch Weltflucht: indem er vor den Dingen flieht und sich in die Einsamkeit kehrt von der Außenwelt fort. Sondern er muß eine innerliche Einsamkeit lernen, wo und

bei wem's auch sei: er muß lernen, durch die Dinge hindurchzubrechen, muß seinen Gott darinnen ergreifen, und fähig werden, ihn sich in seinem Innern wirksam vorzubilden, als der nun eine Bestimmtheit unsers eigenen Wesens geworden.

Gleicherweis wie einer, der sich vornimmt, schreiben zu lernen. Soll er je die Kunst meistern, traun! da muß er sich viel und oft in dieser Tätigkeit üben, wie sauer und schwer es ihm auch werde und schier unmöglich dünke. Hält er sich nur fleißig herzu, er lernt's und gewinnt die Kunst! Freilich! zuerst muß er an jeden Buchstaben einzeln denken und den peinlich genau in sich vorbilden. Später, wenn er die Kunst erst weg hat, dann schreibt er frisch drauf los, seien's Federspiele oder ernstere Geschäfte, die seine Kunst in Anspruch nehmen: für ihn genügt einfach das Bewußtsein, daß er sein Können betätigen will. Und ob er auch nicht beständig an die Buchstaben denkt, sondern sonst woran, dennoch vollbringt er die Leistung kraft seiner Kunst.

So muß auch der Mensch mit göttlicher Gegenwart leuchten ohne alle Arbeit, nur: fremder Zutat sich schlechthin entkleiden und ein für allemal der Dinge ledig bleiben. Da gehört anfangs auch solch Darandenken und achtsam Vorerbilden zu, wie beim A-b-c-schützen für dessen Kunst: Schließlich aber muß der Mensch mit seinem göttlichen Gegenstand durchdrungen, mit der Form seines herzlich gehegten Gottes durchformt und mit seinem ganzen Wesen so in ihm gewurzelt sein, daß Gott als Gegenwärtiger ihm leuchte ohne alle Arbeit.

5. Von der Wachsamkeit

Solcher Leute findet man viele und bringt es einer, wenn er will, ziemlich leicht dazu, daß ihn die Dinge, unter denen er wandelt, nicht mehr stören, noch deren Bilder bleibend in ihm sitzen — denn wo das Herz Gottes voll ist, da können unmöglich noch die Kreaturen Platz finden. Aber daran soll uns nicht genügen, wir müssen uns die Dinge insgesamt auf höhere Art zu nutze machen: als die da sind, was wir sind — die Dinge,

die wir sehen und hören, wie fremd und unverwandt sie uns anmuten! Dann erst stehen wir recht und nicht eher. Und nimmer wird ein Mensch hiermit zu Ende kommen: ohn Unterlaß kann er hierin noch wachsen und hinzugewinnen in einem wahren Zunehmen. Bei jedem Werk und jeder Sache muß man bewußt von seiner Vernunft Gebrauch machen, überall ein vernünftiges Mitwissen haben von sich und seiner Innerlichkeit und in allen Dingen Gott ergreifen im höchsten nur möglichen Sinne! Damit man sei, wie unser Herr es forderte: „ihr sollt sein wie Leute, die allzeit wachen und ihres Herrn warten!" Traun! solche harrende Leute sind auf dem Posten und sehen sich um, wo er wohl herkomme, des sie harren; und erwarten ihn in allem, das da kommt, wie fremd es ihnen auch scheine: ob er nicht doch dabei sei. So auch gebührt sich uns ein bewußtes Ausspähen nach unserm Herrn in allen Dingen. Wozu denn freilich Fleiß gehört und man sich's kosten lassen muß, was man nur irgend leisten kann mit Sinnen und Seelenkräften. So kommen die Leute ins Lot und ergreifen Gott unterschiedslos in allen Dingen und empfinden ihn mit gleicher Stärke in jeder Lage. Und mag dazu auch eine Beschäftigung geeigneter sein als die andere: wer nur sein Werk täte aus einem gleichen Gemüt, dessen Werke hätten auch alle gleichen Wert. Und dem Rechtgemuten, fürwahr, dem leuchtete Gott so unverhüllt im weltlichsten wie im frömmsten Geschäft — einem, dem ‚Gott' auch zur ‚Welt' geworden wär. Dies nun nicht in dem Sinne, als ob man von sich aus etwas recht Weltliches oder Widerstrebendes vornehmen müsse! Sondern was einem von der Außenwelt her ankommt mit Sehen oder Hören, das soll man zu Gott kehren.

Wem Gott so gegenwärtig ist in allen Dingen, wer seiner Vernunft in vollem Maße mächtig ist und von ihr entsprechenden Gebrauch macht, der weiß allein von wahrem Frieden und der nur hat wirklich ‚das Himmelreich'. Denn wer zurecht kommen will, dem muß je unter zweien Dingen eines geschehen: entweder er muß Gott ergreifen und festhalten lernen in seiner Arbeit, oder er muß Welt und Werke überhaupt lassen! Da nun der Mensch in diesem Leben nicht bestehn kann ohne Arbeit, diese

vielmehr des Menschen Teil ist und von vielerlei Art, darum so lerne der Mensch, seinen Gott zu haben mitten in den Dingen und ungehindert zu bleiben von Geschäft und Ort.

Darum denn auch, wenn der anhebende Mensch etwas zu schaffen hat unter den Leuten, so soll er sich zuvor kräftig zu Gott verwarnen, sich ihn fest ins Herz prägen und all sein Wollen und Gedenken, all seine Seelenkräfte in ihn zusammenfassen, auf daß sich anderes nicht in ihm erbilden könne. Überhaupt darf man's bei keinem Werk zu leicht nehmen mit „wohlgewählt und rechtgetan", damit man über der Arbeit nicht zu frei werde und zu sicher, und unsere Vernunft nicht müßig gehe oder einschlafe: je und je müssen wir mit dem Flügelpaar Vernunft und Willen uns erheben und unser Heil damit in höchster Höhe greifen, vor allem Schaden aber, so auswendig wie inwendig, uns besonnen warnen. So kommt man nimmer in Verzug, sondern nimmt ohne Unterlaß zu ins Mächtige!

6. Von der Macht des Willens

Wisse: Versuchung zum Bösen bleibt beim tüchtigen Menschen niemals ohne großen Segen und Förderung! So höre. Es gibt zwei Arten Menschen. Der eine ist so angelegt, daß ihn keine Schwachheit befällt oder doch selten. Der andere ist ihr zugänglich: von der sinnfälligen Gegenwart der Dinge wird sein äußerer Mensch leicht entflammt, sei's zu Zorn oder eitlem Prangen oder auch sinnlich, je wie der Gegenstand ist; aber in seinem höchsten Vermögen steht er unerschüttert aufrecht und ist nicht gesonnen, der Schwachheit nachzugeben, sondern kämpft gegen sie mit aller Macht. Wo sie doch vielleicht in seiner Natur liegt, wie denn mancher von Haus aus jähzornig oder hochfärtig ist oder sonst dergleichen: aber zur sündigen Tat läßt er's nicht kommen! Dieser soll ungleich mehr gepriesen sein, ist sein Gewinn doch weit größer, seine Tugend weit edler, als des ersten. Nur aus der Anfechtung kommt Vollkommenheit. Wie Sankt Paulus spricht: „die Tugend vollendet sich in der Schwachheit."

Sündiger Hang ist noch nicht Sünde — aber der Wille zu sündigen, der ist bereits Sünde. Wahrhaftig! der Rechtberatene, hätt er Gewalt zu wünschen, der wird nicht wünschen, daß der sündige Hang ihm schwinde. Denn ohne ihn stünde der Mensch unsicher da in der Welt trotz allen seinen Werken, wär nicht auf seiner Hut und ermangelte dazu der Ehren des Streites wie des Siegerlohns. Erst der Anstoß und die Erschütterung durch die Untugend bringen die Tugend als den Lohn für heißes Mühen: solch Hang macht einen fleißiger, sich allerwegen in der Tugend zu üben, er treibt uns zur Tugend mit Gewalt, als eine strenge Geißel, die zur Hut und Selbstzucht anhält. Je schwächer darum sich einer findet, desto eher darf er sich der Stärke und des Siegs versehen. Denn Tugend sowohl wie Laster beruhen auf dem Willen. Durch keine Enttäuschung soll man sich abschrecken lassen, derweil man sich bei gutem Willen findet. Es sich auch nicht zu Herzen nehmen, ob man ihn auch nicht zu vollbringen vermag mit der Tat, vielmehr sich nicht für ferne achten von der Tugend, wofern man in sich rechten Willen fühlt: denn Tugend und jede Güte beruht nur auf dem guten Willen. Nichts kann dir fehlen, wenn anders du ein echtes, rechtes Wollen hast, weder Liebe noch Demut noch sonst ein Vorzug. Sondern was du mit aller Kraft und ganzem Willen willst, das besitzest du, und Gott samt allen Kreaturen können dir's nicht benehmen. Vorausgesetzt, daß dein Wille ein ganzer, ein göttlicher und vor Gott ein gegenwärtiger ist. Nicht ein „ich wollte wohl" — das wäre etwas Künftiges; sondern „ich will, daß es jetzo also sei!" Überlege doch: mag ein Gegenstand auch tausend Meilen weit sein und ich fasse den Willen, ihn zu besitzen, so ist er eher mein Eigentum, als was ich im Schoße halte und will es nicht besitzen.

Und die Macht eines guten Willens ist dabei um nichts geringer, als die eines bösen. Ob ich auch nie etwas Böses tue, habe aber dennoch den Willen zum Bösen, so hab ich die Sünde begangen, wie wenn ich die Tat begangen hätte. In einem entschlossenen Wollen vermag ich soviel Schuld auf mich zu laden, als wenn ich alle Welt gemordet hätte, und brauche doch keinen

Finger dazu zu rühren. Warum sollte nicht dasselbe möglich sein beim guten Willen, ja noch viel und ungleich mehr? Und wirklich! mit meinem Willen vermag ich alles: kann aller Menschen Mühsal tragen, kann alle Armen speisen und aller Menschen Arbeit leisten und was du sonst erdenken magst. Gebricht dir's nicht am Wollen, sondern allein am Vermögen, wahrhaftig! vor Gott hast du es alles getan, und niemand kann dir das benehmen noch es dir einen Augenblick streitig machen.

Denn tun wollen, sobald ich's vermag, und getan haben, das gilt vor Gott gleich. Wollt ich zum Beispiel soviel Wissen besitzen, als irgend der Menschheit Teil ist, und ist mein Begehren danach nur stark und ungeteilt, wahrhaftig! so besitze ich's. Denn was ich haben will, das habe ich. Oder begehrte ich Liebe zu haben wie nur je ein Mensch, oder Gott zu verherrlichen, oder was du magst: das besitzest du alles, so du ganzen Willen hast.

Nun möchtest du fragen: wann denn der Wille ein rechter und ganzer Wille ist?

Wenn er alle Eigenheit abgelegt, aus sich selber ausgegangen und in den Willen Gottes eingebildet und umgeformt ist! Je mehr das der Fall ist, desto mehr ist dein Wille ein rechter und wirklicher Wille, kraft dessen du zu allem fähig bist, sei's Gottesliebe oder was du willst.

Es wird der Einwand erhoben: „Wie aber kann ich Gottesliebe besitzen, wenn ich doch davon nichts spüre noch gewahr werde? Wie ich an andern Leuten sehe: die große Werke aufzuweisen haben und finde an ihnen wunder welche Andacht, was mir doch alles abgeht?"

Hier mußt du zwei Seiten unterscheiden an dieser Liebe: ein Wesen — und ein Werk oder Ausbruch solches Wesens!

Stätte der Liebe ist allein der Wille: wer mehr Willen hat, der hat auch der Liebe mehr. Aber wer davon mehr habe, das weiß keiner vom andern, das liegt verborgen in der Seele: weil Gott verborgen liegt im Grunde der Seele. In diesem Sinne

fällt die Liebe ganz und gar in den Willen: wer mehr Willen hat, der hat auch mehr Liebe.

Nun ist da aber noch ein zweites, ein Ausbruch und Auswirkung der Liebe, das denn freilich sehr ins Auge sticht als Innigkeit, Andacht und Jubilieren. Aber ehrlich gesagt: das Beste ist das keineswegs! Denn es stammt mitunter auch nicht aus Gottesliebe, sondern aus bloßer Natürlichkeit, daß man dergleichen schmelzende Gefühle zu kosten bekommt. Es kann des Himmels Einfluß sein, es kann aber auch sinnlich eingetragen sein, und die dergleichen häufiger erleben, die sind darum noch lange nicht die Besten. Denn gesetzt auch, es stamme wirklich von Gott, so schickt unser Herr das manchen Leuten, um sie neugierig zu machen und anzulocken, wozu noch kommt, daß dergleichen Erlebnisse den Menschen stark von seiner Umgebung abziehen. Aber dieselben Menschen, wenn sie hernach in der Gottesliebe gewachsen sind, so haben sie vielleicht nicht mehr soviel ‚Gefühle' und ‚Erlebnisse'! Und daran erst kommt an den Tag, ob sie wirklich Gottesliebe besitzen: wofern sie auch ohne solchen Rückhalt Gott unentwegt Treue halten.

Angenommen nun, es sei eitel Gottesliebe, so ist das doch nicht die beste Seite daran! Denn solchen Jubilus muß man zuweilen unterbrechen für ein Besseres an Liebe: um zwischendurch ein Liebeswerk zu üben, wo man seiner gerad bedarf, zu geistlicher, weltlicher oder auch rein leiblicher Förderung. Wie ich auch sonst gesagt habe: wär einer in solcher Verzückung wie weiland Sankt Paulus und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfte, ich achte es weit besser, du ließest von Liebe und Verzückung und dientest Gott in einer größeren Liebe! Man braucht auch nicht Angst zu haben, daß man der Gnade darüber verlustig gehe. Denn was man aus Liebe willig lässet, das empfängt man um so herrlicher zurückt. Wie Christus spricht: „wer etwas lässet um meinetwillen, der soll hundertfach wiedererhalten". Es ist so! wes einer Gottes wegen sich entschlägt — und verlangte ihn noch so dringend nach solchen Tröstungen und innigen Gefühlen, und tut dazu was er vermag, und Gott gibt

es ihm nicht, und er getröstet sich dessen und will es Gottes wegen gerne missen — wahrlich! er wird es in sich finden genau so, wie wenn er diese Güter sämtlich in seinem Verwahrsam hätte. Aus Liebe darf man schon getrost sich aller Labungen der Liebe begeben!

Daß man solches Empfinden um der Liebe willen zuweilen unterbrechen muß, das weist uns der liebe Paulus, wenn er sagt: „Ich habe gewünscht, daß ich von Christo müsse geschieden sein um der Liebe willen zu den Brüdern.“ Von dieser, nicht von jener ersten Seite der Liebe meint er's; denn von der wollt er um keinen Preis der Welt auch nur einen Augenblick geschieden sein.

Du sollst aber wissen, daß die Freunde Gottes nie ohne Labe sind, denn was Gott will, das ist, ob erquicklich oder unerquicklich, für sie das höchste Labsal. Du sollst wissen, daß der gute Wille Gottes gar nicht missen kann! Nur das Empfinden des Gemüts vermißt ihn unterweilen und verfällt dem Wahne, Gott sei fortgegangen. Was sollst du dann tun? Genau dasselbe, wie wenn du im schönsten Wohlgefühle wärst! dasselbe lerne tun, so du im ärgsten Leiden stehst. Es gibt keinen bessern Rat, Gott zu finden, als: wo man ihn gelassen hat! Wie dir war, da du ihn zum letzten Male hattest, so tu auch nun, derweil du seiner missest! so findest du ihn. Aber wie gesagt: der gute Wille, der verliert, noch vermißt Gottes überhaupt niemals.

Viele Leute sprechen: „wir haben guten Willen!“ Sie haben aber nicht Gottes Willen! Sie wollen ihren Willen haben und wollen unsern Herren lehren, er hab es so und so zu machen. Das ist durchaus kein guter Wille. Bei Gotte muß man forschen nach dessen liebstem Willen! Darauf ist Gott überall aus, daß wir das Wollen aufgeben. Da Sankt Paulus mit unserm Herrn geheime Red' und Widerrede pflog, das schaffte alles nicht, bis daß er den Willen aufgab und sprach: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ Da wußte unser Herr wohl, was er tun sollte! So auch da Unserer Frau der Engel erschien. Alles, was sie je getan und geredet, das hätte sie niemals zur Mutter Gottes gemacht:

aber sobald sie ihren Willen aufgab, da auf der Stelle ward sie eine wahre Mutter des ewigen Gottesworts, da empfing sie Gott; der ward ihr natürlicher Sohn. Nichts in der Welt macht uns zu wahren Menschen, als Willenshingabe. Ohne sie haben wir mit Gott überhaupt nichts zu schaffen. Wiederum: käm es dahin, daß wir allen unsern Willen aufgäben und uns aller Dinge, äußerlich wie innerlich, zu entschlagen getrauten, so hätten wir die Welt geschaffen, nicht er. Solcher Leute findet man wenige.

Ob sie sich's bewußt sind oder nicht, die immer nur auf ‚Stimmung' und große ‚Erlebnisse' aus sind und nur diese angenehme Seite haben wollen: Eigenwille ist das, weiter nichts! Du solltest dich Gotte gänzlicher ergeben. Und da kümmer dich weiter nicht, was er anfange mit seinem Eigentum! Es sind tausend Menschen tot und im Himmel, die niemals völlig aus ihrem Willen gingen. Das wär allein ein vollkommener und wahrer Wille, daß man ganz getreten wär in Gottes Willen und stånd des Eigenwillens bar. Je weiter es einer hierin gebracht hat, um so mehr ist er Gott einverleibt. Ja! ein Ave-Maria in solcher Gesinnung gesprochen, ist förderlicher, als tausend Psalter gelesen ohne sie, ein Schritt in ihr besser, als ohne sie eine Fahrt über Meer.

Der Mensch, der also sich selbst ganz entgangen wär, wahrlich, der wär so ganz und gar in Gott gesetzt, wo man ihn rühren wollte, da müßte man Gott zuerst anrühren: Gott umschließt ihn, wie meine Kappe mein Haupt umschließt, und wer mich wollt angreifen, der müßte zuerst mein Kleid berühren. Oder ein andrer Vergleich. Soll ich trinken, so muß der Trank zuerst über die Zunge gehn, da empfängt er seinen Geschmack. Ist die Zunge bekleidet mit Bitterkeit, dann mag der Wein an sich noch so süß sein, er muß ja bitter werden auf dem Wege, auf dem er an mich kommt. So auch ein seines Ichs entkleideter Mensch würde dermaßen mit Gott umfangen sein, daß die Erschaffenen allesamt unfähig wären, ihn zu rühren, sie rührten denn Gott zuerst: was an ihn kommen sollte, das müßte durch Gott hindurch zu ihm gelangen, da empfängt es seinen Geschmack und wird gottartig. Wie hart daher ein Leiden sei, kommt es auf dem Wege über Gott, darunter

leidet Gott an erster Stelle. Und sogar dies: vor Gott ist nie ein Leid, das uns befällt, so gering, eine Mißstimmung, eine Widerwärtigkeit, daß es nicht in Gott gesetzt, ihn ohnmaßen näher rührte und viel ärger zuwiderliefe als dem Menschen. Läßt aber Gott es sich gefallen um irgend einen Vorteil, den er dir darin ersehen hat, und willst du leiden, was er erleidet und durch ihn an dich kommt, so wird es von selber gottartig, Verschmähung und Bitternis wie das Allersüßeste und die dickste Finsternis wie das klarste Licht: es nimmt alles seinen Geschmack an Gott und wird göttlich, es formt sich alles nach dessen Bilde, was immer an diesen Menschen kommt.

Das Licht leuchtet in der Finsternis, da wird man seiner gewahr. Was soll denn den Leuten so ‚Licht' wie Lehre, denn daß sie's nützen? So sie in der Finsternis sitzen und mitten im Leid, so wird man sehen, was es ist mit ihren Erleuchtungen!

7. Vom Segen der Sünde

Wer die Selbstheit hinter sich gelassen, der kann ja eigentlich niemals Gottes missen, bei keinem Tun. Geschäh's aber doch, daß Fuß oder Zunge ihm strauchelte oder sonst ein Ding ihm zu unrecht geriete, ob doch Gott sein Beginn war bei dem Werk: so muß Er wohl oder übel den Schaden auf sich nehmen, doch du darfst darum keineswegs von deinem Werke lassen! Solcher Zwischenfälle wird man in diesem Leben wohl nie ganz überhoben sein. Doch darum, weil etwann auch Ratten unter das Korn fallen, darum soll man das gute Korn noch nicht verwerfen. Vielmehr, wer recht gemutet und sich mit Gott auskennt, dem gerieten alle solche Prüfungen und Zwischenfälle zu erheblicher Förderung. Denn dem Guten müssen alle Dinge zum Besten dienen — wie Sankt Paulus sagt und ebenso Sankt Augustinus: sogar die Sünde!

Gesündigt haben ist keine Sünde, sobald's uns leid ist. Zwar

darf man Sünde nicht begehen wollen, um alles nicht in Zeit noch Ewigkeit, weder ‚tödliche' noch ‚läßliche', sondern überhaupt keine. Wer sich auf Gottes Art versteht, der wird sich immer vor Augen halten, daß der getreue huldreiche Gott den Menschen aus einem sündigen in ein göttlich Leben gebracht, aus seinem Feinde ihn zu seinem Freunde gemacht hat — was mehr ist, als eine neue Erde schaffen!

Gewiß der stärksten Antriebe einer, den Menschen ganz auf Gott zu stellen und wunder wie zu entzünden in mächtiger Gottesliebe! Aber wer wirklich hereingenommen wäre in den Willen Gottes, der wird auch nicht wollen, die Sünde, in die er gefallen, möge überhaupt nicht geschehen sein.

Nicht zwar insofern, als sie etwas Widergöttliches war: sondern sofern du damit zu desto größerer Liebe gebunden und dich durch sie gemindert und gedemütigt fühlst. Denn war deine Tat auch wider Gott gerichtet, so darfst du doch Gotte schon zutrauen, daß er dir soetwas nicht verhängt hätte, er wollte denn dein Bestes daraus ziehen. Wenn dann aber der Mensch sich entschlossen aufrichtet und abkehrt von der Sünde, so tut der getreue Gott, als ob der Mensch nie in Schuld gefallen wär, und will ihn alle seine Sünden auch nicht einen Augenblick entgelten lassen: und wären ihrer mehr, als je die Menschheit aufgehäuft, nie wieder wird ihn Gott etwas davon entgelten lassen, er ist imstande, mit diesem Menschen alle Vertraulichkeit zu haben, die er je einem Sterblichen gestattete. Ob er ihn anders jetzt bereit findet, so sieht er nicht an, was er zuvor gewesen ist! Gott ist ein Gott der Gegenwart: wie er dich findet, so nimmt er dich und läßt dich zu. Er fragt nicht, was du gewesen, sondern was du jetzo bist. Allen Schaden und Schande, die Gott angetan werden durch die Sünde, die will er sich gerne gefallen lassen, jahrelang, nur damit der Mensch hernach zu einer überwältigenden Erkenntnis seiner Liebe komme und Anhänglichkeit und Dankbarkeit bei ihm nur um so stärker, sein Ernst und Eifer nur um so brennender werde, wie das ja billig nach der Sünde zu geschehen pflegt.

Darum hat denn auch Gott das Sündenelend am öftesten ge-

rad über die Menschen verhängt, die er zu großen Dingen hat ersehen wollen. Sieh es doch an: wer war unserm Herrn lieber und heimlicher als die Apostel? Nicht einer bleibt, der nicht gefallen war, alle waren sie Todsünder gewesen! Im alten und im neuen Bunde hat er's immer wieder bewiesen an denen, die ihm hinterher wer weiß wie nahe standen. Und auch noch hört man selten, daß die Leute es weit bringen, sie seien denn zuerst auf Abwege geraten.

Worin Gott uns seine große Barmherzigkeit zu erkennen geben und uns mahnen will zu rechter Demut und Bedenklichkeit! Denn so oft die Reue sich erneut, wird auch die Liebe mit Macht gesteigert und erneuert werden.

8. Von der Reue

Reue gibt es von doppelter Art. Die eine ist zeitlich und sinnlich, die andere göttlich und übernatürlich. Die zeitliche zerrt sich nur immer tiefer hinab in immer ärgere Pein und setzt den Menschen in einen Jammer, als ob er straks verzweifeln müsse. Die bleibt stecken im Elend und kommt nicht vom Fleck: es wird nichts daraus.

Anders die göttliche Reue. Sobald nur im Menschen eine innere Mißbilligung auftaucht, gleich erhebt er sich auch zu Gott und setzt sich, gegen jede Sünde sorglich gewappnet, in einen unerschütterlichen Willen. Und von da erhebt er sich zu grenzenlosem Gottvertrauen und gewinnt eine grenzenlose Sicherheit. Und hieraus entspringt eine geistige Freude, die die Seele heraushebt aus allem Elend und Jammer und zusammenschließt mit Gott. Und je gebrechlicher sich einer fühlt und je zahlreicher seine Missetaten: je mehr er Ursache hat, sich in ungeteilter Hingabe an Gott zu binden, bei dem es keine Sünde und kein Gebresten gibt.

Der sicherste Grad darum, den man beschreiten mag, will man in gesammelter Andacht zu Gotte gehen, ist: sündlos zu sein kraft der göttlichen Reue. Und je schwerer man selber die Sünde wägt, um so eher ist Gott bereit, sie zu vergeben, zur

Seele zu kommen und die Sünde zu vertreiben. Ist jeder doch am rührigsten, das abzutun, was ihm am meisten zuwider ist. Je zahlreicher und schlimmer die Sünden sind, nur um so lieber und rascher vergibt sie Gott, je mehr sie ihm damit zuwider sind. Kaum also, daß die göttliche Reue sich zu Gott erhebt, so sind alle Sünden bälder verschwunden in den Abgrund Gottes, als ich mein Auge zutun könnte, und werden so vollständig zunichte, wie wenn sie nie geschehen wären.

9. Von zweierlei Gewißheit ewigen Lebens

Wahre und vollkommene Gottesliebe läßt sich daran prüfen: ob man unbegrenzte Hoffnung und Zuversicht hegt zu Gott. Es gibt keinen bessern Maßstab der Liebe als Vertrauen. Wenn man einen andern herzlich und hingegeben liebt, so ist damit das Vertrauen von selber gesetzt. Was man Gott irgend zutraut, das findet man auch wirklich an ihm, und tausendmal mehr! Wie nie ein Mensch Gott zuviel lieben kann, so kann man ihm auch nie zuviel vertrauen — alles, was man sonst tun könnte, ist nicht entfernt so ziemlich, als ein unbegrenztes Gottvertrauen. Alle, die zu dieser großen Zuversicht sich aufgeschwungen haben, die hat er nicht wieder losgelassen, er wirkte große Dinge mit ihnen. Er wußte wohl, daß dieses Vertrauen herkommt aus Liebe.

Aber Liebe hat nicht allein Vertrauen, sie besitzt auch ein echtes Wissen und eine unzweifelhafte Sicherheit. Zweierlei Wissen gibt es in diesem Leben über das ewige Leben.

Das eine beruht darauf, daß Gott es dem Menschen selber sage, oder durch einen Engel entbiete, oder es ihm durch eine sonderliche Erleuchtung dartue. Das geschieht selten und wenigen Leuten.

Das andere Wissen ist ungleich besser und förderlicher und wird regelmäßig allen vollkommenen gottliebenden Leuten zu teil. Es beruht eben darin, daß der Mensch kraft der Liebe und Zuge-

hörigkeit, die er zu seinem Gotte hegt, zu ihm voll rückhaltlosen Vertrauens und seiner ganz sicher ist; wie er ihn denn unterschiedlos entgegennimmt in allem Endlichen. Und bestritten's ihm auch alle Kreaturen unter ihrem Eide, ja stritte Gott selber es ihm ab: sein Zutrauen wankte nicht! Denn Liebe kann nicht mißtrauen, sie gewärtigt nur Gutes. Und es hat nicht Not, daß man das dem Liebenden und Geliebten erst sagen dürfe: Indem einer empfindet, daß er Gottes Freund ist, ist er auch kurzerhand vergewissert über alles, was ihm gut ist und zu seiner Seligkeit gehört. Denn wie liebend dir auch zu ihm ist: des kannst du sicher sein, daß ihm ohnmaßen liebender ist zu dir, und er in dich noch ungleich größeres Vertrauen setzt. Denn er ist selber die Treue.

Solcher Dinge kann man von ihm sicher sein, und sind alle sicher, die ihn lieben. Diese Gewißheit ist viel umfassender und verläßlicher als die erste, sie kann nicht trügen. Das Sagen könnte trügen, und das Licht möchte vielleicht ein Irrlicht sein. Diese Gewißheit dagegen verspürt man in allen Vermögen der Seele, sie kann nicht trügen in denen, die ihn wahrhaft lieben! Ein Zweifel ist für sie daran so wenig möglich wie an Gott selber.

Liebe vertreibt alle Furcht, sagt Paulus; und gleichfalls geschrieben steht: Liebe deckt der Sünden Fülle zu, sie weiß von Sünde nicht! Was doch gewiß nicht bedeutet, man dürfe nie gesündigt haben: sondern daß sie ganz und gar verderben und vergehen, wie wenn sie nie gewesen wären. Alle Werke Gottes sind auf einen Schlag vollkommen bis zum Rande: wem er vergibt, dem vergibt er alles mit einem Male und lieber Großes als Kleines. Auch dies eine Wirkung des rückhaltlosen Vertrauens. — So achte ich denn dieses Wissen für ungleich besser: es bringt mehr Gewinn und ist verläßlicher als das erste. Denn hier bildet auch die Sünde kein Hindernis. Sondern die Gott in gleicher Liebe findet, die urteilt er als gleich, hab einer nun viel oder gar nicht mißgetan! Da gilt nur das Wort unsers Herrn: „Wem mehr vergeben wird, der liebe um so mehr!"

10. Von rechter Pönitenz

Viele Leute halten dafür, daß sie schwierige Dinge anstellen müßten mit äußerem Gebaren; wie fasten, barfuß gehen und solcher Dinge mehr. Man nennt das: Pönitenzen.

Aber die allerbeste Pönitenz — mit der man wirklich erheblich fördert — ist die, daß man sich zu einer vollständigen Abkehr entschließe von allem, was nicht durchaus Gott und göttlich ist an uns und aller Welt; und dafür eine volle und entschiedene Zukehr eintausche zu seinem lieben Gotte in unerschütterlicher Hingabe, derart, daß unser Gedenken und Gelüsten groß sei zu ihm. Das Werk, bei dem dir das am besten gelingt, das gerad ist für dich das rechte, und je mehr du's betreibst, desto echter die Pönitenz und die Reue, desto rascher spült sie die Sünde fort, dazu auch alles Segefeuer. Ja, wolltest du im letzten Augenblick mit aufrichtigem Mißbehagen dich von aller Sünde ab- und ebenso entschieden Gotte zukehren: und hättest du alle Sünden getan, die aufgehäuft wurden von Adams Zeiten bis in alle Zukunft, es wird mitsamt dem Segefeuer dir alles ganz vergeben sein, daß, stürbest du zur Stund, du hinführest vor Gottes Angesicht!

Dies die wahre Pönitenz. Und die kommt, als in ihrem Gipfel, am vollkommensten an den Tag in dem teuren Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Je näher man diesem Vorbild kommt, im selben Maße fallen von uns alle Sünden ab samt ihrer Pein. Wir müssen uns gewöhnen, in allem unsern Tun und Lassen, Leiden und Leben uns hinaufzubilden in das Leben und die Werke unsers Herrn Jesu Christi, und allezeit nur ihn im Auge haben, wie er's nur immer auf uns abgesehen hat.

Diese ‚Pönitenz' ist: schlechthin Erhebung des Gemüts über alles Endliche, ein Aufgehen in Gott. Die Werke, bei denen dir das am besten gelingt, denen widme dich freien Muts. Und hindert dich dabei ein äußerliches Werk, wie Wachen, Fasten, Lesen oder was sonst, so laß es freimütig weg, unbesorgt, du könntest etwas versäumen an ‚Pönitenz'. Gott sieht nicht an,

welches die Werke seien, sondern nur, welches die Liebe, die Andacht, das Gemüte sei in diesen Werken: es liegt ihm nicht an unsern Werken, sondern einzig an unsrer Gesinnung, daran, daß er in allem unser Ziel sei. Denn der ist allzu gierig, der an Gott nicht genug hat. Das sei dir Lohns genug bei allen deinen Werken, daß dein Gott sie kennt und du ihn darin zum Ziele nimmst!

Je unbeirrter und geschlossener du dies tust, um so gründlicher büßen deine Werke alles Sündige. Gott, so mußt du bedenken, ist ein gemeiner Erlöser der ganzen Welt gewesen — und dafür bin ich ihm noch weit mehr Dank schuldig, als wenn er mich alleine erlöst hätte! So sollst auch du sein ein gemeiner Erlöser alles dessen, was du durch Sünde an dir verderbt hast. Da wirf dich, wie du bist, in ihn! Hast du doch mit Sünden verderbt dein Herz und Sinne, Leib und Seele und alle ihre Vermögen: was an dir und in dir ist, es ist alles gar siech und verdorben. Drum fleuch zu ihm, an dem nichts Krankes ist, sondern eitel Gesundheit: daß er sei ein gemeiner Erlöser alles Verderbnisses an dir, so inwendig wie auswendig!

11. Von rechter Nachfolge des strengen Lebens Christi

Es kann einem schon angst und bange dabei werden: daß unsers Herrn Jesu Christi Wandel und auch der Heiligen so gar streng und mühevoll gewesen, und man selber darin nicht eben stark ist noch sich sonderlich dazu getrieben fühlt! Und wenn sich nun die Leute hierin so unzulänglich finden, so achten sie sich wer weiß wie fern von Gott, als welchem sie nicht könnten nachkommen. Das soll man nicht! weder um einer Verfehlung oder Schwachheit willen, noch sonst worum. Denn gesetzt auch, arge Verfehlungen hätten dich dermaßen ausgetrieben, daß du unmöglich dich Gott nahesetzen kannst: so sollst du doch Gott dir nahe setzen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn der Mensch einen Abstand setzt zwischen sich und Gott. Denn ob der Mensch sich

auch entfernt oder nähert, Gott geht doch niemals fern, er hält sich immer in der Nähe, und kann er nicht drinnen bleiben, so kommt er doch nicht weiter als vor die Tür.

Und so nun steht es mit der Strenge der Nachfolge. Zunächst mußt du dir darüber klar werden, wozu du von Gott am allerdringendsten gemahnt seist. Denn wie Sankt Paulus sagt: alle Menschen sind mit nichten auf einen Weg zu Gott gerufen! Findest du nun, daß dein nächster Weg nicht geht in vielen äußern Werken und großer Mühsal und Entbehrungen — woran so schlechtweg auch gar nicht groß liegt, es fühle sich denn einer sonderlich von Gott dazu getrieben und besitze die Fähigkeit, solches ohne Beirrung seines Innenlebens durchzuführen — findest du solches nicht in dir, so bleib du ganz in Frieden und nimm es dir nicht weiter an!

So möchtest du sprechen: „Liegt denn nichts daran, warum denn haben's unsere Vorfahren und viele Heilige so gehalten?"

So bedenke: unser Herr hat ihnen diese Weise gegeben, aber auch die Kraft, die dazu gehört, sie ohne Wanken durchzuführen: darin sollten sie zu ihrem Heile kommen. Aber Gott hat des Menschen Heil nicht gebunden an eine sonderliche Weise: was die eine leistet, dies Vermögen hat Gott allen guten Weisen gegeben, keiner ist es versagt! Denn ein Gutes ist nicht wider das andere. Daran sollten sich auch die Leute klarmachen, wie unrecht sie tun, wenn sie etwann einen vortrefflichen Menschen kennen lernen, oder hören von ihm erzählen, der aber nicht ihrer Weise anhängt — so heißt es: alles verlorene Mühe! Weil ihnen deren Methode nicht gefällt, gleich muß es auch mit ihrer Gesinnung nicht weit her sein. Das ist nicht recht! Man soll andrer Leute Weise achten — auch eine gute Übung das! — und niemandes Weise schmähen. Ein jeder halte sich an seine gute Weise und ziehe dahinein alle andern und eigne mit ihrer Hilfe sich auch die Vorzüge der andern an. Wechsel der Weise ergibt ein unstät Wesen und Gemüt. Was die eine dir geben kann, das kannst du auch mit der andern erreichen. Unmöglich können doch alle Menschen nur einem Wege folgen! Das gilt auch von der Nachfolge

des strengen Lebens mancher Heiligen, die es sehr hart gehalten haben mit Bußübungen. Diese Weise sollst du hochschätzen und mag dir wohl gefallen: ohne daß du ihr doch folgen darfst.

Nun möchtest du sprechen: „Unser Herr Jesus, der hatte doch gewiß die höchste Weise; dem tun wir gut nur immer nachzufolgen!"

Schon recht! unserm Herrn sollen wir billig nachfolgen. Aber doch in allen Stücken nicht! Christus hat vierzig Tage gefastet: es wird sich wohl niemand übernehmen, ihm darin nachzufolgen. Er hat viele Werke getan, bei denen ihm an geistiger, nicht an buchstäblicher Nachfolge lag! Man muß sich also Mühe geben, wie man ihm vernünftig könne nachfolgen. Denn er hat mehr auf unsere Gesinnung sein Netz gespannt als auf unsere Werke. Immer müssen wir seinem eigentlichen Sinne folgen. Wie? das mußt du dir in jedem Falle besonders überlegen! Wie ich oft gesagt habe: ich achte ein geistiges Werk für viel förderlicher als ein körperliches.

„Wie das?"

Christus hat vierzig Tage gefastet. Darin folge ihm, indem du wahrnimmst, wozu du am leichtesten neigst: da entsage und halt dich in guter Hut. Das frommt dir mehr, dich unbekümmert zu erhalten, als ob du strengstens fastetest von aller Speise. So ist dir's manchmal schwerer, ein Wort zu verschweigen, als ob man überhaupt schwiege von aller Rede, und fällt's einem manchmal schwerer, eine kleine Schmähung, auf die nichts ankommt, zu vertragen, wogegen ein wuchtiger Schlag, auf den man sich eingestellt hat, einem leicht vorkäme. Schwerer ist es, allein zu sein unter der Menge, als in der Einsamkeit; schwerer auf Kleines zu verzichten, als auf Großes; oder ein geringes Werk zu vollbringen, als eines, das man für bedeutend hält.

So kann einer wohl unserm Herrn nachfolgen nach dem Maße seiner Schwachheit und braucht, ja darf nicht glauben, er reiche da nicht an. — Freilich darfst du bei deiner „Weise" nicht beworren sein mit Speise und Kleidern als die zu deinem Heil

gehörten! Sondern gewöhne deinen Grund und dein Gemüt, daß es darüber erhaben sei.

„Und warum?"

Nun, das wär doch eine schwache Innerlichkeit, der das äußerliche Kleid aufhelfen müßte: das Innere soll dem Äußern aufhelfen! Soweit es dabei nur auf dich ankommt: ist dir aber ein anderes Los gefallen, so magst du aus deinem Grund heraus auch das für gut nehmen, in der Weise, daß du dich darein schickst: wär dir aber das Gegenteil beschieden, daß du auch dieses dir gerne wolltest gefallen lassen. Ebenso mit der Speise, mit Freunden und Verwandten oder was dir Gott sonst geben oder nehmen mag: immer acht ich's für das beste, daß man sich großherzig Gott überlasse, mag er auch auf uns werfen Schande, Mühsal und welches Leid es sei: daß man das freudig und dankbar hinnehme und lasse sich lieber von Gott führen, als daß man sich selber darauf versetze.

Entsprechend in allen Dingen lernet willig von Gott und folgt ihm nach, so wird es mit uns recht! In solcher Gesinnung kann man unbeschadet Ehre annehmen und Gemach: nur daß man, fiel Ungemach und Unehre auf uns, auch die zu tragen gern erbötig wäre! Im vollen Bewußtsein des Rechts daher mögen die sich gute Speise gönnen, die ebenso geschickt und bereit wären zu fasten.

Das ist wohl auch der Grund, falls einmal Gott seine Freunde der großen Leidensprobe überhebt, anders könnte seine maßlose Treue das gar nicht zulassen. Eben weil gar solch großer Segen im Leide liegt und es doch nicht seine Art ist, mit guten Dingen zu kargen: er läßt sich auch hier genügen am guten Willen! Sonst ließ er ihnen kein Leid entgehen! Wenn sich aber Gott damit begnügt, so sei auch du es zufrieden. Und wenn ihm ein anderes behagt mit dir, so ebenfalls!

Denn innerlich sollte der Mensch so mit Gott geeint sein in allem seinen Wollen, daß er sich erst gar nicht groß abzugeben brauchte mit Weisen noch mit Werken. Und sonderlich meide

alle Sonderlichkeit, sei's in der Kleidung, der Speise, der Rede, wie hohe Worte zu gebrauchen oder absonderliche Gebärden, womit ja weiter nichts geschafft ist. — Doch sollst du wissen, daß keineswegs dir alles Sonderwesen verboten ist. Es gibt viel Sonderliches, das man manches Mal und bei manchen Leuten einhalten muß. Denn wer ein Besonderer ist, der muß auch Sonderliches tun zu vielen Malen auf vielerlei Weise.

Inwendig also sollen wir in jeder Hinsicht uns eingebildet haben in unsern Herrn Jesus Christus, so daß man in uns einen Abglanz finde aller seiner Werke, seiner ganzen Gottgestalt: wir müssen es in uns tragen, in so vollkommener Annäherung als nur möglich, sein ganzes Tun. An dir ist es nun, zu leisten, an ihm zu empfangen: tu du dein Werk aus aller deiner Versunkenheit, aus deiner innersten Gesinnung! Dazu gewöhne dein Gemüt zu aller Zeit, bis du in allem deinen Tun in ihm dich spiegeln darfst.

12. Vom Sakrament

Wer den Leib des Herrn gern nehmen möchte, der braucht nicht abzuwarten, bis er wer weiß wie große Innigkeit und Andacht in sich verspüre! Sondern er soll sich nur Rechenschaft geben, wie beschaffen sein Wille und seine Gesinnung sei. Du sollst nicht groß anschlagen, was für Gefühle du hast: das achte groß, was du zu nehmen dir vorsetzest!

Wer freien Herzens sich unserm Herrn nahen will, der bedarf dazu als erstes, daß er sich in seinem Gewissen frei finde von jeder Sündenmahnung. Zum andern, daß sein Wille Gott zugekehrt sei, es ihn nur gelüste nach Gott und dem Göttlichen und ihm mißfalle, was mit Gott unverträglich ist. Woran er auch gleich prüfen kann, wie fern oder nah er Gott steht: genau so weit er's hierin brachte! Und das dritte Erfordernis: daß die Schätzung des Sakraments und die Liebe zu unserm Herrn im Genuß nur immer noch wachse und die Ehrfurcht sich nicht mindere vom öftern Herzugehn. Denn manchmal was dem einen Leben ist, ist des andern Tod. Also prüfe dich, ob wirklich deine

Liebe wächst zu Gott und die Ehrfurcht nicht verlischt: je öfter du dann zum Sakrament gehst, um so viel besser nur und förderlicher. Und da laß dir deinen Gott nicht fortreden noch fortpredigen! Je mehr, je besser und Gott nur desto lieber. Denn unsern Herrn verlangt selbst danach, daß er in uns und bei uns wohne

Nun möchtest du sprechen: „Ach Herr, ich finde mich so bloß und kalt und träge, daß ich mich nicht getraue, zu unserm Herrn zu gehn!"

So sag ich: desto dringender bedarfst du's, daß du zu deinem Gotte gehst! Denn in ihm wirst du geheiligt und ihm alleine angeschlossen und geeinet. Denn *die* Gnade findest du recht eigentlich im Sakrament wie nirgend sonst: daß deine leiblichen Vermögen da geeinigt und gesammelt werden durch die hehre Kraft der sinnfälligen Gegenwart des Leibes unsers Herrn, also, daß alle deine zerstreuten Sinne werden hierin gesammelt und in eins gefaßt, und die einzeln nur zu tief sich niederneigten, die werden hier aufgerichtet und Gotte nach Gebühr erboten. Und werden von Gottes Pflegerhand nach innen gewöhnt und freigestutzt von leiblichen Hemmungen durch die irdischen Dinge. Und werden sehnsüchtig zu göttlichen Dingen und gekräftigt und durch seinen Leib erneut. Denn wir sollen *in ihn verwandelt und allzumal geeinigt* werden: daß das Seine unser wird, und alles Unsere wird das Seine: unser Herz und das seine *ein* Herz, und unser Leib und der seine *ein* Leib. Dermaßen sollen alle unsere Sinne, dazu unser Wille und Gesinnung, all unsere Kräfte und Glieder ihm einverleibt werden, daß wir ihn spüren und seiner bewußt werden in allen Vermögen Leibes und der Seele.

Nun möchtest du sprechen: „Ach, Herr, von solchen großen Dingen werd ich nichts in mir gewahr, nur Armut: wie dürft ich da denn zu ihm gehn?"

Traun! willst du denn deine Armut wandeln, so geh zu dem entschütteten Schatze alles maßlosen Reichtums: so wirst du reich. Denn des sollst du gewiß sein in dir, daß nur Er der Schatz ist,

an dem dir genügen und der dich erfüllen mag. — Darum will ich zu dir gehn, auf daß dein Reichtum einströme in meine Armut, und all deine Unendlichkeit die Fülle werde meiner Leere, deine grenzenlose unbegreifliche Gottheit Erfüllung für mein ach so schnödes, verdorbenes Menschentum!

„Ach, Herr, ich habe zu viel gesündigt, nie vermag ich's zu büßen!"

Da geh zu ihm, er hat vollauf gebüßt, alle Schuld! In ihm vermagst du wohl das würdige Opfer dem himmlischen Vater zu opfern für alle deine Schuld.

„Ach, Herr, wie gern wollt ich ihm huldigen: ich kann's doch nicht!"

Geh zu ihm, er ist allein schon ein huldvoller Willkommensgruß des Vaters, das verkörperte maßlose vollkommene Lob aller göttlichen Güte! Kürzlich: willst du aller Gebresten mit einem Mal benommen werden, dafür mit Vorzügen und mit Gnaden bekleidet und in den Ursprung wonniglich geführt und heimgeleitet werden: so halt dich so, daß du das Sakrament würdig und oftmals zu nehmen im stande bist. So wirst du ihm hinzugeeint und mit seinem Leib geadelt. Ja, im Leib des Herrn wird die Seele dermaßen nah Gott eingefügt, daß die Engel alle, nicht Cherubim noch Seraphim, den Unterschied mehr wissen noch finden können zwischen ihnen beiden. Denn wo sie Gott rühren, da rühren sie die Seele, und wo die Seele, da Gott. Nie ward so nahe Einung! Denn die Seele ist viel enger mit Gott vereint, als Leib und Seele, die einen Menschen machen. Diese Einung ist viel inniger, als wenn man einen Tropfen Wasser gösse in ein Faß voll Wein: es wäre Wasser und Wein, und doch wird beides in eins gewandelt, daß alle Kreaturen außer stande wären, den Unterschied zu finden!

Nun möchtest du sprechen: „Wie mag das vor sich gehen! noch empfinde ich rein nichts davon!"

Was liegt daran? Je weniger du's empfindest und fester glaubst, um so löblicher dein Glaube und wird um so höher eingeschätzt!

Denn ein ganzer Glaube ist viel mehr als ein Wähnen: in ihm besitzen wir ein wahres Wissen. Fürwahr, es fehlt uns nichts als ein rechtes Glauben! Daß uns däucht, wir empfingen Wertvolleres in diesem als in jenem, das rührt einzig und allein her von äußeren Festsetzungen. In Wirklichkeit steckt in einem nicht mehr als im andern: wer gleich glaubt, der nimmt gleich und hat gleich.

Nun möchtest du sprechen: „Wie könnt ich solche hohen Dinge glauben, da ich mich dessen doch nicht fähig finde, vielmehr recht unvollkommen und hingezogen zu vielen Dingen!"

Sieh! da mußt du ein Doppeltes an dir ins Auge fassen, wie solches auch an unserm Herrn zu finden war. Auch bei ihm gibt es Unterschied der oberen und der niederen Kräfte, auch bei ihm hatten sie zweierlei Werk. Seinen oberen Kräften eignete ein Besitzen und Genießen ewiger Seligkeit. Aber die niederen, die standen zur selben Stunde im ärgsten Leiden und stritten auf Erden. Und keine dieser Tätigkeiten hinderte die andere in ihrem Vorhaben. So sollen auch in dir die obern Kräfte erhoben sein in Gott und ihm zumal erboten und hinzugefügt. Doch wahrlich! alles Leiden soll man ausschließlich dem Leib, den niedern Kräften und den Sinnen befehlen. Aber der Geist soll sich mit ganzer Kraft erheben und losgelöst in seinen Gott versenken. Der Leidenszustand aber der Sinne und niedern Kräfte, der geht die Seele nichts an, noch deren Anfechtungen. Je länger und stärker der Streit, um so größer und löblicher auch der Sieg und die Ehre des Sieges. Denn je schwerer die Anfechtung, je stärker der Anprall des Bösen, und man sie doch noch überwindet: um so eigner wird dir die Tugend, um so lieber deinem Gott.

Darum: willst du deinen Gott würdig empfangen, so laß dir angelegen sein, wie deine oberen Kräfte in deinen Gott gerichtet, dein Wille nach seinem stets auf der Suche sei, und deine Treue stets fester an ihm Wurzel fasse. Nie wird man in dieser Gesinnung den werten Leib unsers Herrn empfangen, daß einem nicht sonderliche große Gnade würde. Und je öfter, desto förderlicher.

Ja, es könnte einer den Leib des Herrn nehmen in solcher Andacht und Gesinnung, wär er anders recht verfaßt, daß er gleich kommen müßte in den untersten Chor der Engel!

Er könnte ihn derart empfangen zum andern Mal, daß er in den zweiten Chor erhoben würde.

Ja, mit dermaßen großer Andacht vermöchtest du ihn zu nehmen: du würdest gewürdigt in den achten, gar den neunten Chor!

Darum, stünden zweier Menschen Leben sich sonst in allen Stükken gleich, und der eine hätte einst unsers Herren Leib mit Würdigkeit einmal mehr empfangen als der andere: dadurch wird dieser sein wie eine blitzende Sonne vor dem andern und eine sonderliche Einung mit Gott erlangen.

Dies Nehmen und dies selige Genießen des Leibes unsers Herrn hängt nun keineswegs an dem äußerlichen Genuß: es genügt dazu auch ein geistiger Genuß, mit sehnendem Gemüt, in Hingabe und Andacht. Auch so kann man ihn so aufrichtig nehmen, daß man reicher wird an Gnaden als irgendein Mensch auf Erden. Das kann der Mensch verrichten tausend Mal am Tage und mehr, wo immer er weile, ob er siech sei oder gesund. Nur muß man sich als zu einem Sakrament herzubegeben: nach Gebühr in weihevoller Stimmung, und voller Inbrunst. Fehlt einem aber die Stimmung und die Inbrunst, so reize und bereite man sich dazu und halte sich danach! So wird man heilig in der Zeit und selig in der Ewigkeit.

Wenn jemand vorhat, den Leib des Herrn zu nehmen, soll das ohne große Enttäuschung ablaufen, so ist es ziemlich und sehr förderlich, daß man zuvor beichte, auch wenn man keine Gewissensbisse fühlt, um der Frucht des Sakraments der Beichte willen.

Ständ's aber so mit ihm, daß er sich irgendworüber strafen muß und vor Bekümmernis sich zur Beichte nicht fähig fühlt, so geh er zu seinem Gotte und gebe er sich dem schuldig in rückhaltloser Reue, und sei beruhigt, bis er zur Beichte Muße fühlt. Ent-

fallen hierbei inzwischen die Bedenken und Gewissensbisse, so mag er denken, Gott habe ihrer auch vergessen.

Man soll Gott eher beichten als den Menschen, wobei man schuldig ist, vor Gott die Fehler schwer zu wägen und sich sehr zu strafen. Auch soll man nicht, weil man doch zum Sakramente gehn will, das leichtfertig übergehen und unterwegs lassen um äußerer Geschäfte willen. Wenn anders des Menschen Meinung auf Gott gerichtet ist und gut.

13. Vom Wert der Gewöhnung

Es will erst gelernt sein, wie man in aller Wirksamkeit sein Inneres frei erhalte. Für einen ungeübten Menschen ist's ungewohnte Arbeit, bis er es fertig bringt, daß keine Gesellschaft und kein Geschäft ihn hindere und Gott immer gleich gegenwärtig sei, beständig ihm leuchte in derselben Klarheit. Dazu gehört gar ein regsamer Fleiß und sonderlich zwei Dinge.

Das eine, daß er sein Inneres wohl verschlossen halte, sein Gemüt gewarnt sein lasse vor der Welt der Bilder, die draußen um ihn stehen: daß sie auch außer ihm bleiben und nicht, fremd wie sie sind, mit ihm wandeln und verkehren und so eine Stätte in ihm finden.

Das andere betrifft die Vorstellungen seines Innern, seien es Bilder aus einem Aufschwung des Gemüts oder Abbilder der Außenwelt, die gerade den Gegenstand seines Bewußtseins bilden: daß er sich in die nicht zerlasse und zerstreue, noch sich veräußere an ihre Mannigfaltigkeit. Dazu muß man seine Seelenkräfte erst erziehen und seinen innern Stand sich immer gegenwärtig halten.

Nun möchtest du sprechen: „Der Mensch muß sich hinauskehren, soll er in der Welt etwas schaffen; zu jeder Arbeit bedarf es der genau entsprechenden Vorstellung!"

Schon wahr! Aber seine Vorstellungen von der Außenwelt sind dem Geübten nichts Äußerliches! Denn alle Dinge sind

dem inwendigen Menschen nur eine inwendige göttliche Bestimmtheit.

Die erste Bedingung dafür ist, daß der Mensch seine Vernunft gründlich zu Gott gewöhne, nur so wird sein Zustand dauernd ein göttlicher. Der Vernunft ist nichts so eigen und gegenwärtig und nahe als Gott, sie mag sich anderm gar nicht zukehren: erst wenn man ihr Gewalt und Unrecht antut, kehrt sie sich den endlichen Dingen zu, sie wird da geradezu gebrochen und verkehrt. Ist sie aber einmal verdorben in einem jungen Menschen oder überhaupt in einem, da muß man dann alle erdenkliche Sorgfalt daransetzen, um sie nur wieder her zu gewöhnen und zu ziehen. Denn so eigen und natürlich ihr Gott auch ist, ist sie erst einmal aus der Bahn geraten, hat sie sich hingewöhnt zu den Kreaturen und mit ihnen sich befreundet und verbildert: so wird sie dieses Teils dermaßen verelendet und der Herrschaft über sich beraubt und von ihrem edlen Ziel in solchem Maße abgebracht, daß aller Fleiß, dessen man fähig ist — der reicht immer noch kaum aus, sie völlig wieder her zu gewöhnen: hinfort bedarf es steter Hut!

Vor allen Dingen also muß man sehen auf eine feste und verläßliche Gewöhnung. Wollte ein ungewöhnter Mensch sich so halten und handeln wie ein geübter, der würde sich nur gründlich verderben, es würd' nie etwas aus ihm. Erst nachdem man sich der Welt entwöhnt und ihr entfremdet hat, darnach dann mag man frei schalten und walten und unbekümmert der Dinge genießen oder entbehren, ohne Schaden. Sonst aber, wenn man irgend worauf eine Neigung und Gelüste wirft und seinen Willen hinterdrein schickt, handle es sich um Essen und Trinken oder andere Dinge, das kann ohne Verfehlung garnicht abgehen bei einem ungeübten Menschen.

Nicht eignen Vorteil, sondern Gott in allen Dingen zu suchen und zu ergreifen, das muß uns zur Gewohnheit werden! Gibt Gott doch niemals eine Gabe, nur damit man sie besitze und sich dabei bescheide. Sondern alle Gaben, die er gegeben im Himmel und auf Erden, die gab er alle darum, damit er eine Gabe geben könne, sich selber, mit ihnen allen will er uns nur bereiten zu

der Gabe, die er selber ist. Und alle Werke, die Gott je vollbracht im Himmel und auf Erden, die vollbrachte er um eines Werkes willen, daß er dieses möcht zu stande bringen: daß er uns möchte selig machen. Also sage ich: in allen seinen Gaben und Schöpfungen müssen wir Gott erblicken lernen, an nichts uns genügen lassen, bei nichts stehen bleiben. Es gibt für uns überhaupt kein Stehenbleiben in diesem Leben, für keinen, wie weit er auch kam! Man muß nur allen Dingen gegenüber gefaßt sein auf Gaben Gottes, und immer auf neue!

Ich flechte eine kurze Geschichte ein von einer, die durchaus darauf aus war, eine bestimmte Gnade zu erlangen von unserm Herrn; da hätte ich erwidert: es fehle ihr an der nötigen Bereitung und gäbe ihr Gott die Gabe so unbereitet, sie müßte daran zu grunde gehn!

Frage: „Warum war sie nicht bereit? Sie hatte doch einen guten Willen, und Ihr behauptet ja, daß der alles vermöge und jede Vollkommenheit in ihm beschlossen liege?"

Allerdings! nur muß man zwei Bedeutungen unterscheiden beim Willen. Es gibt ein zufälliges und wesenloses Wollen; und es gibt ein schicksalmäßiges und schöpferisches, ein „gewöhntes" Wollen. Glaub mir, damit ist's nicht getan, daß des Menschen Gemüt abgeschieden sei im Augenblick, da man den Entschluß faßt, sich Gott anzuschließen! Sondern man muß eine wohlgeübte Abgeschiedenheit besitzen, die voran und hinterher geht, das erst befähigt uns, große Güter von Gott entgegenzunehmen, und in diesen Gütern Gott. Und ist man unbereit, zerstört man die Gabe und damit auch Gott. Das ist der Grund, warum uns Gott nicht allzeit geben kann, wie wir's erbitten. An ihm fehlt's nicht — ist's ihm doch tausendmal dringender zu geben, als uns zu nehmen — aber wir tun ihm Gewalt und Unrecht an damit, daß wir ihn an seiner natürlichsten Betätigung hindern mit unsrer Unbereitschaft. Für solch Empfangen muß man lernen, sich aus sich selbst hinauszuschaffen und gar nichts Eigenes zu behalten: man darf's nicht absehen auf För-

derung, Verzückung, schmelzende Gefühle, auf Lohn, aufs ‚Himmelreich', auf irgendein Ziel des Eigenwillens! Nie und nimmer gibt Gott sich in einen fremden Willen: wo er seinen Willen findet, da gibt er sich, ergießt er sich hinein. Je mehr wir uns entwerden, um so mehr wachsen wir aus ihm. Darum ist es nicht genug, wenn wir uns einmal aufgeben: sondern wir müssen uns oftmals erneuen und uns selber in jeder Weise vereinfachen und befreien.

Auch tut man gut, daß man sich nicht daran genügen lasse, seine Tugenden nur im Gemüte zu besitzen: auch im Werk, der Frucht der Tugend, soll man sich versuchen und erproben, und von den Leuten geübt und versucht zu werden nicht verschmähen.

Aber nicht genug, daß man die Tugend betätige, Gehorsam übe, Armut und Entsagung auf sich nehme oder auch bei weltlicher Lebensweise sich demütig und gelassen führe! Man soll darnach stehen und nicht nachlassen, bis man die Tugend gewinne in ihrem Wesen und Grunde. Und ob man sie endlich habe, dafür dies als Probe: Wenn sie unsere erste Regung ist, wenn man sie betätigt auch ohne Bereitung des Willens — wo man's, bei passender und bedeutender Gelegenheit, sich erst besonders vornimmt – wenn sie sich sozusagen von selber tut, rein aus Liebe zu ihr und ohne ein Warum. Dann hat man sie wirklich und eher nicht!

So lange währe die Schule des Verzichts, bis man nichts Eigenes mehr behält. Alles Gestürmes Unfriede stammt nur aus Eigenwillen, ob man es merke oder nicht. Sich selber muß man ohn' Besinnen, ein Geläuterter und Entwordener an Wunsch und Willen, begraben in Gottes guten und lieben Willen, mit dem allein man wollen und wünschen darf hinfort.

Frage: „Soll man auch göttlicher Verzückungen mit Willen sich begeben? mag das nicht vielmehr seinen Grund haben in Trägheit und allzu schwacher Liebe zu ihm?"

Freilich schon: wenn man einen Unterschied nicht übersieht! Ob es in Trägheit oder wirklicher Abgeschiedenheit seinen Grund hat, dafür gelte als Merkmal: Ob man in diesem Zustand der Ver-

lassenheit Gott so getreu ist, wie wenn man in den höchsten Gefühlen schwelgte; ob man hier in seinem Handeln gegen dort um nichts zurückbleibt, und sich so ablehnend verhält gegen jeden Trost und äußeren Behelf, wie da man Gott als gegenwärtig spürte!

Dem rechten Menschen bei seinem guten und vollkommenen Willen kann denn auch keine Zeit zu kurz sein. Denn wo der Wille also steht, daß er zu allem, dessen er fähig, auch fest entschlossen ist — nicht allein jetzt: sondern wären ihm tausend Jahre zu leben vergönnt, er wollte allzeit tun, was irgend in seinen Kräften steht — dieser Wille zählt für so viel, als einer in den tausend Jahren wirklich zu stande bringen könnte! Vor Gott hat er alles getan.

14. Vom rechten Beginn

Wer in ein neues Leben oder Wirken treten will, der gehe zu seinem Gotte und von dem heische er mit großer Kraft und ganzer Andacht, daß er ihm das Allerbeste füge, wie's ihm am liebsten und seiner würdig sei. Und suche und sinne darin nichts für sich, sondern: wo Gott wohl hinaus wolle, weiter nichts! Was ihm dann Gott zuteilt, das nehm er unmittelbar aus Gottes Hand, halt es für sein Erwünschtes und sei darin ganz ohne Rest zufrieden. Gescheh es nun, daß ihm nachmals eine andre Weise besser gefällt, so soll er gedenken: ‚deine Weise hat Gott dir aufgegeben!' Sie wird wohl für ihn die beste sein, das darf er Gott schon zutrauen! In der einen ergreife man alle gute Weise, und nicht bloß ihre Besonderheit. Denn der Mensch muß je eines tun — alles kann er doch nicht tun — und muß je eines sein: in das eine aber soll man alles fassen. Denn wollte einer alles tun, bald dies bald das, und von seiner Weise lassen und die eines andern annehmen, die ihm im Augenblick besser gefiele, das hätte nur eine bedenkliche Unstätheit zur Folge. Wie denn einer eher vollkommen würde, der aus der Welt erstmals in einen Orden träte, als wer aus einem Orden in einen

andern übergeht, wie heilig er auch gewesen wäre. Das kommt vom Wechsel der Weise. Man ergreife eine gute Weise und bei der bleibe man — und beginne nicht heute eines und morgen ein anderes — unbesorgt, daß man bei dieser etwas versäume: mit Gott verzieht man nicht, so wenig Gott je selber in Verzug kommt.

Eines somit nimm von Gott, und darein ziehe alles Gute. Findet sich's aber, daß es sich nicht vertragen will, daß eins das andere nicht duldet, das sei dir ein gewisses Zeichen, das es von Gott nicht stammt. Es ist nicht ein Gutes wider das andere! (Wie unser Herr spricht: „ein jedes Reich, das in sich selber geteilt ist, muß zu grunde gehn", und „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut".) So auch sei dir's ein gewisses Zeichen: welches Gut ein andres, ob auch ein kleineres, nicht neben sich duldet, daß das unmöglich von Gott stammen kann. Es muß fördern und nicht zerstören. Um es auf einen angemessenen und kurzen Ausdruck zu bringen, daran kein Zweifel verstattet ist: Der getreue Gott gibt einem jeden je sein Bestes! Soviel steht einmal fest: er nimmt keinen im Liegen, den er ebensogut hätte stehend finden können. Denn Gott, als das Gute, hat mit aller Welt nur immer das Beste im Sinn.

Es wird das Bedenken erhoben: „warum denn Gott nicht beizeiten die Leute von hinnen nehme, die er kennt als solche, die aus der Taufgnade fallen werden: daß sie stürben in ihrer Kindheit, eh sie noch zu Verstande kämen? Da er ja bei ihnen vorherweiß, daß sie fallen und nicht wieder aufstehen werden. Das wär doch bei denen ihr Bestes!"

Da erwidere ich: Gott ist kein Vernichter irgend welches Wertes, sondern ein Vollbringer. Gott ist nicht ein Zerstörer der Natur, sondern ihr Vollender. Zerstörte Gott die Natur schon also im Beginne, so geschäh ihr Gewalt und Unrecht. So etwas tut er nicht! Der Mensch hat einen freien Willen, mit dem er kiesen kann gut oder böse, und legt ihm Gott

vor: im Übeltun den Tod, im Rechttun das Leben. Der Mensch soll frei sein und ein Herr aller seiner Werke, unzerstört und unbezwungen! Gnade zerstört nicht die Natur, sie vollendet sie. Verklärung, das ist Gnade an ihrem Ziel.

Somit gibt es nichts in Gott, das zerstöre, was irgend Wesen hat. Sondern er ist ein Vollender aller Dinge. Also sollen auch wir kein kleines Gut, eine unscheinbare Weise, in uns zerstören für eine ansehnlichere, sondern sie zu ihrer Vollendung bringen!

So verlief unser Gespräch „von einem Menschen, der vorhätte, aufs neue ein Leben zu beginnen", und beschloß ich's etwa in folgender Weise:

Es müsse dieser Mensch, unbeschadet seiner Sonderweise, werden ein Gottsucher und Gottfinder schlechthin: zu aller Zeit, an allen Stätten und bei jeder Art Leuten. In diesem Bestreben kann man ohn' Unterlaß zunehmen und wachsen und nimmer zu Ende kommen mit Zunehmen.

15. Von der Selbstentäußerung

Ein Mensch, nehmen wir an, ziehe sich in sich zurück mit allen seinen Kräften, inneren wie äußeren. Damit befindet er sich in einer Verfassung, wo es in ihm kein Vorstellen noch sonst eine Einengung mehr gibt. Zugleich aber steht er ohne jede Betätigung innerlich und äußerlich.

Da soll man wohl wahrnehmen, ob sich einem irgend ein Tun von selber darbiete. Spürt man aber keine Lust, sich an ein Werk zu machen und sich's anzunehmen, so werfe man sich mit einem Ruck hinein in irgend eine Tätigkeit, gleichviel, ob eine inwendige oder auswendige!

Denn nie soll man sich, mag er noch so gut scheinen und auch sein, an einem Zustande genügen lassen, sobald man sich dabei genötigt sieht zu Härte und Gewaltsamkeit gegen sich selber. Wo denn doch auf einen eher die Bezeichnung paßt, man werde

getan, als: man tue. Auf daß man hier ein Mittun lerne mit seinem Gott.

Nicht als ob man damit seiner Innerlichkeit entgehen, entfallen oder ihr absagen müsse: sondern in und mit und aus ihr muß man zu wirken lernen derart, daß man die Einigkeit entlade in die Wirklichkeit und die Wirklichkeit einleite in die Einigkeit, und so gewohnt werde, in Muße tätig zu sein. Auf dieses Tätigwerden von innen her muß man das Auge richten und von da aus bewirken sein Lesen, Beten oder, ob es gebührt, ein äußeres Werk. Will jedoch das äußere Werk das innere zerstreuen, so halte man sich an das innere. Könnten sich aber beide zusammenfinden, das wäre das beste. Damit man ein Mittun hätte mit Gott.

Eine Frage: „Wie soll man da ein Mittun haben, wo man sich selber und aller Betätigung entfallen ist?"

Antwort: Ein Tun bleibt einem jedenfalls zu eigen, ein sonderbares allerdings: ein Vernichten seiner selbst! Doch geht auch die eigene Vernichtung und Selbstauflösung nie so weit, Gott muß auch das in sich zu Ende bringen, sonst hapert es damit. Dann erst erlangt dieses Sichdemütigen den nötigen Grad von Vollkommenheit, wenn Gott uns demütigt, durch uns selber. Damit erst genügen wir uns selber und dem Anspruch der Tugend, und nicht eher.

Frage: „Wie kommt Gott dazu, den Menschen, gar durch ihn selber, zu vernichten? Es scheint, dies Sich-selbst-vernichten des Menschen wäre von Gottes Seite nur ein Erhöhen? Wie es im Evangelium heißt: wer sich erniedrigt, der soll erhöht werden."

Antwort: Ja — und nein! Er soll sich „erniedrigen": und eben das gelingt ihm garnicht hinlänglich, Gott tue es denn! Und er soll „erhöht werden"! Nicht als ob dies Erniedrigen eines sei und das Erhöhen ein andres: sondern der höchste Gipfel der Erhöhung, der fällt gerade in den tiefsten Abgrund der Erniedrigung. Je tiefer zu Tal, um so höher und gewaltiger geht die Welle zu Berge. Je tiefer ein Brunnen, um so höher kommt sein Wasser: Tiefe und Höhe ist eins! Darum, je tiefer sich einer bringen kann, um so höher ist er. Wie unser Herr spricht: „Wer

der Größte sein will, der werde der Kleinste unter euch!" Es hängt eben eins am andern: wer der Kleinste geworden ist, der ist nunmehr der Allergrößte. Womit das Wort bewährt und erfüllt wird, des Evangelisten: „Wer sich erniedrigt, der wird erhöht."

Überhaupt beruht ja alles Wesenhafte an uns einzig und allein auf einem Zunichtewerden. „Sie sind reich geworden in allen Tugenden", also steht geschrieben. Traun! das wird nimmer geschehen, man werde denn zuvor arm aller Dinge. Wer die Welt will hinnehmen, der muß die Welt hergeben, das ist ein gerechter Kauf, ein Tauschen gleich um gleich — wie ich unlängst schon einmal sagte. Darum, weil Gott sich selber samt aller Welt zu seiner Freunde Eigen bestimmt hat, darum will er uns allen Eigenhalt gar und zumal benehmen. Ja wahrhaftig! daran liegt doch Gott nichts, daß wir als unser Eigentum ansprechen dürfen, was mir gerad ins Auge sticht! Alle Gaben, die er uns jemals gab, natürliche wie Gnadengaben, gab er uns immer nur unter der stillen Bedingung, daß wir uns nicht als Eigentümer fühlen dürften. Niemals hat er derart einem Menschen etwas gegeben, selbst seiner eignen Mutter nicht! Und um uns das nun gehörig einzuschärfen, darum nimmt er uns oft beides, so leibliches wie geistiges Gut. Denn auch an unsrer Ehre soll das Eigentum nicht uns zustehen, sondern ihm. Überhaupt sollen wir alles nur haben, als sei es uns geliehen und nicht gegeben: so Leib wie Seele, Sinne und Seelenkräfte, äußres Gut oder Ehre, Freunde, Verwandte, Haus, Hof und alle Dinge.

Was meint aber Gott, wenn er denen so eifrig nachstellt? Daß er selber an ihre Stelle rücken will! Hierin liegt für ihn die größte Wonne und Ergötzung. Und je besser und umfassender es ihm gelingt, um so größer seine Freude. Je enger unser Aneignen der Welt, um so lockerer halten wir Ihn; und je weniger wir die Welt festhalten, um so eigner haben wir ihn samt allem, was er bieten kann. Als daher unser Herr von allen Gründen zur Seligkeit reden wollte, da setzte er ‚Armut des Geistes' zum Haupt

ihrer aller: sie eröffnet die Reihe, zum Zeichen, daß alle Seligkeit und Vollkommenheit samt und sonders ihren Ursprung habe in ‚Armut des Geistes'. Und das mit Recht! da das ein Grund ist, auf dem alles Gute aufgebaut werden kann; jeder andere wäre nicht ohne eine Beimischung von Besonderheit.

Daß wir uns der Dinge, die außer uns sind, ledig halten, darwider will Gott uns zu eigen geben, was irgend im Himmel ist, und den Himmel selber mit allen seinen Kräften, ja alles, was je aus ihm erfloß, und aller Engel und Heiligen eigensten Besitz: daß das so gut unser Eigen sei, wie ihr's — im Maße, wie ich weniger Eigner von Dingen bin.

Daß ich aus meinem Selbst ausgehe um seinetwillen, darwider will Gott mit allem, was er ist und leisten mag, uneingeschränkt mein Eigen sein: recht mein wie sein, nicht weniger noch mehr. Tausendmal mehr wird er mein Eigen sein, als je ein Mensch ein Stück erwarb, das er im Kasten hat oder sich einverleibt hat. Nie ward etwas dermaßen mein, wie Gott mein soll sein mit allem, was er vermag und ist!

Dieser Besitz läßt sich nur dadurch erringen, daß wir hienieden kein Besitzrecht beanspruchen an uns selber und allem, was Er nicht ist. Und je wie diese Armut vollkommener und lediger ist, umso besessener jener Besitz.

Wiederum darf es auch nicht auf diese Gegengabe abgesehen sein: nicht einmal zwischendurch darf das Auge darauf abirren, ob man anders je dergleichen gewinnen soll und heimtragen! Reine Liebe zum Guten, das ist der einzige Weg.

Denn je lediger, desto einiger.

16. Von der Unbedürftigkeit

Wir sollen haben als hätten wir nicht und sollen doch alle Dinge besitzen; so verlangt es der edle Lehrer Sankt Paulus.

Der hat ohne Eigenhaft, der keinerlei Anspruch erhebt weder auf das eigne Selbst noch auf das, was außer ihm ist, nicht ein-

mal auf Gott. Willst du wissen, was, berechtigtermaßen, ein ‚armer Mensch‘ ist? Der ist wirklich ‚arm im Geist‘, der alles das wohl entbehren mag, was nicht nötig ist. Das hat, dem Sinne nach, schon Diogenes gesagt, der in seiner Tonne nackt saß, und zwar zum großen Alexander, der alle Welt unter sich hatte. „Ich bin“, sprach er, „ein viel größerer Herr als du! Denn ich habe mehr ausgeschlagen, als du in Besitz genommen hast. Was du für groß achtest zu besitzen, das ist mir zu gering, es erst noch ausdrücklich zu verschmähen!“

Der ist viel seliger, der der Dinge nicht bedarf, als wer auf ihnen sitzt als auf lauter Unentbehrlichkeiten. Der ist der Beste, der dessen entraten kann, was für ihn nicht Notdurft ist.

So auch, wer am meisten verschmähen kann, der hat am meisten gelassen. Es nimmt sich gewiß stattlich aus, wenn einer zu frommen Zwecken tausend Mark Goldes hergibt und reichlich mit seinem Gelde Klausen und Klöster baut und alle Armen speist. Aber der wäre viel seliger, der ebensoviel von Gotteswegen verschmähte. Der Mensch besäße ein rechtes Himmelreich, der um Gott sich aller Dinge zu entschlagen fähig wäre, gleichviel was Gott ihm gäbe oder nicht.

So sprichst du: „Ja Herr, wenn's nur an einem nicht scheiterte, an meinen Schwächen!“

Hast du Schwächen, so bitte Gott öfters: ob es denn nicht seine Ehre erfordere und ihm gefallen möchte, daß er sie dir abnehme, da du's doch ohne ihn nicht vermagst! Nimmt er sie dir ab, so dank ihm. Und tut er's nicht, so trägst du's nunmehr von ihm her: nicht mehr als sündige Schwäche, sondern als förderliche Übung, an der du ein Verdienst erwerben und Geduld üben sollst. Sei du zufrieden, ob er dir eine Bitte gewährt oder nicht: er gibt einem jeglichen, wie es sein Bestes ist und für ihn paßt. Soll man einem einen Rock zuschneiden, muß man ihn machen nach seinem Maß: der dem einen paßt, der paßt dem andern noch lange nicht, man mißt einem jeglichen besonders an. So gibt auch Gott einem jeden das Beste, wie's seiner überlegenen Einsicht nach für ihn

am Platze ist. Fürwahr, wer ihm hierin nur völlig vertraut, der nimmt und hält in der kleinsten Gabe so viel, wie in der größesten. Wollte mir Gott geben, was er dem Paulus gab, ich ließ mir's weiß Gott gern gefallen! Doch da er mir's nun einmal nicht geben will — denn nur verschwindend wenig Leuten bestimmte er, in diesem Leben schon dergleichen zu erfahren —, weil er das mir nicht gibt, darum bleibt er mir genau so lieb, sag ihm genau so Dank und bin's genau so gut zufrieden, daß er mir's vorenthält, wie wenn er's mir gibt. Einfach sein Wille wird mir genug sein! Überhaupt sollte mir sein Wille so lieb und wert sein: wo er es anders will, daß mir das lieber wäre, als wenn er mir die Gabe gegeben, in mir sich betätigt hätte. So trüg ich alle Gaben in mir und alles Wesen: Gott und alle Kreatur mögen dann ihr Bestes oder ihr Bösestes dazu tun, sie können mir's mit nichten benehmen. Wie kann ich da klagen, wo aller Menschen Gaben mein Eigen sind? Wahrlich, so wohl fühl ich mich bei dem, was mir Gott tut, gibt oder nicht gibt, daß ich's nicht mit einem Heller vergelten wollte, würd' mir ein Leben beschieden, wie ich mir's etwa als bestes erdenken möchte.

Nun sprichst du: „Ich fürchte, ich setz nicht genug Fleiß daran und bewahr mich nicht, wie ich möchte!"

Das laß dir leid sein: aber leid es mit Geduld und nimm's für eine Übung, so wirst du Frieden haben! Gott leidet gerne Schmach und Ungemach und will seines Dienstes und Lobes gern entbehren, damit die in sich Frieden haben, die sich ihm widmen und hingegeben sind. Warum also sollten wir nicht Frieden haben, mag er uns geben oder mögen wir entbehren müssen? „Selig die da leiden um der Gerechtigkeit willen," so steht geschrieben, unser Herr selber sagt's. Fürwahr, könnte ein Dieb, den man im Begriff steht zu hängen, der's auch ehrlich verdient hätte, weil er gestohlen hat, oder ein Mörder, den man eben nach Gebühr entleiben will, könnten die sich in ihrem Gemüte zu der Einsicht hinfinden: ‚sieh, du willst es leiden um der Gerechtigkeit willen, da man dir nur recht tut!' sie würden ohne Umstände selig. Mögen wir noch so

ungerechte Leute sein: nehmen wir von Gott, was er uns tut, als von ihm aus gerecht, leiden wir „um der Gerechtigkeit willen", so sind wir — selig. Dann aber klage auch nicht! Darüber klage allein, daß du noch klagest. Daß du noch nicht zufrieden bist, darüber beklage dich! Daß du zuviel hast! Denn wem recht wär, der empfinge genau so im Darben wie im Haben.

Nun sprichst du: „Ei sich! Gott wirkt doch so Großes in manchen Leuten, sie werden dermaßen mit göttlichem Wesen überkleidet: Gott handelt in ihnen, nicht mehr sie!"

Da danke Gott von ihnen aus, und gibt er dir's, in Gottes Namen, so nimm's! Gib er dir's nicht, so mußt du eben gutwillig darauf verzichten und alles ihm überlassen. — Beschwer dich auch nicht mit der Frage, ob Gott deine Werke wirke, oder du: Gott muß sie wirken, sobald nur er dein Ziel, mag er wollen oder nicht! Kümmer dich auch nicht darum, welch Wesen oder Weise Gott jemand anderm gebe! Wär ich dermaßen gut und heilig, daß man mich unter die Heiligen erheben müßte, so redeten die Leute und forschten hinter mir drein, ob es ‚Gnade' oder ‚Natur' sei, was in mir steckt, und kämen nie ins Reine. Wie verkehrt von ihnen! Laß Gott doch schalten in dir, dem gib das Werk; und kümmre dich nicht, ob er's ‚natürlich' oder ‚übernatürlich' zuwege bringe! Beides ist, Natur wie Gnade, sein. Was geht's dich an, womit's ihm paßt zu wirken in dir oder einem andern? Mag er doch sehen, wie und wo und auf welche Weise! Irgendwer hätte gern eine Quelle in seinen Garten geleitet; er sagt sich: damit ich Wasser bekomme, da schiert's mich nicht im mindesten, welcher Gattung die Rinne ist, durch die's mir zufließt: ob eisern, hölzern oder beinern, ob rostig oder blank; wenn ich nur Wasser kriege! So tun auch die gar verkehrt daran, die sich damit beschweren: wodurch wohl Gott seine Werke zustande bringt in dir? ob durch ‚Natur' oder durch ‚Gnade'? Laß ihn nur machen und hab alleine — Frieden!

Denn so weit bist du in Gott, als du im Frieden bist; und so weit außer Gott, als außerm Frieden. Ist etwas in Gott, dasselbe hat Frieden: soweit in Gott, soweit in Frieden.

Daran ermiß jeweils, wie weit du in Gott bist, und andern Falles: wo du Frieden, wo Unfrieden zu suchen hast! Wofern du Unfriedliches hast, muß dir auch notgedrungen unfriedlich sein: Unfriede kommt von der Kreatur, nicht von Gott.

Auch gibt es nichts in Gott, das zu fürchten wäre: alles, was in Gott ist, ist allein zu lieben. Und so gibt es auch nichts in ihm, worüber zu trauern wäre.

Wer allen seinen Willen hat und Wunsch, der hat Frieden. Das hat niemand, denn dessen Wille mit Gottes Willen völlig eins ist. Diese Einswerdung geb uns Gott. Amen.

Das Buch vom Troste

Benedictus deus et pater domini nostri Jesu Christi etc. (2. Kor. I, 2)



Der edle Lehrer Sanktus Paulus spricht diese Worte in seiner Epistel: „Gesegnet sei Gott, der Vater unsers Herren Jesu Christi, ein Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unsrer Trübsal!“

Nun gibt es dreierlei Trübsal, die den Menschen anfällt und bedrängt in diesem Elende: Schaden am äußern Gut; zum andern an unsern liebsten Freunden; zum dritten an uns selber, als Schmach und Ungemach, Schmerzen des Leibes und Leid des Herzens.

Hierum ist es mein Vorsatz mit diesem Buch, zunächst aus der allgemeinen Lehre einiges vorzutragen, was geeignet ist, sich damit zu trösten in allem seinem Ungemach, Betrübnis und Leid.

Und hat man sich manche tröstliche Wahrheit hieraus angenommen, so findet man darnach bei dreißig Stücke und Weisungen, jedes für sich allein fähig, sich mit ihm wohl zu trösten.

Und darnach findet man noch, im dritten Teil des Buches, Vorbilder und Lehren in Worten und Werken, die weise Leute getan oder gesprochen haben, als sie selber im Leide standen.

Erster Teil — Das Allgemeine

Als erstes muß man wissen, daß ‚der Weise‘ und ‚die Weisheit‘, ‚der Wahrhaftige‘ und ‚die Wahrheit‘, ‚der Gute‘ und ‚die Güte‘, ‚der Gerechte‘ und ‚die Gerechtigkeit‘ mit einander gleichsam Aug in Auge stehn. Die Güte ist kein Gemächt, noch Geschöpf, noch Ausgeburt; aber sie ihrerseits ist gebärend: sie gebiert den Guten. Auch der Gute als solcher ist kein Gemächt und kein Geschöpf, aber er ist geboren, ein Kind und Sohn der Güte: die gebiert sich mit allem, was sie ist, in ihn hinein, sein Wesen, Wissen, Wünschen und Wirken gießt sie strömend in ihn ein, und

er empfängt es alles aus dem Herzen und innersten Grunde der Güte und aus ihr allein! ‚Der Gute‘ und ‚die Güte‘ sind nicht mehr denn die eine Güte allein: bis auf den Unterschied eines Geborenen und eines Gebärenden. Und doch ist dies Gebären (der Güte) und Geborenwerden (in dem Guten) nur ein Wesen, ein Leben. Alles was des Guten ist, das nimmt er beides, von und in der Güte: hier ist und lebt und wohnt er, hier erkennt er sich und alles andere und will und wirkt mit und im An-sich-guten — und dieses wiederum durch ihn — alle seine Werke. Nach dem wie geschrieben steht (und spricht's der Sohn): „Der Vater, in mir bleibend und wohnend, wirkt die Werke. Der Vater wirkt bis nun, und ich wirke. Alles was des Vaters ist, ist mein, alles was mein ist, ist meines Vaters: sein Geben ist mein Nehmen.“

Noch ist zu bemerken: die Bezeichnung „das Gute“ schließt weiter nichts in sich, als rein nur das Gutsein. Dagegen wenn wir sagen „der Gute“, hört man gleich heraus, daß sein Gutsein ihm verliehen ist, einfließend und geboren von der ungeborenen Güte. In diesem Sinne sagt auch das Evangelium: „Wie der Vater das Leben hat in ihm selber, so hat er auch dem Sohne gegeben, daß er auch dasselbe Leben habe in ihm selber.“ In ihm, heißt es, nicht durch ihn selber, denn der Vater hat es ihm verliehen.

Was ich bisher dargelegt habe vom Guten und der Güte, das gilt auch genau so vom Wahrhaftigen und der Wahrheit, vom Gerechten und der Gerechtigkeit, vom Weisen und der Weisheit, von Gott dem Sohne und Gott dem Vater, von allem, das von Gott geboren und keinen Vater auf Erden kennt, dem sich nichts Endliches, nichts Ungöttliches eingebiert und in dem nichts sich erbildet als rein nur Gott. Sagt doch auch Sankt Johannes in seinem Evangelium, daß allen, denen Macht gegeben ist, Gottes Söhne zu werden, die nicht aus dem Blute noch aus Fleisches- noch Manneswillen, sondern aus Gott, aus ihm allein, geboren sind. Mit dem Blute meint er alles, was im Menschen nicht seinem Willen untertan ist. Mit dem Fleischeswillen, was zwar dem Willen untertan, jedoch mit Widerstreit

und Hinneigung zu fleischlichem Begehren: es gehört gemeinsam der Seele und dem Leibe an, nicht eigentlich der Seele allein; davon werden deren Vermögen müde und krank. Unter dem Mannes-willen aber versteht Sankt Johannes die höchsten Kräfte der Seele, deren Natur und Wirksamkeit unvermengt ist mit dem Fleisch. Und stehen in der Seele lauterm Grunde, streng geschieden von Zeit und Ort und allem, was auf die ein Absehen hat oder ihrer einen Nachgeschmack; die mit dem Nichts nichts gemein haben; in denen der Mensch nach Gott gebildet, an denen er von Gottes Geschlecht und Sippe ist. Und doch! da auch sie nicht Gott selber sind, sondern in und mit der Seele geschaffen: so muß sie auch ihrer noch entbildet, in Gott allein übergebildet, in ihm und aus ihm geboren werden, so daß er allein ihr Vater sei. So sind auch wir Sohn, Gottes eingeborener Sohn. Denn alles des bin ich Sohn, was mich nach sich, ihm selber ebenbürtig, bildet und gebiert: ein sogetaner Mensch ist Gottes Sohn, der Gute der Güte Sohn, der Gerechte Sohn der Gerechtigkeit. Nur als Sohn, ist auch er ein ‚Ungeboren-Gebärendes'; denn als ihr echter Sohn hat er dasselbe Wesen wie die Gerechtigkeit und tritt in alle ihre Eigenschaften.

Fürwahr! aus dieser Lehre insgesamt, die im heiligen Evangelium beschrieben ist und sich bestätigt vor dem natürlichen Licht der vernunftbegabten Seele, findet einer wahren Trost für all sein Leid.

Sankt Augustinus spricht: „In Gott gibt es keine Ferne noch Länge: willst du, daß er auch dir nicht fern noch lange sei, so füge dich zu Gott, denn da sind tausend Jahre wie der Tag, der heute ist." Ebenso sage ich: In Gott gibt es nicht Traurigkeit noch Leid noch Ungemach: willst du ledig sein alles Ungemachs und Leides, so halte dich allein an Gott! Sicherlich! all dein Leid kommt nur davon, daß du nicht umkehrst in Gott: stündest du in die Gerechtigkeit allein gebildet und geboren, dich vermöchte so wenig etwas leidend zu machen wie ‚die Gerechtigkeit', wie Gott

selber. Salomo bestätigt es: „Den Gerechten betrübt nichts, was immer ihm geschehen mag.“ Er sagt nicht: den gerechten Menschen oder Engel noch was sonst ein bestimmtes Gerechtes wäre — denn das ist immer Sohn eines irdischen Vaters, ein endlich Ding, ein Gemächt und Geschöpf, wie sein Vater auch. Sondern bloß: den Gerechten. Als welcher nichts Erschaffenes zum Vater hat und ganz nur ‚Gerechtigkeit‘, nur Gott ist. Darum kann Leid und Ungemach so wenig in ihn fallen wie in Gott. Die Gerechtigkeit kann ihn nicht in Leid versetzen, eitel Freude, Lust und Wonne ist die für ihn: sonst würd sie sich ja selber Leid bereiten. Und ihr Gegenteil, das Ungerechte, kann's erst recht nicht, denn alles Endliche liegt tief unter seinem Fuß, übt keinen Einfluß mehr auf ihn: es ‚gebiert‘ sich nicht in ihn, des Vater einzig Gott ist.

Somit: es muß sich der Mensch geflissentlich seines Selbst und aller Kreaturen entbilden und keinen Vater kennen als Gott allein. So ist weder Gott noch Kreatur, weder Erschaffenes noch Unerschaffenes im stande, ihn in Leid zu versetzen: all sein Wesen, Leben und Erkennen, sein Planen und Wirken ist aus Gott, in Gott, ist selber Gott.

Noch ein Zweites muß man wissen, gleichfalls tröstlich in allem Ungemach, nämlich folgendes:

Kein Zweifel, daß der gerechte und gute Mensch sich unvergleichlich, ja unaussprechlich mehr freut an jeder Betätigung der Gerechtigkeit, als er oder selbst der oberste Engel Genuß und Freude empfindet an seinem natürlichen Wesen und Leben; woher die Heiligen fröhlich ihr Leben gaben für die Gerechtigkeit. Nun sag ich: so dem guten und gerechten Menschen Schade geschieht von außen her und er bleibt gleichen Mutes und im Frieden seines Herzens unbewegt, so bestätigt sich, was ich behauptet habe, daß keinerlei Widerfahrnis den Gerechten betrübt. Wird er dagegen durch den äußern Schaden in Trübsal versetzt, wahrlich, so war's nur billig und Gottes gutes Recht, dieses Ungemach zu verhängen über einen Menschen, der sich einbildete, auf dem Rechten zu sein, und ihn doch so kleine Dinge noch zu betrüben vermochten.

Ist aber Gott damit im Recht, wahrhaftig, so darf er sich nicht betrüben, sondern sich dessen freuen mehr denn seines eigenen Lebens, das doch jeden mehr freut und einem teurer ist als diese Welt insgesamt; denn was hilft einem die ganze Welt, so man nicht mehr wäre?

Das dritte wissenswerte Wort ist dieses — eine ‚natürliche' Wahrheit.

Der einige Brunnen, die lebendige Ader aller Güte, Weslichkeit und Wahrheit und des vollen Trostes ist Gott allein. Was nicht er ist, das trägt durchweg von Natur in sich Bitterkeit, Untrost und Leid und bringt nichts hinzu zu der Güte, die von Gott stammt, Gott ist, sondern mindert, bedeckt und verbirgt die Süße, die Wonne und den Trost, den Gott gibt. Nun geh ich weiter: alles Leid kommt von Liebe zu dem, was mir der Verlust geraubt hat. Ist mir also Verlust äußrer Dinge ein Leid, das ist ein sichres Zeichen, daß ich diese liebe; liebe also in Wahrheit Leid und Untrost. Was ist da noch zu wundern, wenn ich wehleidig werde? wo doch mein Herz das Leid geradezu sucht, und mein Lieben das Gute, das Gott gehört, der Kreatur gibt. Zur Kreatur kehre ich mich, von der nur Unbehagen, ab kehre ich mich, von dannen Behagen und Freude fließt: und dann wundere ich mich, daß ich traurig bin? Wahrhaftig! unmöglich ist's für Gott und alle Welt, daß der wahren Trost finde, der Trost sucht bei den Kreaturen.

Wer aber nur Gott liebte in der Kreatur, und die Kreaturen in Gott, der fände wahren und rechten und gleichen Trost allenthalben: Mein Herz und meine Liebe begabt mit Güte auch die Kreatur. Auch dies eine Eigenschaft Gottes.

Folgen die sonderlichen trostreichen Betrachtungen ihrer bei dreißig

Einmal: Kein Unglück ist ohne Glück, kein Verlust bloß Verlust. „Gottes Treue und wesentliche Güte", sagt Paulus, „leiden es nicht, daß Leid und Prüfungen ganz unerträglich und

überschwänglich seien: immer schickt er auch etwas Tröstliches, damit man sich behelfen mag.“ Stimmen doch die christlichen mit den heidnischen Meistern darin überein: Gott und die Natur ließen es nicht zu, daß es ein schlechthin Böses oder Übles gebe.

Ich setze, es besitzt einer hundert Dukaten; davon verliert er vierzig, bleiben ihm sechzig. Will der nun stets an die verlorenen vierzig denken, so bleibt er verzagt und ruhelos. Wie könnte einer auch je getrost und guter Dinge sein, der sich solch leidigem Verluste zukehrt: malt ihn sich aus, schaut ihn an mit Seufzen und hält Zwiesprach mit seinem Schaden. Und der tut wieder schön mit ihm, und tauschen zärtliche Blicke? Kehrte er sich statt dessen zu den sechzig, die er noch besitzt, und den vierzig, die doch verloren sind, drehte er entschlossen den Rücken — bespiegelte sich in denen, säh die an und kosete mit ihnen: er würde ganz gewiß getröstet. Nur was ist und etwas Gutes ist, kann trösten; was aber nicht ist oder doch nichts Gutes, und mein nicht ist, sondern mir verloren, das muß unweigerlich Leid ergeben und trostlose Betrübnis. Mit Salomo: „In den Tagen des Leids und der Trübsal vergiß nicht der Tage des Guten und der Freude!“

Auch das wird diesen Menschen trösten, wenn er bedenken wollte, wieviel tausend es gibt, wenn die die sechzig Dukaten hätten, die du noch hast, sie kämen sich vor wie große Herren und Damen und reiche Leute und wären von Herzen froh und des Dankes voll gegen Gott!

Abermals ein Trost. Liegt einer krank in großen Schmerzen seines Leibes, hat aber doch seine Behausung und seine Notdurft an Speis und Trank, am Rat der Ärzte, am Dienst seines Gesindes, an Klage und Beiwesen seiner Freunde: was soll der machen? Was machen denn arme Leute, die dasselbe und noch viel schlimmeres Ungemach erdulden: und haben niemand, der ihnen einen Schluck Wasser reiche? Sie müssen sich das nackte Brot suchen in Regen, Schnee und bittrer Kälte von Haus zu Haus! Darum, willst du getröstet werden, so vergiß derer, denen es besser geht, und denke nur an die, die noch übler dran sind.

Fürder nun sag ich: alles Leid kommt vom Schätzen und Lieben, Liebe ist Leides Anfang und Ausgang: Darum: hab ich Kummer um vergängliche Dinge, so hab ich noch Liebe und Schätzung fürs Vergängliche, hatte also nicht Gott lieb „von ganzem Herzen", nicht mit der Liebe, die er von mir verlangen kann. Was Wunders also, wenn er Verlust und Kummer über mich verhängt? „Zwar wollt ich, Herr, dich nicht verlieren," ruft Augustinus aus, „ich wollte aber neben dir die Kreaturen besitzen: meine Gier war schuld, darum verlor ich dich! Denn dir ist's unerträglich, daß man neben dir, der Wahrheit, auch die falschen Kreaturen besitze." Und sagt anderswo: der verrechne sich in seinem Geiz, der sich nicht mit Gott allein begnügt; denn wie könne den Gottes Gabe in seinen Geschöpfen zufrieden stellen, der mit Gott selber nicht zufrieden ist! Einen guten Menschen soll nichts befriedigen noch trösten, sondern ihm eine Pein sein, was Gotte fremd und unangemessen ist. Er soll allzeit sprechen: „Herr Gott und mein Trost, weisest du mich irgend zu anderm als zu dir, so gib mir auch im andern immer nur dich; denn mich verlangt nach anderm nicht!" Wie Moses, da ihm der Herr alles Gute gelobte und ihn ins heilige Land sandte, das doch vordeutet auf das Himmelreich — der da sprach: „O Herr, schicke mich nicht fort, du wolltest denn selber mitkommen!"

Alle Neigung, Lust und Schätzung erwacht am Ähnlichen, jedwedes Ding liebt sich selbst in seinem Ebenbild: der Reine liebt das Reine, der Gerechte das Gerechte. Und der Mund des Menschen redet von dem, was ihm das Innigste ist: wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über, spricht unser Herr; und Salomo: des Menschen Arbeit ist in seinem Munde. Dagegen sich hingezogen fühlen aufs Äußere, am Trostesbaren Trost und Erquickung finden und von dem mit breitem Behagen reden, das ist ein rechtes Zeichen, daß statt Gottes die vergänglichen kurzlebigen Kreaturen in eines Menschen Herzen hausen. Schämen aber sollte sich ein wackrer Mensch vor Gott und vor sich selber, wenn er noch gewahr wird, daß nicht ‚der Vater' in ihm lebt und wirkt, sondern die leidige Kreatur in ihm noch ihr Wesen treibt. Darum ruft David

im Psalter und klagt: „Tränen waren mein Trost Tag und Nacht, derweil man zu mir sprechen konnte: wo ist dein Gott?“ Schämen sollt er sich auch vor guten Leuten, so sie solches an ihm gewahren müssen. Niemals über Verlust und Leid soll ein wackrer Mensch klagen: darüber allein soll er klagen, daß er sich noch auf Klage und Leid ertappt. Die Meister lehren, unterhalb des Himmels sei Feuer, weit und breit, durch nichts von ihm geschieden, eine gewaltige Glut: und doch wird der Himmel nicht im mindesten von ihm berührt. Aber der Seele niederstes Vermögen, heißt es in einer andern Schrift, ist edler als der höchste Himmel. Wie also mag sich einer vermessen, er sei ein ‚himmlischer‘ Mensch und sein Herz ‚im Himmel‘, der noch berührt und in Mitleidenschaft gezogen wird von so kleinen Dingen?

Ich gehe weiter. Ein guter Mensch kann der nicht sein, der sich dessen weigert, was Gott ausdrücklich will. Weil es ein Widerspruch ist, daß Gott etwas anderes wolle als Gutes; sondern eben indem Gott es will, wird es und ist es notgedrungen das Gute, ja das Beste. Da lehrte unser Herr die Apostel (und uns in ihnen) und beten wir alle Tage: „dein Wille geschehe“, und doch, wenn dann Gottes Wille kommt und wirklich wird, so klagen wir und sind traurig und betrübt! Seneca, ein heidnischer Meister, fragt: Was ist der beste Trost in Leid und Ungemach? und antwortet: Daß man alles so hinnehme, als ob man es gewünscht und erbeten habe! Also, wenn du gewünscht hast, ganz ausdrücklich, nach Gottes Willen möge alles geschehen, und es geschieht: so sei doch nicht ungehalten! Ebenfalls ein heidnischer Meister hat das Wort gesprochen: O Fürst und oberster Vater und einiger Herr des hohen Himmels! was du auch willst, ich bin's bereit: gib mir Willen, und gib ihn nach deinem Willen!

Ein guter Mensch sollte zu Gott so viel Vertrauen und Zuversicht haben und ihn für so gut kennen, daß Gott es bei seiner Güte und Liebe unmöglich mitansehen werde, daß ihm ein Leid widerfahre, er wolle ihm denn entweder ein größeres Leid damit ersparen, oder schon auf Erden ihn reich entschädigen, oder etwas

ungleich Wertvolleres dadurch zu stande bringen, das seinen Ruhm nur um so herrlicher mehre. Doch wie dem auch sei, genug, daß es Gottes Wille ist! dermaßen soll des guten Menschen Wille mit Gottes Willen geeinigt und verschmolzen sein, daß er dasselbe wolle wie Gott: und wenn's sein eigner Schade, ja seine Verdammnis wäre; woher Sankt Paulus wünscht, „er wolle von Gott geschieden sein um Gott und Seiner Ehre willen". So erzogen zum Tod der Selbstheit, so dem eignen Ich entbildet und übergebildet in Gott, der allein ihm noch Seligkeit ist, muß der Vollkommene sein, daß er von sich selber und irgendwelchen Dingen nicht mehr wisse, sondern nur von Gott, und keinen Willen kenne als Gottes Willen, und Gott „erkenne, wie Gott ihn erkennt". Gott — sagt Sankt Paulus — erkennt und liebt und will in allen Dingen nur sich, um seiner selbst willen. Und unser Herr: das ist das ewige Leben, Gott erkennen allein! Demgemäß die Meister behaupten, daß die Seligen im Himmelreich die Kreaturen erkennen, nicht vermöge ihrer Sonderbilder: sondern in dem einigen Urbild, welches Gott ist und darin Gott sich und die Welt so weiß wie liebt und will.

Und eben das lehrt uns beten Gott selber, wenn wir sprechen: Vaterunser, der du bist im Himmel, geheiliget werde: dein Name: dich allein will ich bekennen! Zu uns komme dein Reich: ich habe und kenne kein Reich als dich mit deinen Schätzen. Dein Wille geschehe auf Erden, das heißt in uns — wie im Himmel, gleich wie in Gott selber. Ein sogetaner Mensch ist dermaßen einhellig mit Gott, daß er dasselbe will mit Gott, und in der Weise, wie Gott es will. Und darum, wenn denn doch Gott auch irgendwie will, daß ich Sünde getan habe, so werd ich nicht wollen, ich hätte sie nicht getan! Denn so geschieht ja eben Gottes Wille auf Erden, das ist in Missetat, wie im Himmel, das ist im Rechttun; so will man „Gott um Gottes willen entbehren, von Gott um Gottes willen geschieden sein". Und das ist allein rechte Reue über meine Sünde, so ist sie mir Leid sonder Schmerzen, gleichwie Gott um alles Böse

Leid trägt sonder Schmerzen. Ärger kenn ich gar kein Leid als um Sünde, möcht ich doch nicht Sünde tun um keinen Preis der Welt, ob auch tausend Welten ewiglich sollten mein sein: und doch ein Leid sonder Schmerzen, wenn ich es nehme und schöpfe aus Gott und Gottes Willen. Ja, ein so geartetes Leid ist geradezu eine Vollkommenheit! Denn sie fließt und entspringt aus der lauteren Liebe, der nie getrübten Güte und Freude Gottes. So bewährt und verwirklicht sich, was ich in diesem Büchlein gesagt habe: daß der gute Mensch, als solcher, eintritt in alle Eigenschaften der Güte selber, die da Gott ist. — Nun sieh! welch Wunder doch an Leben führt der Mensch auf Erden schon ‚im Himmel', in Gott: auch Unheil muß zu seinem Heile dienen, und leid wie lieb sind beide unter ihm!

Und dabei merke, in demselben sonderlichen Troste, gleich noch folgendes. Besitz ich die Gnadengabe, von der ich eben geredet habe, so bin ich allzeit und allem gegenüber gleichermaßen getrost und froh: und besitz ich sie nicht, so werd ich ihrer entbehren vermöge des göttlichen Willens. Will Gott geben, nun so laß ich mir's in Gottes Namen herzlich gern gefallen. Will er aber nicht geben, nun dann nicht: ich verzichte darauf in demselben Willensakte, mit welchem Gott es nicht will! Dann nehm ich eben Verzichten und Nichtnehmen. Was tut's mir denn? Sicherlich! eigentlicher nimmt man Gott im Entbehren, als im Empfangen. Bekommt man, so trägt die Gabe schon in sich selber, was einen froh macht und getrost. Bekommt man aber nicht, so hat, so findet noch weiß man nichts, dessen man sich freue, als Gott und Gottes Willen allein!

Auch dies ein Trost, andrer Art. Hat jemand äußres Gut verloren oder seine Freunde, seine Verwandten oder sein Auge oder sonst dergleichen, so kann er gewiß sein, wenn er das um Gottes willen sich gütlich gefallen läßt, so hat er alles das bei Gott gut zu der Mindestforderung, darunter er diese Verletzung nicht ruhig hinzunehmen gewillt wär. Jemand verliert ein Auge: möcht er nun das nicht missen um tausend Dukaten oder mehr, so

hat er gerad soviel sich damit bei Gott aufbehalten. Darauf zielt es vielleicht, wenn unser Herr sagt: „Besser, du kommst mit einem Auge ins ewige Leben, als mit zweien verloren gehn!“

Auch der Ausspruch: „wer lässet Vater und Mutter, Schwester und Bruder und was sonst, der soll wiederempfangen hundertfach und dazu das ewige Leben“, läßt sich vielleicht in diesem Sinne nehmen. Wobei zu bemerken ist, daß wie jede Tugend so auch die Bereitschaft zu geduldigem Erleiden eine gewisse Ausschlagsweite hat, wie wir ja auch sehen, daß einer von Natur schöner und kunstreicher ist als der andere. Also behaupte ich auch, kann einer ganz wohl ein guter Mensch sein und doch berührt und ins Wanken gebracht werden von natürlicher Liebe zu „Vater und Mutter“, weniger oder mehr, ohne doch abfällig zu werden von Gott und der Güte: und doch ist er nur in dem Maße gut und besser, je weniger er getröstet, berührt, ja nur gewahr wird einer natürlichen Liebe zu „Vater und Mutter, Schwester und Bruder“ und — zu sich selber. Dennoch, wie ich schon vorhin gesagt habe: Kann einer das nehmen als inbegriffen im göttlichen Willen, wiefern es Gottes Wille ist, daß die menschliche Natur diese Schwachheit habe — schon kraft seiner Gerechtigkeit, von des ersten Menschen Sünde her, aber auch wenn das nicht der Fall wäre —: er wär durchaus im Rechten und würde sicherlich getröstet im Leide. (Dies meint er, wenn Sankt Johannes sagt: „das wahre Licht leuchtet in der Finsternis“, und Sankt Paulus: „die Tugenden werden vollbracht in der Schwachheit“.) Und möchte der Verbrecher aus aufrichtiger, voller und freier Überzeugung den Tod auf sich nehmen aus Liebe zur göttlichen Gerechtigkeit, kraft welcher Gott will, daß der Übeltäter getötet werde: ganz gewiß! er würde behalten und bliebe bei den Seligen. Denn Gottes Wille ist nur unser Heil und Seligkeit.

Ein neuer Trost ist: man findet wohl niemand, dem nicht an jemandes Leben so viel gelegen wäre, daß er nicht gerne ein Auge entbehren und ein Jahr lang blind sein wollte, wofern er hernach sein Auge wiederbekäme und seinen Freund dadurch könnte

vom Tode erlösen. Wenn er also für einen Menschen, der doch in kurzen Jahren sterben muß, sein Auge ein Jahr lang zu missen bereit ist, so sollte er's billig auch die zwanzig oder dreißig Jahre, die er etwa noch zu leben hat, gern entbehren: er soll es, damit er sich selber in Ewigkeit selig mache und ewiglich Gott zu schauen bekomme in seinem göttlichen Lichte, und in Gott sich und alle Kreatur.

Abermals ein Trost. Ein guter Mensch, sofern er ein Guter ist, aus der Güte allein geboren und deren Ebenbild, da paßt er nicht recht unter die endlichen Dinge und fühlt sie als Widerwärtigkeit und Beeinträchtigung. Sie verlieren, bedeutet daher für ihn, etwas Leidiges, Unbequemes loswerden — wenn man die Sache recht ansieht. Und Leid loswerden ist doch ein wahrer Trost! Voll Unfriede, Leid und Untrost ist alles äußre Gut, darum soll der Mensch über seinen Verlust nicht klagen, beklagen soll er nur, daß Trost und Friede ihm unbekannt, der Trost ihn noch nicht zu trösten vermag: darüber soll er klagen, daß er noch nicht gänzlicher der Endlichkeit entbildet und eingebildet und eingepflanzt und ganz nur ein Bild geworden ist der Güte selber.

Auch sollen wir in unserm Leid gedenken, daß Gott, die Wahrheit, nur Wahres spricht und bei sich selber gelobt. Entfiele Gott seinem Worte, seiner Wahrheit, er entfiele damit seiner Gottheit und wäre nicht mehr Gott: ‚Wort' heißt bei ihm ‚Wirklichkeit'. Und sein Wort ist es: „unser Leid solle verwandelt werden in Freude". Kein Zweifel nun, wüßt ich, daß alle Steine auf meinem Rücken verwandelt sollten werden in lautres Gold: je mehr Steine ich zu schleppen hätte und je größere, um so lieber wären sie mir.

Auf diese Weise, behaupte ich zuversichtlich, würde der Mensch kräftiglich getröstet in allem seinen Leid und Ungemach.

Noch ein anderes, ähnlicher Art. Kein Gefäß kann zweierlei Trank in sich bergen: soll es Wein halten, so muß man das

Wasser ausgießen, daß auch nicht ein Tropfen bleibt. Darum, willst du die göttliche Freude in dich fassen, so mußt du notgedrungen die Endlichkeit ausgießen und entschütten. „Geuß aus," so spricht Augustinus, „auf daß du erfüllet werdest; verlerne das Lieben, auf daß du Lieben lernest; kehre dich ab, auf daß du hergekehrt werdest!" Ganz eigentlich: was nehmen und empfänglich sein soll, das soll und muß leer sein. Die Meister sagen uns: hätte das Auge dort, wo es wahrnimmt, Farbe an sich, es nähm weder bei sich noch bei andern Dingen Farbe wahr: weil es aller Farbe bar ist, darum sieht es Farben. Die Wand hat eine Farbe: und darum gewahrt sie weder die eigene noch überhaupt eine, verspürt auch keine Lust an ihr, am Goldenen nicht mehr als am Kohlschwarzen. Das Auge hat sie nicht; und hat sie darum wahrhaft; denn es erkennt sie mit Lust und mit Wonne. Darum denn, je makelloser die Vermögen der Seele sind, je weniger voreingenommen, umso unbeeinträchtigter und umfänglicher nimmt sie, was sie dann noch aufnimmt, fühlt umso größere Wonne und wird umso inniger mit dem Aufgenommenen eins. Bis zuletzt das höchste Vermögen, das aller Dinge bar und mit dem Nichtigen rein nichts mehr gemein hat, nichts Geringeres in sich nimmt als Gott selber in seinem Eigenwesen. Und sprechen die Meister, daß dieser Einswerdung, dem ‚Durchbruch', an Wonne sich nichts vergleichen mag. „Selig", so spricht im Evangelium sehr bemerkenswert unser Herr, „sind die Armen im Geiste." Arm ist an Geist, wer keinen hat; und gemeint ist: wie das Auge arm und bloß ist aller Farbe, und eben darum empfänglich für sie, so ist auch, wer arm ist an Geist, empfänglich für alle Geister und allen Geist. Gott nun ist „ein Geist". Und des Geistes Frucht ist Liebe, Friede und Freude.

Blanke Armut, das Nichtshaben, das Ausgeleertsein verkehrt geradezu die Natur: ein luftleerer Raum macht Wasser bergauf klimmen und noch manch andres Wunder, davon wir nun nicht zu sprechen haben. Und so auch, willst du ganzen Trost und Freude finden in Gott, so sieh, daß du dich losmachst von den Kreaturen, von deren Tröstungen. Glaub mir, solange die dir etwas sein

können, solange findest du nimmer rechten Trost. So dich aber nichts mehr zu trösten vermag denn Gott, wahrlich, so tröstet er dich auch und mit und in ihm alles, was Wonne ist! Tröstet dich, was nicht Gott ist, so hast du weder das Hier noch das Dort. Tröstet dich aber das Endliche nicht mehr und sagt dir nicht zu, so findest du beides, das Hier und das Dort.

Wär man imstande, einen Becher gänzlich zu entleeren und leer zu erhalten von allem, was füllen mag, auch von der Luft, kein Zweifel, der Becher vergäße ganz seiner Natur: die Leere trüg ihn empor bis an den Himmel. So trägt arm und leer sein aller Endlichkeit die Seele empor in Gott.

Ebenso trägt auf in die Höhe Drang zum Gleichen und Liebesglut.

Gleichnis zu sein, des Vaters, gibt man dem Sohne in der Gottheit, Glut aber und Liebe dem heiligen Geiste. Dies Gleichnis, in allen Stücken und sonderlich in Hinsicht auf das Erste in der göttlichen Natur, ist eine Ausgeburt des Einen. Und diese Gleichheit aus dem Einen, in das Eine, mit dem Einen ist Quell und Ursprung der ausblühenden glühenden Liebe.

Das Eine ist quillend sonder allen Ursprung. Auch das Ebenbild ist Quell, jedoch einzig kraft des Einen: es nimmt was es ist, auch daß es ein Quell ist, vom Einen und im Einen. Der Liebe aber eignet von Natur, daß sie entspringt und ausfließt von zweien als ein schlechthin Einiges. Niemals als ein Zwiefaches: als zwei existiert Liebe nicht! Zweie als Eines, das gibt unweigerlich und naturgemäß Liebe, voller Drang und Glut und Begierde. „Alle Gewässer, ja alle Wesen eilen und fließen zurück in ihren Urquell", sagt Salomo. Eine Bekräftigung dessen, was ich behauptet habe: Ebenbildlichkeit im Verein mit der Liebe drängt und brennt darauf, die Seele emporzuleiten und heimzubringen in den ersten Ursprung, in das Eine, das unser Vater ist, aller im Himmel und auf Erden.

Daß sie Ebenbild ist, geboren vom Einen, zieht die Seele in Gott, wie er das Eine ist in seiner ungeborenen Beschlossenheit.

Dies mein Satz; und dessen besitzen wir eine einleuchtende Bestätigung:

Wenn das irdische Feuer das Holz entzündet und aufbrennen läßt als Funken, so empfängt es Feuersnatur und wird zum Ebenbild jenes lauteren Feuers, welches ohn' jedes Mittel an der untern Himmelswölbung haftet: und im Handumdrehen vergißt und verläßt es „Vater und Mutter, Brüder und Schwestern auf Erden“ und eilet und jagt empor gen den „himmlischen Vater“. Sein Vater hienieden (des Funkens) ist das Feuer, seine Mutter ist das Holz, seine Brüder und Schwestern sind die andern Funken. Und ihrer wartet der erste Funke nicht, er eilet und jagt geschwind empor zu seinem rechten Vater, dem Himmel. Denn wer's recht erkennt, der weiß wohl, daß das Feuer, so schlechtweg, nicht der rechte Vater des Funkens ist: der rechte und wahre Vater alles Feuers und aller Glut ist der Himmel.

Und noch ist das gar sehr zu bemerken, das dies Fünklein nicht allein lässet ‚Vater und Mutter auf Erden‘: noch mehr! es lässet auch und verzichtet ‚auf sich selber‘, indem es, kraft natürlicher Liebe, sich hinbegibt zu seinem rechten Vater, dem Himmel. Denn es muß ja unrettbar erlöschen in der Kälte der Lüfte! Aber es will seine Liebe beweisen, die's von Natur zu seinem wahren himmlischen Vater hat!

Und wie wir oben vom Leersein sagten, daß, je weniger die Seele voreingenommen und bar und bloß der Endlichkeit und entleert von allem, was nicht Gott ist, darnach erfaßt sie Gott um so reiner und göttlicher und hebt Gott und sich auf in Gott — sie sieht, wie Sankt Paulus es ausdrückt, „Gott von Angesicht zu Angesicht, nicht mehr bloß in einem Bilde“ oder gegenständlich — so sag ich nun auch von der Ebenbildlichkeit und der Liebesglut: Im Maße wie eines dem andern ähnlicher ist, um so heftiger und schneller jagt es ihm nach, um so süßer und wonniglicher ist ihm sein Lauf. Je ferner es von sich selber kommt, sich und seinesgleichen immer unähnlicher, um so ähnlicher wird es dem, dem es nachjagt und zueilt. Und da Ebenbildlichkeit herfließt

vom Einen, und zieht und lockt in der Kraft des Einen, darum gestillet noch befriedet sich weder was da zieht, noch was gezogen wird, als bis sie in eins zusammengehn. Darum spricht der Herr im Propheten Jesaias, es solle hinfort weder Höhe noch Tiefe geben; in dem Sinne: „kein Grad der Ähnlichkeit, kein Feuer der Liebe tut mir genug, bis daß ich selber in meinem Sohne erscheine, selber in der Liebe (im heiligen Geist) entflammt und entzündet bin!“ Auch unser Herr Jesus Christus bittet seinen Vater, daß wir mit ihm und in ihm eins würden — nicht nur mit ihm vereint, sondern ein schlechthin Einiges.

Für diesen Satz haben wir ein wirklich einleuchtendes und beweiskräftiges Beispiel in der äußeren Natur. Wenn das Feuer zündet und das Holz in Brand setzt, so macht es das Feuer zu etwas durchaus Feinem, sich selber Unähnlichem: es bestimmt ihm seine Handgreiflichkeit, die Kälte, Schwere und Feuchte und macht es sich selber, dem Feuer, fortschreitend ähnlicher. Doch gestillet noch geschweiget noch bescheidet nimmer sich so Holz wie Feuer bei keiner noch so großen Wärme und Hitze und Ähnlichkeit: als bis das Feuer sich selber in das Holz gebiert. Und gibt ihm seine eigene Natur und auch solch Wesen, wie es selber hat, also, daß das Ganze nur ein Feuer ist, gleichbeschaffen, ohne jeden Gradunterschied. Und hier nun, eh das erst zu stande kommt, da gibt's in einem fort ein Wüten und Kriegen, ein Kraspeln und Streiten zwischen Feuer und Holz. So aber alle Ungleichheit aufgehoben und abgetan ist, so gestillet das Feuer, geschweiget das Holz.

Und ich gehe noch einen Schritt weiter: die verborgene Kraft der Natur haßt insgeheim Ähnlichkeit, genau so wie Fremdheit, sofern auch sie noch in sich trägt Unterschied und Zweiung! Und sucht in ihr das Eine, daran allein ihr dabei liegt. Gleichwie der Mund am Weine nur den köstlichen Geschmack schätzt und sucht; und hätte das Wasser auch solchen ausgezeichneten Geschmack, so schätzte der Mund den Wein nicht höher als das Wasser. Darum hab ich gesagt, daß die Seele alle Ähnlichkeit haßt und sie niemals um ihrer selbst, sondern nur um des Einen

willen schätzt, das in ihr verborgen und in Wahrheit ‚Vater' ist, ein Quell sonder Ursprung, aller Dinge im Himmel und auf Erden. Und darum sage ich: Solange erst Ähnlichkeit erfunden wird und am Tage liegt zwischen Feuer und Holz, so ist da auch nimmer wahre Lust noch Schweigen, nicht Ruhen noch Genügen. Mit den Meistern zu reden: das Feuerwerden geschieht mit Widerstreit, mit Ach und Weh, als ein unruhvolles Treiben innerhalb der Zeit, die vollzogene Geburt aber des Feuers, als Freude, ist sonder Zeit und Ferne. Und Lust und Freude dünken niemand lange oder fremd. (Alles das liegt bereits in dem Ausspruch unsers Herrn: „So die Frau das Kind gebiert, so hat sie Leid und Pein; so aber das Kind geboren ist, so ist Leid und Pein vergessen.") So ruft Philippus aus: „Herr zeige uns den Vater, so sind wir zufrieden!" Denn Vater zielt auf das Eine: in dem der Gleichheitsdrang geschweiget und alles sich stillt, was Begierde nach Dasein hat.

Nun wird man wohl schon offener erkennen, warum und wovon allein man ungetrost ist in seinem Leiden: nur davon, daß man außerhalb und fern von Gott ist, noch nicht bar und bloß der Endlichkeit, Gotte ungemäß und kalt an göttlicher Liebe.

Eine andere Erwägung: wer die beherzigen wollte, der würde zuverlässig getröstet über äußeren Verlust und Ungemach. Ein Mensch fährt einen Weg, tut dieses Werk, unterläßt ein anderes: da geschieht ihm ein Schade, er bricht ein Bein oder Arm, verliert ein Auge oder wird krank. Will er nun immer bloß gedenken: hättest du doch einen andern Weg genommen, hättest du das andre getan, dir wär doch das nicht widerfahren! so bleibt er ungetröstet und dem Leid unweigerlich verfallen. Da soll er lieber bei sich denken: und wärst du nun einen andern Weg gefahren, hättest ein andres getan oder gelassen, dir wär ein viel schlimmeres Unglück passiert! Und so wird er billig getröstet und froh von Herzen.

Oder ich setze folgenden Fall. Du hast tausend Dukaten verloren.

So sollst du über sie nicht klagen, du sollst Gott danken, der sie dir gegeben hatte, so daß du in der Lage warst, tausend Dukaten einfach zu verlieren — aber auch: sie in Ergebenheit fahren zu lassen, Geduld daran zu üben und dir so ewiges Leben zu verdienen, was doch vielen tausend nicht vergönnt ist.

Noch einen Fall will ich setzen. Hat einer sein gutes Auskommen besessen manches Jahr und verliert das nun durch einen Schicksalsschlag: so soll er weise sein und Gott danken. Indem er des Verlustes und seines Unglücks gewahr wird, kommt ihm überhaupt erst zum Bewußtsein, wie gut er's vorher hatte; und soll Gott danken für das Behagen, das er so manches Jahr hatte genießen dürfen, und nicht unwirsch sein. Er soll bedenken, daß der Mensch (schon nach natürlicher Wahrheit) von sich aus nichts besitzt als Schlechtigkeit und Gebrechen, alles Gute hat Gott ihm nur geliehen, nicht gegeben. Wer's recht erkennt, der weiß, daß der himmlische Vater wohl dem Sohne und dem heiligen Geiste alles Gute gibt: aber der Kreatur gibt er's niemalen, ihr lieh er's nur auf Borg. Die Sonne spendet der Luft Wärme, das Licht aber gibt sie ihr nur auf Borg; kaum also, daß die Sonne untergeht, so verliert die Luft auch schon das Licht, die Wärme dagegen bleibt; denn die ist ihr zu eigen gegeben. Daher auch sprechen die Meister: Gottvater ist dem Sohne gegenüber Vater, nicht Herr (und so auch zum heiligen Geiste); erst Gott als Vater, Sohn und heiliger Geist ist Herr, ein Herr der Kreaturen. Wie ich es auszudrücken pflege: Vater war und ist Gott von Ewigkeit her, aber erst indem er die Kreaturen erschuf, ist er Herr.

Nun sag ich: wenn denn doch dem Menschen alles Gute und Tröstliche nur auf Borg geliehen ist, was hat er denn zu klagen, so Er es wiederfordert? Er soll Gott danken, daß er's ihm so lange verliehen hat! Auch soll er ihm danken, daß er ihm nicht alles mit einem Mal wieder wegnimmt. Was doch nur billig wäre dem Menschen gegenüber, der zornig wird, daß er dessen einen Teil herausgeben soll, das nie sein ward und darüber er nie Herr gewesen. Gar wohl ruft daher Jeremias der Prophet, da er

begriffen war in großem Leid und Klagen: „O wie groß und mannigfaltig sind Gottes Erbarmungen, daß wir nicht allzumal zunichte werden!" Wenn mir einer seinen Rock, Wams und Mantel geliehen hätte, nähm der seinen Mantel wieder, ließ mir aber in dem Froste den Rock, und das Wams, ich sollt mich doch wohl schönstens bedanken und froh sein! Man muß sich das nur einmal klarmachen, wie furchtbar unrecht ich, bezüglich dieser Mensch haben, so wir irgend zürnen und klagen, wenn wir etwas verlieren. Denn indem ich will, das Gute, das ich besitze, sei mir gegeben und nicht geliehen, so will ich Herr sein, will von Natur Gottes Sohn sein und vollkommen: und bin doch nicht einmal Gottes Sohn von Gnaden. Denn Eigenschaft des Sohnes ist, sich gleich zu halten, wie auch die Sachen gehen.

Auch mit diesem gilt's sich zuversichtlich zu durchdringen. Schon natürliche menschliche Tugend besitzt so viel Adel und Kraft, daß ihr kein äußeres Werk zu schwer noch groß genug ist, sich ganz darin zu beweisen und darzustellen. Und darum gibt es ein inneres Werk: das nicht Zeit noch Ort beschließen und beengen mag. Es steckt hierin etwas, was gottähnlich, ja göttlich ist: den auch Zeit und Ort nicht einschließt, sondern er ist allenthalben und allezeit gleich gegenwärtig. Auch darin Gott ähnlich, den keine Kreatur vollständig aufzunehmen noch seiner Güte Ausdruck zu geben imstande ist. Woher es etwas Innigeres und Höheres geben muß, ein Ungeschaffenes ohne Maß und Weise, dahinein sich der himmlische Vater ganz einbilden und ergießen und so sich zur Erscheinung bringen könne, nämlich den Sohn und den heiligen Geist. Zu hindern vermag das innere Werk der Tugend so wenig jemand, wie Gott: es scheinet und leuchtet Tag und Nacht, es lobt und singt Gottes Ehre mit einem neuen Gesang. (Wie David spricht: „Singet dem Herrn einen neuen Gesang, des Ruhm ihm kommt von den Enden der Erde!") Das andre Werk ist nicht auf Gott aus, das äußere, das Zeit und Raum beschließen, das enge ist, das man hindern mag und bezwingen, das müde und alt wird durch Zeit und

Übung. Das Werk nur ist Gott lieben, ist ein Wollen des Guten um des Guten willen: wo alles, was der Mensch will und je mit lauterm und ganzem Willen gewollt hat, in allen guten Werken bereits getan ist. Auch darin vergleichbar mit Gott, von dem David schreibt, daß alles, was er haben will, bereits getan und vollbracht ist.

Eine handgreifliche Darstellung dieser Lehre haben wir am Steine. Dessen äußres Werk ist, zu fallen und dazuliegen auf der Erde. Dies Werk kann gehindert sein: er fällt nicht jederzeit und ohne Unterlaß. Aber ein ander Werk ist ihm noch inniger, und das ist sein stetes Streben niederwärts. Dies kann ihm einfach niemand benehmen, weder Gott noch Kreatur, er verrichtet es ohn Unterlaß, Tag und Nacht. Ob er auch tausend Jahr dort oben läge, er strebt niederwärts nicht weniger und nicht mehr als wie am ersten Tag.

Genau so sage ich von der Tugend, sie habe solch ein inneres Werk: ein Wollen und Trachten zu allem Guten, und ein Fliehen und Widerkriegen gen alles, was bös und übel ist, Gott und der Güte fremd. Je böser ein Werk und Gott unähnlich, um so größer ihr Widerstreit, je schwieriger aber und Gott näher, um so leichter, lustiger und williger geht's ihr von der Hand. Und all ihre Klage und Leid — wenn überhaupt Leid in sie fallen kann — ist nur das, daß dies gottgewollte Leiden zu klein, und alle äußern zeitlichen Werke zu klein sind, als daß sie sich ganz und rund darin erweisen und erbilden kann! Und durch Übung wird sie nur stärker und durch Geben nur immer reicher. Nicht möcht sie das Leid erst überstanden haben: sie will und wollte von je nur immer leiden um Gott und das Gute. Leiden, nicht gelitten haben, macht ihre Seligkeit aus. („Selig, die da leiden um die Gerechtigkeit", sagt ja auch unser Herr.) Ein solcher haßt geradezu das Gelittenhaben als einen Fortgang und Verlust jenes Leidens für Gott, an dem allein ihm liegt. Aus demselben Grunde, behaupte ich, haßt er auch das Leidenwerden; jedoch weniger dieses als das Gelittenhaben, weil dieses als etwas durchaus Vergangenes dem Leiden noch fremder und unähnlicher ist,

während das Leidenwerden das Leiden, an dem ihm liegt, doch nicht ganz und gar ausschließt.

Sankt Paulus äußert einmal, er sei bereit, Gott um Gottes willen zu entbehren, damit seine Ehre und Ruhm gemehrt und ausgebreitet würde, und man behauptet, er habe dies gesprochen zu einer Zeit, da er noch nicht vollkommen war. Ich bin aber der Ansicht, dies Wort stamme aus einem vollkommenen Herzen. Oder man sagt, er habe gemeint, er wolle nur eine Weile von Gott gesondert und geschieden sein. Ich aber sage: ein vollkommener Mensch würde sich von Gott ebenso ungern eine Stunde scheiden wollen und das genau so schmerzlich empfinden, wie tausend Jahre. Und doch: wenn's Gottes Wille wär und zu seiner Ehre, so fielen tausend Jahre oder eine Ewigkeit ihm ebenso leicht wie ein Tag oder eine Stunde!

Auch darin ist das innere Werk göttlicher Art und nimmt teil an göttlicher Eigenschaft, daß, gleichwie die ganze Kreatur zu Gott hinzu, ob es gleich tausend Welten gäbe, nicht um ein Haar breit besser ist als Gott allein — so auch behaupte ich und hab es eben ausgeführt, daß das äußere Werk mit seiner Länge und Breite, seiner Vielfalt und Größe rein nichts hinzutut zum Wert des innern Werks. Darum kann das äußere Werk ruhig klein sein, wenn nur das innere groß ist. Aber das äußere kann nimmer groß und gut sein, wenn das innere winzig ist oder ganz fehlt: immer hält bereits das innere alle Größe, Länge und Breite des äußern Werkes in sich beschlossen.

Wer all sein Wesen durchaus nur schöpft und entgegennimmt von Gott, aus Gottes Herzen, den nimmt Gott zum Sohne an und wird als Sohn geboren in des himmlischen Vaters Schoße. Nicht also beim äußern Werk. Vielmehr empfängt das nur vermittelst des innern Werkes seinen göttlichen Gehalt; als welcher in ihm hinausgetragen und hinausergossen wird in die von sich abgefallene, in die ‚umkleidete' Gottheit — umkleidet mit Unterschied, Vielheit und Stückwerk, dergleichen alles, zusamt der Ähnlichkeit, Gott selber fern und fremd ist.

Jene haften, halten und wurzeln im Guten schlechthin;

die Kreatur dagegen ist allzumal blind für die Güte und das Licht an sich und das Eine. In welchem Gott seinen eingeborenen Sohn gebiert, und in ihm alle, die Gottes Kinder sind und echte Gottessöhne. Hier ist der Quell und Ursprung des ‚heiligen Geistes'; von dem, nur weil er Gottes Geist, ja Gott selber ist, ‚empfangen wird der Sohn': in uns! Entfließend von allen denen, die bereits Gottessöhne sind, im selben Maße wie sie reiner von Gott allein geboren, wie sie nach Gott und in Gott umgebildet und entfremdet sind aller Menge, der man doch noch bei den obersten Engeln als zu ihrer Natur gehörig begegnet. — Noch aber, wer's wirklich recht erfassen will, entfremdet sich auch noch dem Guten, der Wahrheit und allem, was auch nur im Gedanken und im Namen noch einen Wahn oder Schatten von Unterschied leidet! Und vertraut sich allein dem Einen bar aller Vielfältigkeit und Unterschieds. In welchem alle Bestimmtheit und Eigenschaft verloren geht und eins ist; in welchem eins auch sind Vater, Sohn und heiliger Geist. Dieses Eine, das macht uns selig! Je ferner wir ihm sind, desto weniger sind wir Sohn, desto spärlicher entspringt in uns und aus uns der heilige Geist; je näher dagegen, umso mehr haben wir Anrecht auf den Namen eines Gottessohnes, umso voller quillt von uns der heilige Geist.

Das meint es, wenn unser Herr, der Sohn in der Gottheit, spricht: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich gebe, in dem entspringt ein Born und Quell des Wassers, das sich ergießt ins ewige Leben"; und Sankt Johannes bemerkt dazu, er spreche vom heiligen Geist. Der Sohn in der Gottheit gibt seiner Eigenart gemäß nichts Geringeres als ein Sohneswesen, die Gottgeborenheit: er gibt uns, Brunnen und Quell zu sein des heiligen Geistes der göttlichen Liebe und volles rechtes ausschließliches Gefühl fürs Eine, den ‚himmlischen Vater'. Dann spricht des himmlischen Vaters Stimme vom Himmel herab zum Sohn: „Du bist mein geliebter Sohn, in dem ich mich gehegt und heimisch weiß — an dir hab ich mein Wohlgefallen!" Zweifellos, zu Gott hegt niemand eine zureichende und reine Liebe, der

nicht Gottes Sohn ist, denn die Liebe (der ‚heilige Geist') entspringt und fließt nur vom Sohne: nur der Sohn liebt den Vater durch diesen, und in diesem selber, und sich selber nur im Vater.

Sehr treffend sagt darum unser Herr, daß selig seien die Armen im Geiste, will sagen, die nichts haben von eigenem, menschlichem Geiste, die bloß zu Gott kommen. Sankt Augustinus behauptet, der verstünde die Schrift am besten, der bloß alles Geistes die Wahrheit der Schrift in ihr selber sucht, das heißt, der sie sucht mit dem Geiste, darin sie geschrieben und gesprochen ist, mit dem Geiste Gottes. („Gott hat es uns geoffenbart in seinem Geiste", sagt Sankt Paulus; und Sankt Peter: alle die heiligen Leute hätten geredet im Geiste Gottes.) „Niemand", bemerkt Sankt Paulus, „mag erkennen und wissen, was in einem Menschen sei, als der Geist, der in dem Menschen wohnt, und niemand mag wissen, was in Gott ist, als der Geist Gottes und Gott selber." Treffend lautet darum eine Stelle in einer Glosse: niemand kann Sankt Pauli Schriften verstehen oder gar lehren, er habe denn den Geist, in dem Sankt Paulus geredet und geschrieben hat! Und das ist immer meine Klage, daß ungeklärte Leute, die vom Gottesgeiste gänzlich verlassen sind und ihren groben menschlichen Sinn noch nicht abgelegt haben, urteilen wollen über das, was sie hören oder lesen in der Schrift: die doch geredet und geschrieben ist im heiligen Geiste. Und nicht bedenken, daß geschrieben steht: „was unmöglich ist bei den Menschen, das ist möglich bei Gott, und ihm sogar etwas Geläufiges und Natürliches". Was für die niedere Natur ein Ding der Unmöglichkeit ist, das ist der höheren Natur natürlich und selbstverständlich!

Hierher gehört auch, was ich eben gesagt habe: „ein guter Mensch, als Sohn in Gott geboren, liebt Gott durch diesen und in diesem selber", und so noch manches Wort von dem Vorgeäußerten. Auch, was ich nun schon mehrmals angeführt habe: „ein guter Mensch, von der Güte oder in Gott geboren, trete in alle Eigenschaft der göttlichen Natur". Nun ist, Salomo zu folge, das Gottes Eigenschaft, daß er alles nur um

seinetwillen tut, er sieht dabei nicht außer sich, sondern hat immer nur sich selber im Auge: er schätzt und schafft alles auf sich selber hin! Darum, so der Mensch sich selber und alle Dinge lieb hat nur Gottes wegen und alle seine Werke nur tut zu Gottes Ehre, das ist ein Zeichen, daß er Gottes Sohn ist.

Gott, so sagten wir, schätzt und schafft alles nur um seinetwillen; oder anders: er liebt um der Liebe, er schafft um des Schaffens willen.

Soviel steht zunächst fest: Gott hätte nicht seinen eingeborenen Sohn von Ewigkeit her geboren, wäre das Geborenhaben unverträglich mit Gebären; darum sprechen die Heiligen: nur in der Weise sei der Sohn ewiglich geboren, daß er doch ohn Unterlaß noch immer geboren wird! Auch die Welt hat Gott nicht geschaffen, wenn das Geschaffensein ausschlösse das Schaffen: nur in der Weise hat er sie geschaffen, daß er sie doch ohne Unterlaß noch immer erschafft. Jede Art Vergangenheit oder Künftigkeit ist Gott fremd und ferne.

Darum wer von Gott geboren ist als dessen Sohn, der liebt Gott um seiner selbst willen, das heißt, er liebt ihn um der Gottesliebe und wirkt seine Werke um des gotterfüllten Wirkens willen. Und wird der Liebe und des Wirkens nimmer müde, und was er liebt, ist ihm alles nur eine einzige Liebe. Damit bewährt es sich, daß Gott die Liebe ist. Aber auch, was ich oben sagte: daß der gute Mensch immer darauf aus ist zu leiden um Gott, und nicht bloß immer das Leiden hinter sich zu haben. Hat er doch, was er wünscht. Er wünscht, durch Gott zu leiden — und erleidet ihn. Und eben in diesem Punkte ist er Gottes Sohn, nach ihm und in ihm geformt. Der liebt um seiner selbst willen, das heißt, er liebt um der Liebe und schafft um des Schaffens willen; und deshalb liebt und schafft er ohne Unterlaß: Tat ist seine Natur, sein Wesen, sein Leben, seine Seligkeit. Ebenso fürwahr der Gottessohn, der gute Mensch, soweit er Gottes Sohn ist: durch Gott zu leiden, durch Gott zu tun, das ist sein Wesen, sein Leben, sein Schaffen, seine Seligkeit.

„Selig, die da leiden durch die Gerechtigkeit!" spricht unser Herr.

Und so sag ich denn zum dritten Male: ein guter Mensch, als solcher, hat Gottes Eigenschaft! Nicht allein darin, daß er, was immer er wählt und wirkt, nur Gottes wegen liebt und tut. Sondern er liebt und tut es auch einzig um seiner, des Liebenden willen! Denn das, was er liebt, ist Gott-Vater, der ungeborene, der, welcher liebt, ist Gott-Sohn, der geborene. Nun ist der Vater im Sohne, und der Sohn im Vater: ‚Vater' und ‚Sohn' sind eins, im ‚heiligen Geiste'.

Davon, wie der Seele Innerstes und Höchstes schöpfet und in sich nimmt den Sohn Gottes und wir auch Gottes Sohn werden in des himmlischen Vaters Schoß und Herzen, das suche am Ende dieser laufenden Ausführungen in dem Sermon ‚Vom edlen Menschen'.

Weiter bedenke man dies. Schon in der Natur ist der Eindruck und Einfluß der übergeordneten Natur jedem Wesen erfreulicher und wonnesamer denn seine eigne Natur und Wesenheit. Das Wasser fließt von sich aus niederwärts zu Tal, sein Wesen verlangt es so. Doch unter dem Einfluß des Mondes oben am Himmel verleugnet und vergißt es seine eigentliche Natur und fließt bergan in die Höhe. Und fällt ihm dies Aussichselberfließen viel leichter als der Fluß niederwärts. Hieraus können wir abnehmen, daß es uns etwas Selbstverständliches und Freudiges sein müßte, unsern natürlichen Willen zu lassen, auf uns selber zu verzichten und völlig aus uns zu gehen in allem, was Gott uns auferlegt.

Das ist auch einer guten Auslegung nach gemeint, wenn unser Herr spricht: „Wer zu mir kommen will, der muß auf sich selber verzichten und — sein Kreuz aufheben"; es bedeutet: er muß ablegen und von sich tun alles, was Kreuz und Leid ist! Denn sicher! wer auf sich selbst verzichtet hätte und

wäre ganz aus sich herausgegangen, dem könnte nichts ein ‚Kreuz‘ sein oder ein Leid: es wär ihm alles eine Wonne, eine Freude, eine Herzenslust. Ein solcher schritte wahrhaftig in Gottes Fußtapfen. Denn so wie den nichts mag betrüben noch in Leid versetzen, so wenig könnte diesen Menschen etwas verstören oder leidig machen. Jenes Wort also unseres Herrn ist nicht allein ein Gebot, wie man zunächst wähnt und behauptet: es ist ein Gelöbnis und eine göttliche Belehrung, wie dem Menschen all sein Leiden und Tun, sein ganzes Leben wonniglich und fröhlich wird, eine Verheißung mehr, denn ein Gebot! — Wer also geartet ist, der hat alles, was er will, und will nichts Ubriges. Was gleichfalls hinausläuft auf Seligkeit. „Selig, die da leiden durch die Gerechtigkeit“, spricht unser Herr.

Und weiter, in jenem, „der verzichte auf sich selbst, hebe sein Kreuz auf und — komme zu mir“ liegt bereits: damit er Sohn werde, wie ich es von Geburt bin; Gott ist dasselbe Eine, das ich bin; aus welchem ich schöpfe, indem ich mit meinem innersten Wesen innebleibe in des Vaters Schoß und Herzen! „Vater,“ so spricht ja der Sohn, „ich will, daß wer mir folgt, wer zu mir kommt, daß der sei, wo ich bin!“ Niemand kommt wirklich zum Sohne, als wer selber Sohn ist oder Sohn wird. Und niemand ist wo der Sohn ist, als wer ‚in des Vaters Schoß und Herzen‘ ist: Eines im Einen, das ist des Sohnes Stätte. „Ich will sie führen in eine stille Einsamkeit und da sprechen zu ihrem Herzen!“ Der Vater redet es. Herz zum Herzen, Eins in Einem, so liebt es Gott, alle Fremdheit und Ferne haßt er. Zum Einen lockt und ziehet Gott, Eines suchen alle Kreaturen, selbst die niedersten Kreaturen suchen das Eine. Das dann die obersten auch wirklich erspüren; und emporgelockt werden über die Natur, und überbildet schauen das Einig-Eine in sich selber!

Ein Trost ist auch, dieses sich vorzuhalten. Es ist der Natur schlechthin unmöglich, ein Wesen zu zerbrechen, zu schädigen oder irgend anzutasten, wofern sie nicht damit auf einen höheren

Wert hinauswill. Nicht genügt es ihr, daß sie ein gleiches schaffe, sie will durchaus ein besseres. Ein weiser Arzt wird niemals den kranken Finger berühren, damit er dem Menschen nicht wehe tue: außer wenn er dem Finger und damit dem ganzen Menschen zu helfen und wohlzutun vermag. Kann er den Menschen samt seinem Finger bessern, gut! Wenn aber nicht, so schneidet er den Finger weg, damit er den Menschen heile. Besser jedenfalls, den Finger allein preisgeben und den Menschen erhalten, als beide, der Finger und der Mensch, verderben! Besser ein Schade als zwei, sonderlich wo der eine viel schlimmer wäre als der andere. Man bedenke auch, daß der Finger, die Hand und so jedes Glied den Menschen, dessen es ein Glied ist, viel lieber hat als sich selber und für ihn sich unbedacht mit Freuden in Not und Schaden gibt. Ich habe sicherlich recht, wenn ich sage, es liebe das Glied sich selber überhaupt nur, weil und sofern es Glied ist. Darum wär's recht und natürlich, stünd es anders mit uns recht, daß auch wir uns selber nur liebten für und in Gott. Wär dem so, so wär uns alles leicht und eine Wonne, was immer Gott von uns und in uns verlangte. Zumal wir ja wüßten und gewiß wären, daß Gott noch ungleich weniger einen Ausfall oder Schaden zulassen würde, außer wo er eine erheblich größere Förderung darin erblickte und plante. Wahrhaftig, wer das Gott nicht zutraut, da ist's nur billig, daß er Leid und Ungemach trage!

Ein andrer Trost. „Gott züchtigt, die er liebt und zu Söhnen annimmt", sagt Sankt Paulus. Es gehört dazu, wer Sohn ist, daß der auch leide. Weil der Sohn in der Gottheit in der Ewigkeit nicht leiden konnte, darum sandte ihn der himmlische Vater in die Zeit, damit er Mensch würde und leiden könne. Willst du nun da Gottes Sohn sein und doch nicht leiden, so bist du sehr im Unrecht! Im Buch der Weisheit steht geschrieben: „Gott prüft und versucht, wer gerecht sei, wie man Gold prüft und brennt in einem Schmelzofen". Es ist ein Zeichen, daß der König oder Fürst in einen Ritter großes Vertrauen setzt, wenn er ihn im Streit in die erste Reihe stellt. Ich habe

einen Herrn gekannt, der die Gewohnheit hatte, wenn er einen in sein Gefolge aufgenommen hatte, daß er den aussandte bei Nacht und ritt ihn dann selber an und focht mit ihm. Und da geschah ihm einmal, daß er beinah erschlagen ward von einem, den er also versuchen wollte. Und diesen Knecht hielt er hernach lieb und wert. — Wir lesen, wie Sankt Antonius in der Wüste einmal ganz besonders zu leiden hatte von den bösen Geistern; und da er die Anfechtung überwunden hatte, erschien ihm unser Herr sichtbarlich und höchst erfreut. „Ach Herr," rief da der heilige Mann, „wo warst du nur bis jetzt, wo ich in so großer Not war?" Antwortet unser Herr: „Ich war schon hier, wie ich's jetzt bin, aber ich hatte einmal Lust mitanzusehen, wie fromm daß du wärest!" Silber und Gold ist gewiß etwas Reines, doch so man daraus ein Gefäß herstellen will, daraus der König trinken soll, so brennt man's noch um ein Erkleckliches mehr als sonst. Darum steht von den Aposteln geschrieben, sie hätten sich gefreut, daß sie gewürdigt wurden, Schmach und Ungemach zu erdulden um Gott.

Abermals! Gottes Sohn von Natur wollte in Gnaden Mensch werden, damit er für dich leiden könne: und du willst Gottes Sohn werden und nicht Mensch, nur damit du nicht zu leiden brauchst weder um Gott noch um deiner selbst willen?

Wollte man sich doch auch immer vorhalten, wie so große Freude fürwahr Gott selber (nach seiner Weise) und alle Engel und alle, die Gott kennen und lieben, an der Geduld des Menschen haben, so er um Gottes willen Leid, Ungemach und Schaden trägt: wahrlich, schon das allein müßte ihn billig trösten! Man gibt doch sein Gut hin oder legt sich Beschwerde auf, damit man seinen Freund erfreue und ihm etwas Liebes erweise. Nun denke dir weiter, es hätt einer einen Freund, der um seinetwillen im Unglück säße. Da wär es, sollt ich meinen, nur recht und billig, daß er zu ihm stünde und ihn tröstete mit seiner Gegenwart und allem Labsal, das er ihm nur antun könnte! Und wirklich: im Psalter sagt unser Herr

ausdrücklich vom guten Menschen, daß er „mit ihm sei im Leiden".

Aus diesem Wort lassen sich abnehmen sieben Tröste und Lehren.

Zum ersten, was Sankt Augustinus sagt, daß Geduld im Leid um Gott besser, höher und herrlicher ist als all das, was man dem Menschen wider seinen Willen wegnehmen kann, als alles äußre Gut. Und es gibt doch Gott weiß schon unter denen, die diese Welt lieb haben, niemand, wie reich er auch sei, der nicht bereitwillig die größten Schmerzen auf sich nehmen würde auch auf lange hinaus, wofern er hernach gewaltiger Herr sein sollte dieser ganzen Welt.

Fürs zweite knüpfe ich an Gottes Wort, er sei mit uns im Leide, nicht nur an, sondern schöpfe aus ihm selber und spreche so: Ist Gott mit mir im Leiden, was will ich denn mehr? Ich will doch nichts anderes, ich will weiter nichts als Gott (ob mir recht ist). Wie Augustinus spricht: Der ist gar gierig und unweise, dem nicht genügt an Gott. Hierzu steht geschrieben im Buch der Weisheit: „Mit Gott (der ‚ewigen Weisheit') sind mir zumal miteinander alle guten Gaben zuteil geworden". Das bedeutet nach einer Auslegung: nichts ist gut, nichts kann gut sein, was ohne Gott kommt; und alles, was kommt mit Gott, das ist, schon bloß darum, gut. Von Gott will ich schweigen; nur so viel: benähm man allen Kreaturen und aller Welt das Wesen, das nur Gott gibt, so blieben sie ein bloßes Nichts, widerwärtig, wertlos und häßlich! — Noch manch anderen trefflichen Sinn birgt dieses Wort, was nun zu lang würde auszuführen; doch zurück zu unserm Spruch: „ich bin mit dem Menschen im Leiden". „Herr," so führt es Sankt Bernhard aus, „bist du mit uns im Leiden, so gib mir immerdar zu leiden, damit du immerdar bei mir und mit mir seist und ich dich immerdar besitzen möge!"

Fürs dritte Mal sag ich: „Gott mit uns im Leiden" das

ist: er selber leidet mit uns! Wahrlich, wer die Wahrheit kennt, der weiß, daß ich wahr spreche: Gott, der leidet mit dem Menschen, ja (nach seiner Weise) ungleich mehr als jener, der um ihn leidet. Da sag ich: will denn Gott selber leiden, so muß ich's billigermaßen auch! Denn steht's mit mir recht, so will ich, was Gott will. Ich bete alle Tage, und Gott selber heißt's mich: Herr, dein Wille geschehe! Und doch, wenn Gott will leiden, so will ich über dieses Leiden klagen? Wie gar verkehrt doch! Ja ich bin gewiß: so gerne leidet Gott mit uns, wofern auch wir nur um ihn leiden, daß es ihm nicht mehr schmerzlich ist, sondern eine Freude. Und stünd es mit uns wie es sollte, so wär auch uns Leiden nicht schmerzlich, sondern Wonne und Labsal.

Weiter zum vierten Mal sag ich: Freundes Mitleid mildert naturgemäß das eigene Leid. Kann denn eines Menschen Leid, das er mit mir teilt, mich trösten, wie viel mehr erst Gottes Mitleiden!

Zum fünften Mal. Und wollt ich denn leiden mit einem Menschen, den ich liebe und der mich liebt, so sollt ich's füglich auch gerne mit Gott, der ja auch leidet, um mich leidet ob der Liebe, die er zu mir hegt.

Ferner sag ich zum sechsten Mal. Steht es denn so, daß Gott mir vorleidet und ich nur leide um ihn, wahrlich, so wird mir leicht zum Trost und zur Freude all mein Leid, wie groß und mannigfaltig es immer sei. Es ist eine natürliche Wahrheit: wenn man etwas tut um eines andern willen, so ist dabei der, für den man's tut, unserm Herzen näher und das, was man tut, ferner und geht uns nahe nur um des willen, für und dazu man's tut. Wenn einer baut, und das Holz behaut und den Stein, in der Absicht, ein Haus herzustellen vor der Hitze des Sommers und wider den Frost des Winters, des Herze ist zuerst und allemal: das Haus! Und dächte nicht daran, den Stein zu behauen noch die Arbeit zu tun, denn um des Hauses willen. Nun sehen wir wohl, so der Kranke den süßen Wein

trinkt, so dünkt ihn und behauptet er, der sei bitter! Und er ist's auch! Denn er verliert alle seine Süßigkeit schon draußen auf seiner bittern Zunge, eh' er noch innen an die Stelle kommt, wo die Seele den Geschmack empfindet und prüft. Dasselbe noch in erhöhtem Maße ist der Fall, wo der Mensch all sein Tun nur Gottes wegen verrichtet: da ist Gott so Mittel wie Zweck für die Seele und kann nichts ihm an Herz und Seele rühren, das nicht durch Gott und dessen Süße hindurch notwendig alle Bitterkeit verlöre und rein nur zu etwas Mildem würde, eh's überhaupt noch des Menschen Herz bewegen und berühren kann. Die Meister lehren, unter dem Himmel sei Feuer, rings um und um; und darum kann kein Regen noch Wind noch irgendwelch Sturm und Ungewitter von unten dem Himmel so nahe kommen, daß es ihn nur im geringsten trüben könnte: es wird alles verbrannt und aufgezehrt von der Hitze des Feuers, eh es noch bis an den Himmel kommt. Ebenso sage ich: was immer man um Gottes willen leidet oder wirkt, kommt uns ans Herz immer nur durch Gott: wo es denn auch verbrannt wird vom hitzigen Feuer der göttlichen Liebe, die des Guten Herz ringsum in sich beschlossen hält. — Nun mag man wohl schon klarer erkennen, wie gründlich und auf wie viele Weise ein guter Mensch allenthalben getröstet wird in den Mühen des Lebens: es ist nur ein Unterschied der Weise, ob er emsig wirkt und leidet um Gott, oder ob er ganz nur der Gottesliebe hingegeben ist. Daran aber kann er spüren, ob er wirklich sein Werk nur Gottes wegen treibe: wo er sich sonder Trost dem Leid verfallen fühlt, da war gewißlich Gott nicht seines Wirkens einziges Ziel! Sieh: und genau so steht er dann auch nicht in der Gottesliebe.

„Ein Feuer kommt von Gott, das brennt zu Asche, was Gott wider sich findet und ihm ein Fremdes ist", spricht König David. Das ist: Leid, Untrost und Bitternis.

Bleibt noch das Siebente in dem Worte, daß Gott mit uns ist im Leiden, daß er mitleidet mit uns, welches uns auch kräf-

tig trösten wird, nämlich eine Eigenschaft Gottes, daher fließend, daß er das lautre Eine ist ohne Zutritt, auch im Gedanken nicht, von irgendwelcher Menge oder Unterschieden — seine Eigenschaft, daß alles, was in ihm ist, er selber ist. Dieses zugegeben, so sage ich: alles, was der Gute um Gott leidet das leidet er in Gott, als welcher selber mit im Leiden steht. Mein Leiden in Gott: Mein Leiden Gott! Wie kann mir da noch Leiden peinlich sein, da es doch seinen Stachel verloren hat? Mein Leid in Gott heißt ‚Gott ist mein Leid'. Nicht anders wie er ‚die Wahrheit' ist: wo immer ich auf Wahrheit treffe, da treffe ich meinen Gott als die Wahrheit. So auch, aufs genaueste, wo ich das lautre Leiden finde, das Leiden um und in Gott, da treffe ich Gott als mein Leid. — Wem das nicht eingeht, der klage seine Blindheit an, nicht mich noch die göttliche Wahrheit!

Dankbar und wie Beschenkte mild, so traget euer Gottesleid, da es so über die Maßen heilsam ist und beseligend! „Selig, die da leiden um die Gerechtigkeit", spricht unser Herr.

Wie kann es eigentlich der gütige fürsorgliche Gott nur zugeben, daß seine Freunde, gute Leute, nicht immerdar im Leiden sind? Hätt einer einen Freund, der in die Lage käme, kurze Tage zu leiden um eines großen Erfolges willen und sich dadurch Ansehen und Reichtum erringen und dauernd besitzen könnte, wollte der das hintertreiben oder zugeben, daß es von jemand anderm hintertrieben würde, man würde doch nicht sagen, daß er dessen Freund wär und ihn lieb hätte. Eigentlich also kann Gott auf keine Weise zugeben, daß seine Freunde, gute Leute, je sonder Leiden wären — auch wenn sie nicht leiden möchten und das Leid sie drückte!

Nun! der Wert des wirklichen Erleidens fließt ausschließlich her vom Wert des Willens, wie ich davor geschrieben habe. Mithin, alles, was der gute Mensch leiden will, wozu er Gottes wegen bereit und erbötig ist, das leidet er in Gottes Augen wirklich, leidet es um und in Gott. „Ich steh bereit in allem Ungemach, und mein Schmerz ist mir immerdar gegenwärtig vor dem

Angesicht meines Herzens", spricht König David im Psalter. Ein reines Gerät — so führt Hieronymus aus — wohl gewirkt und gut genug, daraus zu machen, was man will und mag, hält in sich alles das beschlossen, was man damit anstellen kann, ob es auch nie jemand wirklich in Gebrauch nähme. Ähnlich habe ich an früherer Stelle geschrieben, der Stein sei darum nicht minder schwer, weil er jetzt anscheinend nur einfach daliegt auf der Erde: seine Schwere ist vollständig darin gesammelt, daß er niederstrebt und in sich selber bereit ist zu fallen. Und im selben Sinne hab ich auch oben irgendwo gesagt, der gute Mensch habe für Himmel und Erde das, was er tun wolle, immer schon getan — auch dies eine Ähnlichkeit mit Gott.

Da kann man sich nun auch so recht die Stumpfheit der Leute zum Bewußtsein bringen: die es gemeinhin Wunder nimmt, so sie gute Leute Schmerzen leiden sehen und Ungemach. Und fallen ihnen dann „so allerhand Gedanken" ein, nämlich der Argwohn, es komme das her von ihrer heimlichen Sünde; reden auch bei Gelegenheit: „ach, ich wähnte, der wäre ganz besonders gut! wie kommt's nur, daß er so übel leiden muß? Und ich dachte, es sei kein Fehl an ihm!" — Und gewiß! wär's wirklich Leid, wär's auch ihnen nur Schmerz und Pein, was sie tragen, so wären sie nicht gut noch ohne Sünde. Sind sie gut, so ist ihnen eben das Leiden kein Leid, kein Unglück, keine Pein: ihnen ist es ein unerwarteter Glücksfall, etwas Beseligendes. Gott selber sagt es: „Selig alle, die da leiden um Gott, um der Gerechtigkeit willen!" Und im Buch der Weisheit heißt es, der Gerechten Seelen trüge Gott in seiner Hand. Aber törichte Leute meinen und vermuten, die müßten rein vergehen! Doch sie sind im Frieden, in Wonne und Seligkeit.

Sankt Paulus, wo er schreibt, wie viele der Heiligen gelitten haben, mancherart harte Pein, setzt hinzu: „die Welt war es nicht wert!" Dies Wort, will man ihm gerecht werden, hat dreierlei Bedeutung inne.

Einmal: diese Welt verdient gar nicht vieler guter Leute Gegenwart. Besser noch ist eine zweite: das Gute ist dieser Welt etwas Unbequemes und Wertloses. Es gibt in aller Welt nur einen Wert: Gott. Gotte nur sind sie wert — und selber Gottes wert. Der dritte Sinn ist der, auf den ich nun aus bin, und besagt: die Welt, will sagen die Leute, die diesem Weltgewese hingegeben sind, sind gar nicht wert, daß sie Leid und Ungemach leiden um Gott! So heißt es auch in der Schrift: die heiligen Apostel hätten sich gefreut, daß sie würdig waren, um den Namen Gottes Pein und Ungemach zu dulden.

Nun sei's der Rede genug, zumal ich noch im dritten Teil des Buches mancherlei Trost beibringen will für einen guten Menschen, wie man ihn findet in den Taten, nicht bloß den Worten guter und weiser Menschen.

Dritter Teil — Vorbilder und Lehren

Im Buch der Könige kommt es vor, wie einer dem Könige David fluchte und ihm arge Beschimpfung bot. Da sagte einer von Davids Freunden, er wolle doch den bösen Hund gleich totschlagen! „Mit nichten!" versetzte der König, „niemand tu' ihm ein Leid! Denn wer weiß, vielleicht will Gott mir mit dieser Beschimpfung nur mein Bestes tun." — Wir lesen ferner im Buch der Patriarchen, wie irgendwer solchem frommen Vater klagte, daß er so viel aushalten müsse. Willst du, Sohn, erwiderte der Altvater, daß ich Gott bitte, daß er dir's abnehme? „Nein, Vater," rief der andere, „denn es ist mir heilsam, das merke ich wohl; sondern bitte Gott, er möge mir seine Gnade verleihen, daß ich es weislich leide und in Geduld!"

Man fragte einen siechen Menschen, warum er Gott nicht bäte, ihn gesund zu machen? Der versetzte darauf, das möchte er nicht gerne aus drei Gründen.

Einmal: das wolle er denn doch für gewiß wissen, daß der liebevolle Gott es gar nicht mitanzusehen vermöchte, daß er krank wäre,

als nur zu seinem Besten. — Sein zweiter Grund war dieser: „Ist einer gut, so will er, was Gott will, nicht aber, Gott solle wollen, was er will; denn das wäre doch das verkehrteste Ding der Welt. Nun denn! er will, ich soll krank sein — denn wollte er's nicht, so wär ich's ja nicht — folglich werd ich auch nicht wünschen, gesund zu sein! Ich bin mir darin ganz sicher: könnt es geschehen, daß mich Gott gesund machte, ohne es zu wollen, für mich wäre das wertlos und unangenehm! Sein Wollen, wenn auch meines Leids, ist ein Zeichen von Liebe, das Nichtwollen von Unliebe. Viel lieber, besser und förderlicher ist mir, Gott hat mich lieb, ob ich auch siech sei, denn daß ich gesund wäre am Leibe und mich Gott nicht liebte. Was Gott liebt, das ist etwas, und was er nicht liebt, das ist nichts! „Was Gott will", heißt es im Buch der Weisheit, auch hat's die Wahrheit inne, „das ist eben damit auch gut." Um's einmal recht menschlich auszudrücken: mir wär's lieber, ein reicher und gewaltiger Mann, ein König etwa, schenkte mir seine Liebe, ob er mich doch einstweilen ohne Gabe ließe, denn daß er mir auf der Stelle etwas reichen hieße und keine Liebe für mich hätte. So er nur aus Liebe mir im Augenblick nicht gäbe, in der Absicht, mich hernach umso großmütiger und reicher zu begaben! Oder ich setze, jener Mann, der mich liebt und mir jetzt nichts gibt, denke nur nicht daran; aber vielleicht bedenkt er sich hernach besser und gibt mir: ich werd's geduldig abwarten, zumal alle seine Gaben von Gnaden sind, ohn' mein Verdienst. Aber natürlich, wenn ich des andern Liebe für nichts achte und mein Wille seinem entgegenläuft, nur daß ich gern seine Gabe weghätte, so ist's nur in der Ordnung, daß er mir nicht gibt, mich vielmehr haßt und läßt mich ungeborgen.

Nun der dritte Grund, warum es mir unwürdig und unangebracht vorkäme, wenn ich Gott bitten wollte, mich gesund zu machen: ich werde doch den reichen liebevollen großmütigen Gott nicht um solche Kleinigkeit bitten! Gesetzt, ich käme zum Papste hundert oder zweihundert Meilen weit, und wenn ich endlich vor ihm stände, spräch ich: „Ach Herr Heiliger Vater! ich komme wohl zweihundert Meilen schweres Weges mit großen Kosten und bitt

Euch, warum ich mich auch zu Euch hergemacht habe, gebt mir doch — eine Bohne!" Wahrhaftig! er selber und wer's sonst mitanhörte, sprächen doch mit Recht, ich sei ein großer Tor! nun wird es niemand bestreiten können, wenn ich behaupte: jedes Gut, ja alle Endlichkeit zusammen gegen Gott gehalten, ist weniger als eine Bohne! Darum widersteht mir's billigermaßen, wofern ich ein weiser und guter Mensch bin, darum zu beten, daß ich gesund werde."

Bei dieser Rede bemerke ich noch: es ist das Zeichen eines kranken Herzens, so einer froh oder traurig wird um vergängliche Dinge dieser Welt. Man sollte sich recht von Herzen schämen vor Gott und seinen Engeln und vor den Leuten, sich darauf noch zu ertappen. Man schämt sich ja so sehr eines Gebresten am Antlitz, das die Leute sehen äußerlich!

Was will ich länger reden? Die Bücher des alten und des neuen Bundes, der Christen und auch der Heiden sind voll davon, wie fromme Leute kraft Gottes, ja schon kraft natürlicher Tugend ihr Leben hingegeben und willig auf sich selbst verzichtet haben. Tugend, so äußert ein Heide, Sokrates, macht das Unmögliche möglich, ja sogar leicht und süß! — Doch will ich ihrer nicht vergessen, der frommen Frau, von der das Buch der Makkabäer berichtet, die auf einen Tag vor ihren Augen fürchterliche Dinge sah, unmenschlich anzuhören, entsetzliche Martern, die man ihren sieben Söhnen antat: und das gefaßt mit ansah und sie aufrecht hielt und ermahnte, einen nach dem andern, nicht zu verzagen und willig Seele und Leib hinzugeben für Gottes Gerechtigkeit. — Noch zwei Worte will ich vorbringen und dann sei's genug! Das eine ist dies.

Ein guter, göttlicher Mensch sollte sich allen Ernstes doch gar übel schämen, jemals durch Leid ins Wanken zu kommen: da wir doch sehen, wie der Kaufmann um kleines Gewinstes willen, dazu noch aufs ungewisse, so fern außer Landes beschwerliche Wege fährt über Berg und Tal, durch Wildnisse und Meere, durch Räuber und Mörder Leibes und Gutes, und große Ent-

behrungen erduldet an Speis und Trank, Schlaf und anderm Gemach, und doch des allen vergißt über so kleinem und fragwürdigem Nutzen. Ein Ritter bei einem Strauß wagt Gut, Leib und Leben um eine vergängliche und kurze Ehre: und uns dünkt es wer weiß wie schwer, wenn wir ein Kleines leiden um Gott und die ewige Seligkeit!

Nun das andre Wort, das mir noch obliegt. Mancher ungeklärte Mensch wird nämlich sprechen, viele Behauptungen, die ich in diesem Buche und auch anderswo geschrieben habe, seien nicht wahr! Dem antworte ich mit dem, was Augustinus sagt im ersten Buch seiner Beichte: „Alles, was erst noch kommen soll auch über tausend und abertausend Jahre (falls die Welt so lange stehen sollte!) hat Gott schon jetzt getan, und was vergangen ist, manche tausend Jahr, wird er erst heute tun! Was kann ich dafür, ob jemand das nicht versteht?“ Und sprichet des weitern anderswo: der huldige doch allzu nackter Selbstliebe, der andere Leute blenden will, damit seine Blindheit verborgen bleibe! Mir genügt's, daß in mir und in Gott wahr sei, was ich rede und schreibe. Wer einen Stab eingetaucht sieht in Wasser, den dünkt er krumm zu sein, auch wenn er ganz gerade ist, und das kommt davon, weil das Wasser dichter ist als die Luft. An sich aber ist der Stab gerade und nicht krumm, und so auch nicht in den Augen dessen, der ihn nur in der klaren Luft sieht. Sankt Augustinus sagt: Wer ohne Nebengedanken, ohne allerhand Sinneseindrücke und Bilder innerlich erkennt, was kein äußres Sehen ihm eingetragen hat, der weiß auch, daß es wahr ist; wer aber dergleichen überhaupt nicht kennt, der lacht und spottet meiner — und erweckt damit bei mir nur Mitleid! Solche Leute wollen schauen und mitbefinden über die ewigen Dinge und göttlichen Werke und im Lichte stehn der Ewigkeit: und ihr Herz flattert noch im Gestern und Heute, in Zeit und Statt! Auch Seneca, ein heidnischer Meister, verlangt: von großen und hohen Dingen soll man in großem und hohem Sinne sprechen und mit erhabener Seele!

Auch wird man sagen, solche Lehren dürfe man doch nicht vor-

tragen oder schreiben vor Ungelehrten. Darauf entgegne ich: soll man nicht Ungelehrte belehren, so wird niemals einer gelehrt, dann kann man überhaupt nicht lehren, weder zu leben noch zu sterben. Denn dazu belehrt man die Ungelehrten, damit sie aus Ungelehrten Gelehrte werden: gäb es nichts Neues, gäb's auch nichts Altes. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht" sagt unser Herr; dazu ist er da, daß er die Kranken gesund mache! Findet sich aber doch jemand, der diese Auslassungen unrecht auffaßt, was kann der dafür, der dies Wort, das recht ist, recht geredet hat? Sankt Johannes verkündet das heilige Evangelium allen, Gläubigen wie auch Ungläubigen, damit sie gläubig werden: und doch beginnt er sein Evangelium mit dem Höchsten, was überhaupt ein Mensch von Gott hier zur Sprache bringen mag; und so sind denn auch seine Worte und auch die Worte unsers Herrn häufig unrecht verstanden worden.

Der liebreiche milde Gott, der die Wahrheit selber ist, er gebe mir und allen denen, die dies Buch lesen werden, daß wir der Wahrheit in uns gewahr werden!

Vom edlen Menschen / Sermon über Lukas 19, 12


in Ausspruch unsers Herrn ist, im Evangelium: Ein Edler fuhr aus in ein fernes Land, sich ein Königreich zu gewinnen und wieder heimzukehren. Unser Herr lehrt uns in diesen Worten, wie edelgeboren der Mensch ist in seiner Natur, und wie göttlich das, dazu er kommen mag in Gnaden. Auch ist in diesen Worten berührt ein großer Teil der heiligen Schrift.

Man soll zum ersten wissen, und ist auch geoffenbart, daß der Mensch in sich trägt zweierart Naturen: Leib und Geist. Daher man gesagt hat: wer sich selber erkennt, der erkennt alle Kreaturen. Denn alle Kreaturen sind entweder Körper oder Geist. Demgemäß lehrt die Schrift über den Menschen: es gäbe in uns einen äußerlichen Menschen, und einen andern, einen innerlichen Menschen.

Zu dem äußern Menschen gehört alles das in uns, was zwar der Seele anhaftet, jedoch befaßt und vermischt mit dem Fleische, und ein Zusammenwirken hat, ein leibhaftiges, mit jeglichem Gliede, mit Auge und Ohr, mit Zunge, Hand und dergleichen. Das nennt die Schrift zusammenfassend den ‚alten Menschen', den ‚irdischen' ‚äußeren' ‚feindlichen' oder ‚knechtischen' Menschen.

Der andere Mensch, der in uns ist, das ist der innere Mensch. Den heißet die Schrift einen ‚neuen' ‚himmlischen' oder ‚jungen' Menschen, einen ‚Freund', einen Edlen. Und das ist „der Edle", von dem unser Herr erzählt, daß er auszog in ein fernes Land und sich ein Königreich gewann und wiederkam. Hierher ist auch zu ziehen, was Hieronymus sagt, und überhaupt die Meister sagen's gemeinhin: daß ein jeder von uns, indem er ein Mensch ist, einen guten Geist, einen Engel hat, und einen bösen Geist, einen Teufel. Der gute Engel rät und treibt unablässig zu dem, was gut und göttlich, was tüchtig und himmlisch und ewig ist. Der böse Geist rät und treibt allezeit den Menschen zu dem, was

zeitlich und vergänglich, was untüchtig ist und böse und teuflisch. Der selbe Geist hat stets ein Kosen mit dem äußern Menschen und durch ihn verschafft er sich heimlich jederzeit Zutritt zu dem innern Menschen. Recht wie auch die Schlange mit Frau Even ihr Kosen hatte, und durch sie mit dem Manne Adam. Der innere Mensch ist Adam: der Mann in der Seele. Er ist der gute Baum, der da ohne Unterlaß gute Frucht bringt, der Acker, darein Gott sein Bild und Gleichnis gesetzt hat; und sät darein „den guten Samen", die Wurzel aller Weisheit, aller Kunst, aller Tugend, alles Guten, Samen göttlicher Natur, welcher Same ist: Gottes Sohn, Gottes Wort. Der äußere Mensch aber ist ihm feind und hat das Böse, „das Unkraut" darauf gesät und geworfen. Von diesem sagt Sankt Paulus: „ich finde in mir, was mich hindert und dem zuwider ist, was Gott gebeut und rät" — was Gott geboten und gesprochen hat und noch spricht im tiefsten Grunde meiner Seele. Und anderswo spricht er und klagt: „O weh mir unseligem Menschen, wer löset mich von diesem Leibe meines sterblichen Fleisches!" Und wieder an anderer Stelle: „Des Menschen Geist und sein Fleisch streiten allzeit widereinander. Das Fleisch rät Untugend und Bosheit, der Geist Gottes rät Gottesliebe, Friede, Freude und jede Tugend. Wer nach dem Geiste lebt, seinem Rate nachfolgt, der gehört dem ewigen Leben an; wer dem Fleische nachfolgt, der stirbt!" Der innere Mensch ist der gute Baum, von dem unser Herr spricht, daß er allzeit gute Früchte bringt, und bringet nimmer böse. Denn er will das Gute und strebt zum Guten, im an sich Guten selber schwebend, unberührt vom Dies und Das. Der äußere Mensch ist der böse Baum, der nimmer mag gute Frucht bringen.

Vom Adel des innern oder Geistesmenschen und von der Niedrigkeit des äußeren oder Fleischesmenschen sprechen auch die heidnischen Meister Tullius und Seneca: Keine vernünftige Seele ist ohne Gott, der Same Gottes ist in uns! Hätt er einen guten verständigen Anweiser und fleißigen Besteller, so nähm er desto besser zu und wüchse auf zu Gott, des Same er ja ist, und würd die Frucht ebenfalls eine Gottnatur. Birnbaumes Same

wächst sich aus zu einem Birnbaum und Nußbaumes Same zu einem Nußbaum: und Same Gottes — zu Gott! So der gute Same einen törichten und bösen Anweiser und Besteller hat, so wächst Unkraut dazwischen und bedeckt und verdrängt den guten Samen, daß er nicht ans Licht kommen, noch sich auswachsen kann. Doch sagt Origenes, ein großer Meister: weil denn Gott selber diesen Samen eingesät, ihn uns eingedrückt und eingeboren hat, so mag er wohl bedeckt und verborgen, aber doch nimmer vertilgt noch in sich ausgelöscht werden: er glimmt und glänzet, leuchtet und brennt, und strebt ohne Unterlaß empor zu Gott.

Der erste Grad des innern oder neuen Menschen — spricht Sankt Augustinus — ist, daß der Mensch lebt nach dem Bilde guter und heiliger Leute: er geht noch an den Stühlen und hält sich bei den Wänden und labt sich noch mit der Milch.

Der nächste Grad ist, so er jetzo nicht mehr bloß hinblickt auf äußere Vorbilder, auch guter Leute: sondern läuft und eilt von selber zu guter Lehre und zum Rate Gottes und göttlicher Weisheit; und kehrt den Menschen den Rücken und das Antlitz zu Gott: Er kriecht der Mutter vom Schoß und lacht den himmlischen Vater an.

Der dritte Grad ist, so der Mensch mehr und mehr sich der Mutter entzieht und ihrem Schoß ferner bleibt: und entflieht der Fürsorge, wirft ab die Furcht. Ob er auch im stande wäre, ungekränkt allen Leuten übel und unrecht zu tun, es gelüstete ihn doch nicht danach. Denn er ist durch Gottes Liebe so mit Gott verbunden und vertraut in ernstlicher Hingabe, daß der ihn gesetzt und eingewiesen hat in Freude, Seligkeit und Wonne: da ihm denn unerträglich ist, was immer Gott unangemessen und fremd ist und wider Geziemen.

Der vierte Grad ist, so er mehr und mehr zunimmt und Wurzel schlägt in der Liebe, in Gott, jederzeit bereit, jede Anfechtung und Versuchung, Widrigkeit und Leiden auf sich zu nehmen, und das willig, gern und fröhlich.

Der fünfte Grad ist, so der Mensch von sich aus allenthalben

in Frieden lebt, still ruhend in der Fülle, im Umgang mit der unaussprechlichen Weisheit.

Der sechste Grad ist, so der Mensch entbildet ist und übergebildet in Gottes Ewigkeit: wenn er auf den Gipfel der Vollkommenheit gelangt ist und aller Vergänglichkeit des zeitlichen Lebens vergessen hat, und erhoben und übergefahren ist in Gottebenbildlichkeit: wenn er ein Kind Gottes worden ist.

Darüber hinaus gibt es keinen höheren Grad; da ist nur ewige Ruhe und Seligkeit. Denn das Ziel des innern und neuen Menschen ist: ewiges Leben.

Von diesem innern oder adligen Menschen, dem Gottes Same eingedrückt und eingesät ist — wie dieser Same, dies Ebenbild göttlicher Natur und göttlichen Wesens, wie Gottes Sohn erscheine und man seiner gewahr werde, und wie er auch zuweilen verborgen werde, davon spricht der große Meister Origenes ein Gleichnis: Gottes Sohn, Gottes Ebenbild sei in der Seele Grund wie ein lebendiger Brunnen. Wer aber Erde, das ist irdisches Begehren, darauf wirft, das hindert und verschüttet ihn, so daß man garnichts mehr von ihm gewahr wird. Doch bleibt er in sich selber lebendig, und wenn man die Erde, die von außen darauf geworfen ist, fortnimmt, so kommt er wieder zum Vorschein. Und er vermerkt dazu, daß auf diese Wahrheit hingedeutet sei im ersten Buch Mosis, wo geschrieben steht, daß Abraham in seinem Acker lebendige Brunnen gegraben hatte; und übeltätige Leute füllten die Brunnen mit Erde. Und danach, da die Erde herausgeworfen war, da quollen die Brunnen frisch zu Tag. Auch das eignet sich gut zu einem Vergleich: Die Sonne scheint ohne Unterlaß, doch sobald eine Wolke oder ein Nebel zwischen uns und der Sonne ist, so werden wir des Scheines nicht gewahr. Und ebenso wenn das Auge krank ist und innerlich siech, so ist ihm der Schein unbekannt. Auch habe ich sonst wohl ein einleuchtendes Gleichnis gebraucht, wenn nämlich ein Künstler ein Bild macht von Holz oder Stein: Er trägt das Bild nicht in das Holz hinein, er schneidet nur die Späne fort, die das Bild verborgen und verdeckt hiel-

ten, er gibt dem Holze nicht, er benimmt ihm, gräbt aus, was zu dick, nimmt ab, was überschüssig, und dann endlich leuchtet auf, was darunter verborgen war. Das auch ist der „Schatz, der im Acker verborgen liegt", von dem unser Herr im Evangelium spricht. Wenn der Mensch, so sagt Augustinus, sich entschlossen emporkehrt in die Ewigkeit, in Gott allein, so scheinet und leuchtet dieses Bild Gottes; wenn aber die Seele sich nach außen kehrt, sei's auch zu äußerlicher Tugendübung, so wird allsogleich das Bild zugedeckt. Im Buch der Minne heißt es: „Achtet es nicht, daß ich braun bin, ich bin doch wohlgestalt, und schön; die Sonne nur hat mich verfärbt!" „Die Sonne" ist das Licht dieser Welt. Und gemeint ist, daß auch das Höchste und Beste, das geschaffen und gemacht ist, das Bild Gottes in uns verdunkelt und entfärbt. Nehmet den Rost ab vom Silber, spricht Salomo, so leuchtet und glänzt, was das Allerlauterste war; das ‚Bild Gottes' in der Seele.

Und das ist es auch, warum unser Herr in unserm Worte sagt: „Ein Edler zog aus". Denn freilich muß der Mensch aus allen Bildern und aus sich selber ausgehn und dem allen gar fern und unähnlich werden, will und soll er anders Sohn werden. Sohn in des Vaters Schoße und Herzen: jederart Vermittelung ist Gott fremd. Gott spricht: „Ich bin der Erste und der Letzte!" Unterschied gibt es weder in der göttlichen Natur, noch in den Personen, wiefern sie einig sind in der Natur. Die göttliche Natur ist Eines; und jegliche Person ist auch Eines, und zwar dasselbe Eine, wie die Natur. Selbst die Unterscheidung von Sein und Wesenheit ist hier aufgehoben: sie fallen zusammen. Erst da das göttliche Wesen nicht mehr bei sich ist, da nimmt es an und kommt ihm zu und gibt es herfür Unterschied. Darum: im Einen nur findet man Gott; und Eines so muß der werden, der Gott finden soll. „Ein edler Mensch fuhr aus": Im Unterschiedlichen findet man weder Einheit, noch Sein, noch Gott, nicht Rast, noch Seligkeit, noch Vollendung. Sei Eines, auf daß du Gott finden mögest! Und wahrhaftig! wärest du wirklich eins,

so bliebst du auch eins im Unterschied. Das Unterschiedliche würde dir eins und vermöcht dich jetzo nicht mehr zu hindern. Eins bleibt genau so Eins in tausend mal tausend Steinen, wie in vier Steinen! Denn eine Million ist wahrlich ebenso eine simple Zahl, wie vier auch eine Zahl ist. Ein heidnischer Meister sagt, das Eine sei aus dem obersten Gotte geboren. Seine Eigenschaft ist, mit sich selber einig, zu wesen. Wer es unterhalb Gottes sucht, der betrügt sich. Und jener selbe Meister, den wir nun schon zum vierten Male anführen, bemerkt im Anschluß an das Wort Pauli: „ich habe euch (gleich keuschen Jungfrauen) dem Einen angetraut": es halte das Eine mit niemand eigentliche Freundschaft, als mit jungfräulichen Seelen. — So gänzlich sollte der Mensch dem Einen mit vereinet sein, welches Gott ist.

„Ein Mensch", heißt es, „fuhr aus". Mensch, dem ursprünglichen Sinn im Lateinischen nach, bedeutet nach einer Auslegung einen, der sich mit allem, was er ist und hat, völlig Gott unterwirft, der emporblickt zu Gott, und nicht auf das Seine, das er hinter und unter sich weiß. Das ist vollkommene und eigentliche Demut. Den Namen hat der Mensch von der Erde, davon ich nun nicht weiter sprechen will. Sodann bedeutet Mensch etwas, das höher ist als die Natur, das über die Endlichkeit hinausstrebt, über alles, was nach Zeit und Raum und Körperlichkeit schmeckt. Und auf noch höherer Stufe dann hat der Mensch mit dem Nichtigen überhaupt nichts mehr gemein.

Einmal so. Nämlich daß er nicht nach diesem oder jenem gebildet noch ihm ähnlich sei und vom Nichtigen nicht wisse, so daß man keine Spur davon mehr in ihm finde noch gewahre und ihm das Nicht so ganz und gar benommen sei, daß man da einzig finde: reines Sein, das Wahre, das Gute. Wer alsogetan ist, der, und nur der, ist der „edle Mensch".

Es gibt noch eine andere Weise der Auslegung, was unser Herr einen „edlen Menschen" heißt. Man muß nämlich wissen, daß, wer Gott unverhüllt erkennt, der erkennt auch mit ihm die Kreatur. Erkenntnis ist für die Seele wie das Licht: alle Menschen begehren von Natur nach ihr, wie es denn ein Besseres auch gar-

nicht gibt. Erkenntnis ist schlechthin gut. Wenn man, sagen die Meister, die Kreaturen nur in sich erkennt, das heißt ein „Abenderkennen“, da sieht man sie in allerhand unterschiedlichen Bildern. So man aber die Kreaturen in Gott erkennt, das heißt ein „Morgenerkennen“, und hier schaut man die Kreatur ohn allerlei Unterschied: aller Bilder entbildet, aller Gleichheit entglichen, in dem Einen, das Gott selber ist. Auch dies geht auf den edlen Menschen, von dem unser Herr sagt, er sei ausgefahren: darum edel, weil er Eines ist, und auch Gott und Kreatur in ihrer Einheit erkennt.

Noch eine Auslegung will ich geben, was unter dem „edlen Menschen“ zu verstehn sei. Ich sage: so der Mensch — die Seele, der Geist — Gott schaut, so ist er sich auch bewußt, daß er schaut und erkennt, und zwar Gott erkennt. Nun hat es etliche Leute dünken wollen — und nimmt sich auch gar glaublich aus: die Blume und der Kern der Seligkeit liege in jener Erkenntnis, da der Geist erkennt, daß er Gott erkennt. Denn ob ich alle Wonne hätte und wüßte nichts davon, was hülfe mir das, und was für eine Wonne wäre mir das! — Ich meinerseits möchte das nicht unterschreiben. Zugegeben auch, die Seele könne ohne das nicht selig sein: so beruht doch ihre Seligkeit nicht darauf! Sondern das Erste, worauf Seligkeit beruht, ist dieses:

Wann die Seele Gott rein nur schaut, da nimmt sie all ihr Wesen und Leben und schöpft, was immer sie ist, aus dem Grunde Gottes: und weiß doch von keinem Wissen, keinem Lieben, noch sonst irgendwovon! Sie gestillet ganz und gar im Wesen Gottes, sie weiß von nichts, als nur: mit Gott zu wesen. Sobald sie sich aber bewußt wird, daß sie Gott schaut und liebt und erkennt, das ist bereits ein Herausschlagen und Sich wieder zurückwerfen auf das Erste. Es merkt niemand, daß er weiß geworden, als der wirklich weiß ist. Daß er sich als weiß erkennt, damit führt er gleichsam einen Bau auf über dem Weißsein. Und nicht einfach von der Farbe nimmt er unmittelbar und noch unwissend seine Erkenntnis ab: sondern von einem Wesen, welches nunmehr weiß ist, nimmt man diese Erkenntnis und dieses Bewußtsein, schöpft

diese also nicht aus der Farbe, sondern aus dem Farbigen; nur der Weißgewordene erkennt sich als weiß. Sich weiß *wissen*, ist weit unerheblicher und weit äußerlicher, als weiß *sein*. Ein anderes ist die Wand, ein anderes das Fundament, auf dem die Wand gebaut ist! Eine andere, sagen die Meister, ist die Kraft, vermöge der das Auge sieht, eine andere die, vermöge der es *erkennt*, was es sieht. Beim ersten, *daß* es etwas sieht, da ist es ausschließlich abhängig von der Farbe, nicht von dem, das die Farbe hat. Daher ist es ganz einerlei, ob das ein Stein ist oder ein Stück Holz, ein Mensch oder ein Engel: genug, daß es die Farbe habe, darauf allein kommt es hierfür an.

Ebenso sage ich, daß auch der *Edle* all sein Wesen, Leben und Seligkeit nur schlechtweg nimmt und schöpft aus Gott, bei Gott, in Gott: ohne noch etwas von Gott zu *erkennen*, zu schauen, zu lieben, oder was sonst. Treffend sagt darum unser Herr: das sei ewiges Leben, Gott *nur* zu erkennen *als den einen wahren Gott*; nicht: zu erkennen, daß man Gott erkennt. Wie soll man sich denn auch als Gotterkennenden erkennen, wo man sich selber nicht kennt! Denn sicherlich! der Mensch weiß sowohl sich wie andere Dinge überhaupt garnicht, sondern allein Gott, indem er selig wird — selig in der Wurzel und dem Grunde der Seligkeit. Sobald aber die Seele weiß, daß sie Gott erkennt, so weiß sie *zugleich* von Gott und von sich. Es ist aber, wie ich davor gesagt habe, eine andere Kraft, durch die der Mensch sieht, und eine andere, durch die er sich bewußt wird, *was* er sieht. Und steht es auch so, daß *jetzt*, hienieden, *für uns*, die Kraft vornehmer und höher ist, durch die wir uns zum Bewußtsein bringen und *erkennen*, was wir sehen — weil die Natur bei ihrem Wirken mit dem Schwächsten beginnt: So beginnt doch *Gott* bei seinem Wirken mit dem Kräftigsten und Vollkommensten! Die Natur macht den Mann aus dem Kinde, und das Huhn aus dem Ei, Gott macht den Mann *vor* dem Kinde, und das Huhn *vor* dem Ei. Die Natur macht das Holz zuerst warm und heiß, und hiernach erst macht sie's zu einem Feuerwesen: Gott gibt, allem zuvor, *das Sein* — allen Kreaturen, und *darnach* erst — innerhalb

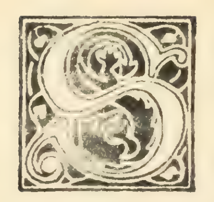
der Zeit, doch sonder Zeit und Weise — auch alles das, was an ihnen der Zeitlichkeit angehört. Gibt Gott doch auch erst den heiligen Geist, und dann die Gaben des heiligen Geistes.

Ebenso sage ich: Obschon Seligkeit anders nicht vorkommt, man erkenne denn und sei sich bewußt, daß man Gott schaut und erkennt, so ist es Gott doch nicht beigekommen, davon meine Seligkeit abhängig zu machen. Wem's anders gefällt, der mag das mit sich ausmachen, aber: er tut mir leid! Schon in der Natur ist das Heißwerden durch das Feuer und ein rechtes Feuerwesen gar ungleich und wunder wie fern von einander, ob sie auch in Raum und Zeit dicht bei einander sind. Die Gottesschau und „mein" Schauen sind ebenfalls einander himmelferne und ungleich.

Treffend also sagt unser Herr, ein edler Mensch sei ausgefahren in ein fernes Land, sich ein Königreich zu gewinnen, und sei wiedergekommen. Denn der Mensch muß Eines sein. Und dazu muß er das Eine suchen gehen — in sich selber und doch im Einen; und es ergreifen im Einen: er muß Gott nur schlechtweg schauen. Aber er muß auch „wiederkommen": er muß sich auch bewußt werden und erkennen, daß er Gott erkennt.

Alles hier Gesagte hat vorweg genommen der Prophet Ezechiel: da er spricht: „Ein mächtiger Adler mit großen Flügeln, mit langen Fittichen voll Federn mancherlei, kam zu dem lautern Berge und packte den Kernschoß des höchsten Baumes, brach den obersten Wipfel heraus und brachte ihn herunter." Was unser Herr einen edlen Menschen heißt, das nennt der Prophet einen großen Adler. Und wer ist wohl edler, als der zur Hälfte geboren ist vom Höchsten und Besten, das die Welt bietet, und zur andern Hälfte aus dem innigsten Grunde der göttlichen Natur und der göttlichen Einsamkeit? Und so spricht der Herr im Propheten Hosea: „Ich will die edlen Seelen in eine Einöde führen und da sprechen in ihre Herzen!" Eines mit dem Einen, Eines von dem Einen, und im Einen selber das Eine, ewiglich!

Maria und Martha / Sermon über Lukas 10, 38



Sankt Lukas schreibt in seinem Evangelium: „Es begab sich aber, da sie wanderten, trat Jesus in ein Städtlein; da nahm eine Frau ihn auf, mit Namen Martha, die hatte eine Schwester, hieß Maria. Die setzte sich zu Füßen unsers Herrn und hörte sein Wort. Martha aber ging um und diente dem Herrn."

Drei Dinge zogen Marien zu den Füßen unsers Herrn zu sitzen. Seine göttliche Milde hatte ihr an die Seele gerührt. Sie war weiter überwältigt von mächtiger unsagbarer Sehnsucht: sie sehnte sich — sie wußte nicht wonach, sie wünschte sich — sie wußte selber nicht was! Und drittens lockte sie die süße Labe und das Entzücken, das sie aus den ewigen Worten schöpfte, die da von Christi Munde rannen. Auch Marthen trieb dreierlei, umzugehen und dem lieben Christus zu dienen: Ihr Altersvorrang zunächst und ein aufs äußerste und bis in seine Tiefe durchgeübtes Gemüt. Das gab ihr die Überzeugung, daß niemandem die Handreichung so gut anstünde wie ihr. Zum andern eine weise Umsicht, die das Werk der Hände wohl zu richten wußte auf die nächsten Liebespflichten. Und zum dritten die ausnehmende Würdigkeit des lieben Gastes.

Einem jeglichen Menschen, so lehren die Meister, steht Gott zur Erfüllung bereit nach der geistigen, oder nach der sinnlichen Seite, je wonach ihn am innigsten verlangt. Ob Gott uns als Vernunftwesen, oder ob er uns genugtue als empfindenden Wesen, das — allen lieben Freunden Gottes sei's gesagt — ist zweierlei:

Erfüllung fürs Gefühl, die besteht darin, daß Gott uns Trost, Entzückungen und Erquickungen spendet; und hiermit verwöhnt zu sein, das geht den lieben Freunden Gottes ab. — Sie ist Sache des Empfindens: dagegen vernünftige Genüge das ist ein rein geistiger Vorgang. Ich spreche da von ihr, wo durch alle Verzückungen der Seele oberster Wipfel sich nicht beugen läßt; so daß

er nicht ertrinkt im Wohlgefühl, vielmehr gewaltig darüber ragt: Dann erst befindet man sich im Zustand der geistigen Genüge, wenn diese Gefühlsschwankungen unserer endlichen Wesenheit den Wipfel der Seele nicht mehr zu erschüttern vermögen. Zu unserer Endlichkeit rechne ich alles, von dem man ein Empfinden hat — ausgenommen Gott.

„Herr", spricht nun Martha, „heiß sie, daß sie mir helfe!" Nicht aus Haß sagt sie das, sondern aus einer zärtlichen Aufwallung, von der sie überwältigt ward. Denn so müssen wir's wohl nennen: eine zärtliche Aufwallung — oder eine liebenswürdige Neckerei.

„Wie das?"

Nun! sie sah, wie Maria völlig hingenommen in Wonne schwamm. Sie kannte ihre Maria, besser als Maria sie, dazu hatte sie lange genug gelebt. Das Leben liefert die wertvollste Erkenntnis, Leben lehrt Hochgefühle und Erleuchtungen besser einschätzen, als alles, was — Gott immer ausgenommen — uns in diesem Leibe irgend beschieden sein mag. Sein Urteil ist sogar erheblich klarer, als was solche Erleuchtung selber an Einsicht zu geben vermag: Solch Ewigkeitslicht gibt Kunde nur immer über uns und Gott zusammen, aber nicht über uns selber ohne die Beziehung auf Gott! Wo man aber nur sich vor Augen hat, da unterscheidet man besser, was einem angemessen ist oder unangemessen. Das beweist uns Sankt Paulus, und wiederum die heidnischen Meister: Sankt Paulus schaute in seiner Verzückung Gott und sich selber, als in geistiger Weise einbezogen in Gott. Und doch fehlte ihm die nötige Anschauung, um auch ohne jenes Allerletzte von einer jeden Tugend einen klaren Begriff zu haben. Dies darum, weil er sich noch nicht in Werken geübt hatte. Jene Meister dagegen hatten sich durch Betätigung der Tugend zu so hoher Stufe der Erkenntnis erhoben, daß sie von jeder Tugend einen treffenderen Begriff besaßen, als Paulus oder sonst ein Heiliger bei ihrer ersten Verzückung.

Auf dieser Stufe stand auch Martha; daher ihre Mahnung: „Herr, sag, daß sie mir helfe!" In dem Sinne: Meine Schwester

bildet sich ein, was sie sich wünscht, vermöge sie auch schon, nur weil sie bei dir so wohl geborgen sitzt. Nun! laß sehen, ob dem so sei: heiß sie aufstehn und von dir gehn! — Was doch eher ein freundlicher Scherz war, als daß sie's ernst gemeint hätte. Maria war eben so voll Schwärmerei, sie sehnte sich, sie wußte nicht wonach, sie wünschte sich, sie wußte selber nicht was! Wir haben sie ein wenig in Verdacht, die liebe Maria, als sei sie wohl mehr dagesessen, um diesen Zustand auszukosten, denn behufs geistiger Förderung! Und darum Marthas Mahnung: „Herr, heiß sie aufstehn!" Sie fürchtete, daß sie stecken bliebe im Wohlgefühl und nicht zu Höherm käme.

Da antwortete ihr Christus und sprach: „Martha, Martha! du bist sorgsam, du kümmerst dich um vieles; eins ist not! Maria hat das beste Teil erwählt, das ihr nimmer mag genommen werden."

Nicht in strafendem Tone sagt Christus dies Wort: er geht auf ihr Bedenken ein und gibt ihr die Vertröstung, daß Maria werden solle, wie sie es wünschte.

Warum sagt Christus „Martha, Martha", warum nennt er sie zweimal? Kein Zweifel, so äußert Isidorus, daß Gott von der Zeit an, da er Mensch ward, nie jemand mit Namen genannt hat, deren auch nur einer hernach verloren gegangen: die er nicht genannt hat, um die steht's zweifelhaft! Unter diesem ‚bei Namen nennen' Christi versteh ich: sein ewiges Wissen, ob einer von Ewigkeit her, vor aller Schöpfung der Kreaturen, unaustilglich verzeichnet stehe im Buche des Lebens. Vater, Sohn und heiliger Geist: was darin mitgenannt ist, und wes Namen Christus zudem noch ausdrücklich gesprochen hat, deren ist auch nicht einer verloren gegangen.

Warum aber nennt er Marthen zweimal? Um anzudeuten, was es an zeitlichen und an ewigen Vorzügen nur irgend gäbe und einer Kreatur beschieden sei, daß das Martha alles zukomme. Mit dem ersten „Martha" weist er hin auf ihre Vollkommenheit im zeitlichen Wirken, mit dem andern Male: was zu unserm

ewigen Heil erforderlich ist, daß ihr auch davon nichts mangele.

„Du bist sorgsam", sagt er weiter: ‚du stehst mitten in der Welt, und lässest doch die Welt nicht in dir sein!' Die wenden Sorge daran, die sich unbehindert zu halten wissen bei aller Weltläufigkeit. Und ‚unbehindert' halten sie sich, sofern sie ihr gesamtes Tun gebührend ausrichten nach dem Vorbild des ewigen Lichts. Ein Geschäft treibt man von außen, aber ein Schaffen ist nur da, wo man von der Vernunft beschieden sich betätigt von innen her. Und nur das sind die Leute, die mitten unter den Dingen stehen und doch nicht in sie aufgehen. Sie stehen dicht dabei: und halten's doch nicht anders, als ob sie dort oben stünden am äußersten Himmelskreis, der Ewigkeit ganz nahe.

Denn alles Endliche ist nur ein Mittel.

In zwiefachem Sinne. Einmal, das unumgängliche Mittel, ohne das ich nicht in Gott zu gelangen mag, ist: mein Wirken und Schaffen in der Zeitlichkeit. Wir haben eben erst davon geschrieben: es beeinträchtigt uns in der Sorge für unser ewiges Heil nicht im mindesten.

In einem zweiten Sinne ist uns das Endliche nur Mittel: sofern wir uns von diesem losmachen müssen. Denn dazu sind wir in die Zeit gesetzt, damit wir durch unser vernunftgeleitetes Schaffen innerhalb der Endlichkeit uns Gott annähern, immer gottähnlicher werden. Das hatte auch Sankt Paulus im Auge bei dem Wort: „Überwindet die Zeit, die Tage sind übel!" ‚Die Zeit überwinden' bedeutet, daß man unablässig empordringe in Gott — wie's einem Vernunftwesen geziemt: nicht in vorstellungsmäßiger Unterschiedenheit, sondern in der Wahrheit, als in einem Vernunfterlebnis. Und „die Tage sind übel", das verstehet so. Tag deutet auf Nacht: gäb es keine Nacht, so gäb es und redete man auch nicht vom Tag, sondern alles wäre ein Licht. Und darauf will Paulus hinaus. Denn ein solches Leben im Licht ist etwas allzu Dürftiges, bei dem es noch Verfinsterungen geben mag, die einem hochgemuten Geist die ewige Heimat bewölken und beschatten. Daher auch Christi Mahnung: „Rührt euch, solang ihr das Licht habt". Wer da schafft im Licht! der dringt empor in Gott,

von aller Vermittelung frei und bloß: das Licht wird bei ihm zum Schaffen, und sein Schaffen wird ihm sein Licht.

Und auf dieser Stufe stand die liebe Martha; woher er sprechen konnte: „Aufs Eine kommt's an, gewiß! Ich und du, ob auch nur gelegentlich einmal umfangen mit ewigem Licht, wir sind das Eine‘. Ein ‚Zweieiniges‘ dagegen ist solch ein entflammter Geist, der seine Stelle hat über der Welt, doch unter Gott — am Umkreis erst der Ewigkeit.“ Zwei ist er, weil er Gott nicht ohne Mittel sieht: Gedanke und Wirklichkeit, oder: sein Erkennen und der Gegenstand seines Erkennens, die gehen bei ihm noch nicht in eins zusammen. Diese sind eben noch nicht Gott; denn dann erst wird man Gott, wo der Geist schlechterdings frei ist. Eins ist da zwei — und zwei ist eins: das Licht, und der Geist! Eins ist dieses zwei: solange die Seele umfangen ist vom ewigen Licht.

Der Ausdruck: am Umkreis der Ewigkeit bedarf noch einer Erläuterung.

Drei Wege stehen der Seele offen in Gott. Der erste ist: mit mannigfaltigem Umtriebe, mit zehrendem Verlangen in allem Erschaffnen Gott suchen. Ihn meinte König David, als er sprach: „in allen Dingen habe ich Ruhe gesucht“.

Der andere ist ein Weg ohne Wahl und Weisung, frei und doch gebunden: nämlich erhaben und himmelhoch entrückt zu sein über unser Ich und alle Dinge, ohne Wollen und Vorbilden. Nur daß es noch keinen Bestand im Wesen hat. Den meinte Christus, da er rief: „Selig bist du, Petre! Fleisch und Blut geben dir das nicht ein (eine Erhebung in die Vernunft ist's), wenn du mich als „Gott“ ansprichst: mein himmlischer Vater hat dir's geoffenbart!“ Auch Sankt Peter sah Gott nicht bloß: er war nur über alles Unterscheiden mit des himmlischen Vaters Kraft entrückt ‚an den Umkreis der Ewigkeit‘. Ich möchte sagen, er hatte in der liebevollen, aber allzu stürmischen Umarmung des himmlischen Vaters die Besinnung verloren: ein hinauf verstarrter Geist, der über alles Begreifen entzückt ist in des himmlischen Vaters Machtbereich. Da ward ihm von oben mit süßem irdischen

Ton — freilich ohne jede Heranziehung seiner körperlichen Organe — eingesprochen als unmittelbare Erkenntnis: Gottes und des Menschen Einigkeit in der Person des himmlischen Vatersohnes. Ich behaupte zuversichtlich, hätte Sankt Peter schon damals Gott unmittelbar geschaut, sozusagen in natura, wie ihm danach beschieden war und dem Paulus, da dieser in den dritten Himmel verzückt ward: die Sprache der obersten Engel wär ihm noch zu grob erschienen. So aber redete er mannigfache freundliche Worte, deren der liebe Jesus doch gar nicht bedurfte: der sieht in Herzens und in Geistes Grund! Weil er unvermittelten Zutritt hat in der andern freieste Innerlichkeit. (Dahin weist auch Sankt Paulus, wenn er sagt: „Es ward ein Mensch entrückt und hörte solche Worte, die unaussprechlich sind für alle Menschen".)

Soviel, um darzutun, daß Sankt Peter erst ‚am Umkreis der Ewigkeit' stand, noch nicht in der Einheit selber, Gott sehend in dessen eignem Sinn.

Der dritte Weg heißt ‚Weg'; und ist doch ein Daheimbleiben, nämlich Gott ohne Vermittelung zu sehen, in seiner eigenen Wesenheit. Hier ruft uns der liebe Christus zu: „ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben". Christus einig als ‚Gottperson', einig mit dem ‚Vater', einig mit dem ‚Geiste', dreieinig. Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben. Dreies und doch nur eins: der liebe Jesus. Außerhalb diesem Wege halten die Kreaturen uns im Umkreis und in der Vermittelung. Aber auf ihm in Gott geleitet vom Lichte, das seinem ‚Wort' entstrahlt, und umfangen von der Liebe, die beide eint im ‚Geist': das geht über alles, das man geworten mag. Erhorch es, das Wunder:

Denn welch wunderlich Stehen so draußen wie drinnen; begreifen und umgriffen werden; schauen und selber das Geschaute sein; halten, wovon man selber gehalten wird. Das ist das Ziel, da der Geist geruhig rastet, hereingenommen in die ersehnte Ewigkeit.

Nun kehren wir wieder zu unserer Darlegung zurück: wie die liebe Martha, und mit ihr alle Gottesfreunde, ihr Leben führen

„mit Sorge" — etwas anderes als: in Sorge. Da ist ein weltlich Wirken genau so förderlich wie irgendwelches sich in Gott versenken. Denn es schließt uns mit ihm ebenso eng zusammen wie die höchste Verzückung, die uns zu teil werden mag — ausgenommen nur das Schauen Gottes in seiner reinen Gottnatur. Darum bestätigt ihr Christus: du hältst dich der Welt und damit auch der Sorge nahe! Er hebt es besonders hervor, daß sie mit ihren niederen Vermögen sich der Trübsal und Bekümmernis nicht entzöge! Eben weil sie sich nicht verwöhnt hatte mit geistigen Süßigkeiten: Genußsucht war ihrem Wesen fremd.

Auf drei Punkte kommt es sonderlich an in unserm Wirken. Nämlich daß man wirke nach Ordnung, nach Vernunft und mit Bewußtsein. „Nach der Ordnung", darunter verstehe ich, daß man an jedem Platze der nächsten Forderung entspreche; „nach der Vernunft": daß man ein Besseres zur Zeit nicht kenne; und „mit Bewußtsein": daß man stets in tüchtigem Wirken der lebengebenden Wahrheit inne werde mit ihrer wonnigen Gegenwart. Wo diese drei Punkte beisammen sind, die Werke bringen uns Gott ebenso nahe und sind genau so förderlich wie die gesamten Verzückungen Mariae Magdalenens in der Wüste.

Und Christus fährt fort: du betrübst dich um vieles — aber nicht: um das Eine. Dies Letztere ist der Fall, wenn eine Seele, säuberlich eingezogen, fern allem Weltgetriebe hoch empor getragen steht bis an ‚den Umkreis der Ewigkeit': die ist der Trübsal verfallen im Augenblick, da sie durch irgend eine Sache herausgerissen wird, daß sie nicht mehr verzückt sich dort oben zu halten vermag; und Sorge und Kummer ums Eine ist fortan ihr Teil. Martha dagegen stand in stolzer wohlgefestigter Tüchtigkeit, freien Gemüts, durch die Welt nicht mehr gehindert. Darum denn wünschte sie, es möchte ihre Schwester in denselben Stand gesetzt werden. Denn sie sah, daß die noch nicht innerlich feststand. Die treffliche Verfassung des eigenen Seelengrundes war es, aus der in ihr der Wunsch aufstieg, es möchte auch jene fest gegründet sein in allem, was zum ewigen Heil gehört.

Eins ist not, sagt hierzu Christus. Was ist dieses Eine? — Gott! Und das ist allen Kreaturen etwas Notwendiges: Denn zöge Gott das Seine an sich, alle Kreaturen würden zunichte. Entzöge Gott sein Teil der Seele Christi, wiefern ihr Geistiges geeint ist mit der ewigen Gottperson, auch Christus bliebe bloße Kreatur! Da bedarf man des Einen wohl.

Martha, sahen wir, befürchtete, daß ihre Schwester stecken bliebe in Verzückung und schönen Gefühlen und wünschte, daß sie würde, wie sie. Da antwortet Christus in dem Sinne: Gib dich zufrieden, Martha, auch sie hat das beste Teil erwählt, das ihr nimmer mag genommen werden! Diese Überschwänglichkeit wird sich schon legen: das Höchste, was einer Kreatur beschieden ist, das soll ihr zu teil werden: sie soll heilig werden, wie du! — Bei dieser Gelegenheit zur Lehre vom rechen Leben soviel:

Drei Punkte betreffend unsere Willensbeschaffenheit gehören zu einem tüchtigen Leben. Das erste Erfordernis ist, seinen Willen aufzugeben in Gott; wo es denn unumgängliche Pflicht ist, das auch wirklich zu vollbringen, was man für recht erkennt, sei es ein Ablegen oder ein Hinzunehmen. Es gibt nämlich drei Formen des Willens: einen ‚sinnlichen‘, einen ‚vernünftigen‘ und einen ‚ewigen‘ Willen. Dem sinnlichen Willen gebricht es an der nötigen Leitung: er muß hören auf rechte Belehrung.

Der vernünftige Wille betätigt sich darin, daß man die Füße setze in alle Werke Jesu Christi und der Heiligen, oder anders: daß man so Wort wie Wandel und Weltgeschäftigkeit immer beschicke mit dem Blick aufs letzte Ziel.

Erst wenn dies geleistet ist, gibt Gott ein anderes in der Seele Grund: einen ewigen Willen mit dem freundlichen Gebote des heiligen Geistes. Wenn die Seele ihn anruft: „Herr! sprich, damit dein ewiger Wille in mir Gestalt gewinne!“ Und so sie anders den Bedingungen genügt, die wir soeben besprochen haben, gefällt es ihm, so spricht der liebe Vater sein ewiges Wort in die Seele.

Nun verlangen aber unsere guten Leute, man müsse dermaßen vollkommen werden, daß keinerlei Liebe uns mehr bewegen könne und man unrührbar sei von Liebem wie von Leidem. Sie tun

sich unrecht! Ich behaupte: der Heilige soll erst noch geboren werden, der nicht bewegt werden könnte. Anderseits behaupte freilich auch ich: so weit bringt's ein Heiliger wohl schon in diesem Leibe, daß nichts mehr ihn von Gott herniederzuzwingen imstande ist. — Ihr wähnt, solange Worte euch wandeln mögen zu Freude oder Leid, so wäret ihr unvollkommen? Mit nichten! Christus besaß es auch nicht, das beweist seine Äußerung: „Meine Seele ist traurig bis in den Tod!" Christo, dem taten Worte dermaßen weh: und wäre aller Kreaturen Weh auf eine einzige gefallen, das wäre so schlimm noch nicht gewesen wie Christo weh war. Und das rührte her von seinem angeborenen Adel und der heiligen Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur. Darum sag ich: den Heiligen hat's noch nicht gegeben, und wird auch dabei bleiben, dem Schmerz nicht weh tue und Lust wohl. Dergleichen geschieht nur ausnahmsweise durch göttliche Gunst und Gnade; zum Beispiel: wenn man einem Menschen den Glauben abspräche, und dieser dermaßen mit Gnade überzogen wäre, daß er seinen Gleichmut wahrte. Dagegen das ist dem Heiligen wohl beschieden, daß keinerlei Anstoß von außen ihn aus Gott herauszuwerfen vermag: wird auch das Herz gepeinigt, wenn er gerad nicht in der Gnade steht, daß doch der Wille zusammengerafft feststehe in Gott, also sprechend: Herr, ich dir und du mir! Was da einen anfällt, das hindert nicht die ewige Zugehörigkeit, weil es nicht des Geistes obersten Wipfel trifft — dort oben, wo dieser geeint steht in Gottes liebsten Willen.

Unbeschadet also kann Christus sagen: „du sorgst und betrübst dich ums Viele": Martha war so wesenhaft, daß ihre Weltverflochtenheit sie nicht hinderte, alles Wirken und Schaffen hinzuleiten zum ewigen Heil. — Auch Maria mußte erst noch eine Martha werden, ehe sie wirklich eine Maria wurde. Denn da sie unserm Herrn zu Füßen saß, da war sie's noch nicht: sie war's wohl dem Namen nach, aber nicht nach ihrer geistigen Leistung. Sie saß noch beim Kapitel der Entzückungen und schmelzenden Gefühle: sie war eben erst zur Schule gekommen und lernte leben.

Wogegen Martha so fest stand im Wesen, daß sie sagen konnte: „Herr, heiß sie aufstehen!“ Wie: ‚Herr, ich wollte, sie säße nicht verzückt da, ich wollte, sie lernte nunmehr leben. Damit es ihr zum Wesensbesitz werde: heiß sie aufstehn! Auf daß sie vollkommen werde.‘

Ich sage, sie hieß nicht Maria, da sie zu Christi Füßen saß. Das heiße ich Maria: ein wohlgeübter Leib, weiser Lehre gehorsam. Und gehorsam nenne ich: was die innere Mahnung gebietet, daß dem der Wille genug sei. Da wähnen nun unsere guten Leute, es so weit treiben zu können, daß die sinnfällige Gegenwart der Dinge für die Sinne einfach nicht mehr da sei! Sie bringen's nicht her! Daß ein peinliches Getöse meinem Ohr so lieblich sei wie ein süßes Saitenspiel: ich kriege das nimmer fertig! Aber das kann man allerdings verlangen: daß in uns ein besonnener gottgeformter Wille sich losgemacht habe von aller natürlichen Lust, wenn weise Einsicht eine Gelegenheit gekommen sähe, wo sie dem Willen gebiete, sich abzukehren, daß dann der Wille spräche: ich tue es gern! Seht, da würde aus Plage Lust. Denn was der Mensch mit großer Arbeit erstreiten muß, das wird ihm eine Herzensfreude. Und dann erst wird es fruchtbar.

Nun aber wollen gewisse Leute es gar so weit bringen, daß sie der Werke ledig seien. Ich sage, das geht nicht an! Nach der Zeit, da die Jünger den heiligen Geist empfangen hatten, da fingen sie überhaupt erst an, was Tüchtiges zu schaffen. Auch Maria, da sie zu unsers Herrn Füßen saß, da lernte sie noch: sie war eben erst zur Schule gebracht und lernte leben. Aber danach, da Christus gen Himmel gefahren und sie den heiligen Geist empfangen hatte, da allererst fing sie an zu dienen, und fuhr über Meer, predigte und lehrte und ward eine Gehilfin der Jünger. Die Heiligen, gerade nachdem sie's soweit gebracht haben, dann allererst fangen sie an, was rechts zu schaffen. Denn dann erst sammeln sie einen Hort ewigen Heils; was davor gewirkt ist, das macht Schuld wett und wendet Strafe ab. Das finden wir auch bezeugt an Christus. Vom ersten Augenblick, da Gott Mensch ward und der Mensch Gott, da fing er auch an, für unsere

Seligkeit zu arbeiten, bis an das Ende, da er starb am Kreuz: nicht ein Glied war an seinem Leibe, es schaffte sein sonderlich tüchtig Teil dazu!

Daß wir ihm in rechtem Sinne nachfolgen, in Bewährung echter Tüchtigkeit, des helf uns Gott! Amen.

Von den Himmelskräften / Predigt über Lukas 21, 26

Virtutes coelorum movebuntur

Diese Worte spricht unser Herr im Evangelium, und sie bedeuten dieses: Die Himmelskräfte werden sich bewegen.

Der Ausdruck Himmel deutet auf etwas Heimeliges, Verborgenes: Gott, der ist so heimlich verborgen hinter dem klaren Glanz der schönen Gottheit, daß keinem Menschen kraft eigener Vernunft und deren natürlichem Vermögen ein Schauen beschieden ist in die Wonne seines göttlichen Antlitzes. Ruft doch auch Hiob: „Wer mag, wie er sich mühe, die Dinge erforschen, die in den Himmeln sind?" In dem Sinne: niemand in der Welt! Darüber seufzt auch der Prophet und spricht: „Ach Herr, du bist ein verborgener Gott!" Nun belehrt uns Augustinus, daß sich Gott auch im Innersten der Seele verbirgt mit seinem Gnadenwirken, mit dem er sich in der Seele offenbart, dermaßen heimlich aber, daß niemand es zu wissen vermag, als nur der Mensch, der selber dies Geheimnis in seiner Tiefe birgt. Wie Paulus bestätigt: alles was im Menschen ist, ist verborgen. So ist denn die Seele ein göttlicher und geistiger Himmel, in dessen stillen Wundertiefen Gott seine vollkommenen Werke heimlich vollbringt. Daher er durch den Propheten spricht: „Gebt acht, ich schaffe in euch einen neuen Himmel!"

Gleichwie nun bei den räumlichen Himmeln die Himmelskräfte sich in Bewegung setzen, vom Strahl des hehren Gottesglanzes aufgeregt, so spricht Christus es in unserm Worte von den Kräften des innern Himmels: er will damit unser Augenmerk lenken auf das Tätigwerden der Seele in wackeren Werken, zu denen diese sich getrieben fühlt, sobald Gott sich so tief in sie verbirgt, daß auch sie sein Himmel wird gleich der unbegreiflichen Gottheit.

Ein jeglich Werk nun entfließt aus einer der Seelenkräfte, und

jede Kraft wiederum ist ein Ausfluß des Wesens. Somit lassen sich unserm Wort drei Stücke entnehmen, die der Seele Adel beweisen: das erste handelt vom Wesen in seiner Herrlichkeit (vom „Himmel"); das zweite von den Kräften in ihrer Mächtigkeit (von den „Kräften" des Himmels); das dritte von den Werken als deren Fruchtbarkeit (sie „werden sich bewegen").

Um zuerst ein Wesen zu haben wie der Himmel, muß die Seele drei Eigenschaften aufweisen können, die den Himmel auszeichnen: der Himmel in sich ist ewig; sein Lauf ist kreisförmig; und er ergießt sich in die Kreaturen unter ihm. Ich will diese drei Punkte näher erklären.

Zum ersten nur soviel. Der Himmel hat eine unkörperliche, eine ‚immaterielle' Natur und nur eine körperliche Erscheinungsweise. Daher kann nichts Fremdes sein Bild in ihn werfen. Für die Buntheit der Farben ist in ihm keine Stätte. Keine Kraft vermag in ihm die Richtung ihres Wirkens zu ändern: Sein Wesen ist unwandelbares Beharren.

Zur Erläuterung des zweiten Punktes dieses. Was im Kreise läuft, das kommt wieder an seinen Ausgangspunkt, und umgekehrt, was immer wieder an seinen Ausgangspunkt kommt, das dreht sich im Kreise. Nun lehrt der Meister, im Osten, da wo die Sonne aufgeht, befinde sich der ‚Beweger des Himmels'. Daß die Sonne alle Tage im Osten aufgeht und im Westen unter, und am andern Morgen wieder an der Stelle aufgeht, wo nach Angabe des Meisters sich der ‚Beweger' befindet, das sehen wir mit Augen. Sie kommt also täglich an ihren Ausgangspunkt zurück. Dies darf man aber nicht so auffassen, als ob die Sonne eigenen Laufes so schnell umliefe: mit dem ist sie außer stande, in einem Tage wieder an ihre erste Stelle zu kommen. Sondern in einem ganzen Jahre erst, in dreihundertfünfundsechzig Tagen also, gelangt sie wieder dort hin. Vom ganzen Himmel vielmehr gilt es, der die Sonne mit sich führt: wozu die Sonne ein Jahr braucht, das vollbringt der Himmel an einem Tag.

Zum dritten Punkte nur soviel: Alles was geboren wird und

wieder vergeht, das ist, ob auch gebrechlich und vergänglich, in der Kraft des Himmels. Denn so äußert sich der Meister in seiner Naturlehre über den Himmel: der Himmel ist für alle Dinge unter ihm der Quell des Seins und des Lebens.

Will also die Seele ein geistiger Himmel werden, so muß sie sich zurückziehen in die Ewigkeit ihres Wesens; und wieder eintreten in den geschlossenen Kreislauf ihres Urquells, und muß von hier den Himmelssegen fortergießen bis in ihre untersten Vermögen.

Die Seele — sagte ich zuerst — soll ihren Schritt lenken in die Ewigkeit ihres eigenen Wesens und andächtiglich betrachten, wie sie durch die Gnade Gottes eine vergängliche Natur ist, die er berufen hat zur Gemeinschaft seiner ewigen Seligkeit. Davon wird auch sie „eine unkörperliche Natur mit nur körperlicher Erscheinungsweise". Wo nun der Geist dem Leibe nicht mehr Folgschaft leistet in seine fleischlichen Begierden. So vermag auch nichts Fremdes sein Bild in sie zu werfen: sorglich wahrt sie sich, daß ihr eigen Urbild, darin sie Gott nach sich selber gezeichnet und gebildet hat, sich irgend trübe. Keiner Vernichtung ist sie mehr zugänglich, die sie aus der Herrlichkeit eines Himmelswesens herauswürfe in den Stand des Leidens: alles vermag sie zu erleiden und doch leidlos zu sein in der Kraft des Gottes, der ihr durch Leiden Stärke gibt. Keine Macht kann daneben in ihr wirksam sein. Sondern so ganz ist sie an Gott verhaftet, der ganz nur unwandelbare Stetigkeit ist, daß weder Tod noch Leben, weder Tiefe noch Höhe, noch irgendeine Kreatur sie aus der Unwandelbarkeit seiner göttlichen Stätigkeit zu lösen vermögen. Da kann sie mit König David sprechen: „Der Hort meiner unvergänglichen Seligkeit ist: meine Verhaftung an die Gottheit."

Der zweite Punkt war: es soll der Seele Lauf sich zum Kreise schließen. Mit ihrem Wesen und Natur geht sie auf ‚von Sonnenaufgang', vom Herzen des himmlischen Vaters, in welchem ohn Unterlaß die wahre Sonne aufgeht, sein eingeborener Sohn: der ‚eine Leuchte' ist, die Sichtbarmachung des ewig Selbstgenugsamen. Und soll wieder eingehen in den Vater, den nun sich selber erkenn-

bar gewordenen, in welchem sie als Himmelswesen ihre Stätte hat. „Gott hat die Himmel erschaffen, damit sie ihn vernähmen", sagt der Prophet. Solch ‚vernehmender Himmel' wird die Seele, indem sie mit ihrem Innersten in Gott zurückgeht als in ihre erste Stätte: da spricht er in sie sein ewiges Wort, womit alle Eigenschaften des Himmels für immer ihr eigen werden. Wie der Prophet es ausdrückt, da er selber ein ‚Himmel' der Gottheit geworden war: „Gottes Wort gibt den Himmeln Festigkeit und Stärke".

Und drittens sollen aus diesem geistigen Himmel, aus der Seele, Ströme göttlicher Gnade und Labung fließen. Denn gleich wie der Engel, der erste Beweger, den Himmel umtreibt und ihm Kraft gibt, indem er ihm die eigene Schaffensmacht einflößt, und der Himmel sie dann weitergießt und allen Dingen ihr natürliches Wesen und Wirken gibt und das Leben: so flößt auch Gott seine göttliche Kraft mit all der Gnade, die aus seinem Vaterherzen fließt, der Seele ein und verleiht ihr die Kraft, indem sie aus seinem Schwunge Macht und Stärke zieht, ihr Wesen, Wirken und Leben fortzureichen an das, was unter ihr ist: an alle ihre Vermögen, an alle Glieder ihres Leibes, an alle ihre Werke. Daß es lebendige Werke werden vor Gott und sie die Frucht bringen des ewigen Lebens. Um dieses Überströmen bittet der Prophet Jesaias, da er zu spüren begann, wie in der Tiefe seines Herzens ihn der heilige Geist bewege, und er mit dem höchsten Vermögen die milde Kraft der Gottheit in sich aufnehme: „Ihr Himmel tauet nun hernieder!" Er meint damit: In alle meine Kräfte, in alle meine Glieder, in alle meine Werke sollt ihr den süßen Himmelstau ergießen, den ihr aus Gott in euch gesogen habt.

Nun aber weiter. Gott hat den wirklichen Himmel geziert mit sieben Planeten, sieben herrlichen Sternen, die uns näher sind als die andern. Ihr erster ist Saturnus, nach ihm kommt Jupiter, dann Mars, danach die Sonne, dann Venus, dann Merkurius und zuletzt der Mond. Ist die Seele zu einem seligen Himmel geworden, so ziert unser Herr sie mit den sieben

Sternen, die Sankt Johannes schaute, im Buch der Geheimnisse, da er den König über alle Könige sitzen sah auf dem Throne seiner göttlichen Herrlichkeit „und hatte sieben Sterne in seiner Hand".

So merket denn: es ist der erste Stern, Saturnus, ein Läuterer; der zweite, Jupiter, ein Begünstiger; der dritte, Mars, ein Furchterwecker; der vierte, die Sonne, ein Erleuchter; der fünfte, Venus, ein Liebebringer; der sechste, Merkurius, ein Gewinner; und der siebente, der Mond, ein Läufer.

So geht denn am Himmel der Seele Saturnus auf, als ein Läuterer zu Engelsreinheit; und bringt als Gabe das Schauen der Gottheit. Wie unser Herr spricht: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie sollen unser ansichtig werden! — Dann kommt Jupiter, der Begünstiger; und bringt als Gabe den Besitz der Erde: nicht die wir als Leib an uns tragen, noch die wir mit den Füßen treten, sondern die wir mit unserer Sehnsucht suchen, das Land, wo ‚Milch und Honig fließt', wo Menschheit sich mit Gottheit mischt. Wie unser Herr spricht: Selig sind die von Herzen Sanftmütigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen! — Danach geht Mars auf, der Furchtbare, mit grimmem und furchtbarem Leid um Gott; und bringt als Gabe das Himmelreich. Wie unser Herr spricht: Selig sind, die um Gottes willen Verfolgung leiden, denn das Himmelreich ist ihr! — Dann geht auf die Sonne mit ihrem Glanze; und bringt der Seele als Gabe Erkenntnis der Wahrheit und Übung der Gerechtigkeit. Da gibt sie jedem das Seine: und wie sie selber Gott gehört durch Schöpfung und Erlösung, so gibt sie ihm sich zu eigen. Woher unser Herr spricht: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden! — Dann steigt auf der Stern Venus, der Liebebringer; und bringt als Gabe Vereinigung mit Gott. Denn unser Herr spricht: „Wer mich lieb hat, den hat mein Vater lieb, solche kommen zu ihm und wohnen bei ihm!" Damit kommt aber auch die Gabe des Trostes. Denn Liebe macht die liebenden Herzen sehnen und weinen nach ihrem Lieb; wo denn unser Herr spricht:

Selig sind, die da weinen, denn sie sollen getröstet werden! — Dann geht auf Merkurius, der Gewinner: wofern die Seele alle Dinge hingibt für Gott; er bringt als Gabe den Schatz der Gottheit, in welchem des Himmelreichs ganzer Reichtum beschlossen ist. Wie unser Herr spricht: Selig sind, die arm sind im Geiste, denn das Himmelreich ist ihr! — Und als letzter geht auf der Mond, der Läufer: der bringt als Gabe das wirkliche Ergreifen der Seligkeit. Wie Sankt Paulus sagt: „Laufen müßt ihr, damit ihr's ergreifet!" Dann aber ergreift die Seele Gott am eigensten, wenn sie mit befriedetem Herzen zu ihm eilt. Seine Stätte ist der Friede: die im Frieden sind, erwählt unser Herrgott sich zu seinen Kindern; und nur den Kindern ist es gegeben, das Erbe der ewigen Seligkeit in Besitz zu nehmen. Wie unser Herr spricht: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!

Oberhalb dieser sieben Sterne oder Planeten befindet sich der Himmel, an dem die gefesteten Sterne stehen, die nur zur Nachtzeit leuchten. Und sie bedeuten: alle Werke, die die Seele wirkt, die sollen leuchten in der Schattennacht dieser Welt! Wie unser Herr spricht: „Eure guten Werke sollen vor den Leuten leuchten, daß sie eure guten Werke sehen und eurem Vater die Ehre geben, der im Himmel ist!" Nun empfangen alle die andern Sterne ihr Licht vom Schein des Sonnenglanzes, selbst Venus, der Stern der Liebe, der am aller lautersten erstrahlt. So werden auch alle Werke, die wir wirken, Kraft und Glanz am hellsten und stärksten dann empfangen, wenn wir die Art der lieben Venus, des Sterns der Liebe, vollendet in uns tragen: rein nur Empfänglichkeit zu sein für den Sonnenschein der wahren und klaren Gottheit.

Igitur perfecti sunt coeli et terra et omnis ornatus eorum! Zu Deutsch: Vollendet sind die Himmel und die Erde und alle ihre Zier! So sind nun auch die Himmel des innern Menschen vollendet und alle ihre Zier!

Im zweiten Stück haben wir die ‚Himmelskräfte' zu prüfen auf ihre Machtbegabung. Die Seele besitzt, als die Kräfte des Gemüts, drei Vermögen, die himmlischer Art sind, weil sie himmlischer Werke fähig sind: „Von des Herrn Mund ein Hauch gibt allen Himmeln ihre Kraft." Das erste Vermögen nimmt auf, das zweite schaut an, das dritte liebt. Wenn der Seele Tun darauf gerichtet ist, Gott hereinzunehmen in die Innerlichkeit des Gedächtnisses, ihn anzuschauen in ihrer Vernunft, so trägt ihr Wille und ihr Lieben sie ins Innerste der Gottheit. Wo die Ruhe der Ewigkeit ist.

Und hier denn setzt ein die „Bewegung der Himmelskräfte": das Fruchtbarwerden der Seelenvermögen in Werken.

Eine Bewegung, die angelegt ist eben in jener Ruhe der Ewigkeit! Wie wiederum Ruhe auch aller Bewegung Ziel ist! „Die Himmel werden bewegt werden und die Erde, und nach der Bewegung kommt die Ruhe", spricht Jesaias der Prophet.

Nun ist für volle Ruhe keine Stätte in der Vernunft mit ihrer Schau. Denn Voraussetzung ihrer Leistung ist ein Herzubewegen der äußern Dinge zur Seele her. Vermöge dieser Bewegung wird das Bild dieser selben Dinge der Seele eingeprägt und eingebildet, solcherweise, daß damit anhebt ein Fortgang der Seele in die ihr eigene Seinsweise, und für die Dinge, die sich zu diesen Bildern verklärt haben, ein Fortgang aus bloßem Dasein in ihre eigentliche Wahrheit.

Dieselbe Bewegung setzt sich nun fort im Willen, der somit ebenfalls nimmer zur Ruhe kommt. Und zwar gilt von ihm näher dies. Wie Gott beim gestirnten und umlaufenden Himmel nur ein Beweger und Anheber ist, ein Quell der Kraft, von dem der Himmel eigne Kraft und eignen Schwung empfängt: so ist er auch für die Seele in diesem Leben nur ein Beweger der Freiheit unseres Willens zu ihm selber hin und zu allen guten Werken — ein Quell also der Gnade, die aus seinem göttlichen Herzen in die Seele fließt.

Aber nach diesem Himmel kommt ein unbeweglicher Himmel

und der erst ist die Stätte der Seligkeit. In ihm wohnt Gott in seiner ganzen Seligkeit und vollbringt, als die ewige Gottheit, sein ‚persönliches' Werk: Der Vater gebiert — in unaufhörlicher innerlicher Tat — den Sohn. Und Vater und Sohn ergießen zusammen und mit gleicher Kraft den heiligen Geist. Und Sohn und Geist bleiben doch mit dem Vater inne im Wesen.

Erst in solcher ‚Schau' der Personen der Dreifaltigkeit liegt volle Seligkeit für alle Kreaturen, die der göttlichen Seligkeit teilhaft zu werden fähig sind. Darum soll die Seele, nun sie die Mannigfaltigkeit der niederen Himmel hinter sich gebracht und Besitz ergriffen von den Wundertiefen in ihr selbst, eintauchen in die Ewigkeit des ruhenden Himmels. Der ganz nur Feuer ist: nicht daß er sehre, sondern daß er leuchte, und wo alle, die in ihm sind, brennen im Cherubscheine göttlicher Liebe. So wird die Seele eine himmlische Behausung der ewigen Gottheit. So daß er seine göttlichen Werke nun in ihr vollbringt. Womit ihr Wonnen beschieden sind, die allen denen verborgen bleiben, die nie in den Bann dieses himmlischen Feuers getreten sind: In sie gebiert der himmlische Vater seinen Sohn: sie lockt ihm den Sohn aus dem Herzen. In sie hauchen beide, Vater und Sohn, den heiligen Geist. Und da der Sohn nimmer aus dem Vater fallen kann, sondern nur insoweit dem Vater entfließt, daß er doch ewig ihm im Herzen bleibt: so wohnt der Vater selber in der Seele. Und indem er die Seele an sein Herz drückt, indem empfängt sie den Sohn in sich — der eben damit dem Vater als Person gegenübertritt: und erlebt doch zugleich, wie er mit dem Vater zusammen inne bleibt im Wesen.

„Ich will sie in die Wüste leiten und Einsamkeit, und dort zu ihrem Herzen sprechen!" So des Vaters Wort. In Wüste und Einsamkeit: er will sie wüst und leer machen alles Erschaffenen und ledig alles Vergänglichen. Dann spricht er zu ihrem Herzen, alles was er kann. Nur ein Wort kann er sprechen, und dieses Wort ist ewig, es ist: sein eingeborener Sohn. Dieses Wort spricht er in die Seele, indem er seinen Sohn gebiert in sie. Und eben in dieser Geburt gießen Vater und Sohn den heiligen Geist in sie; und der lehrt sie alle Dinge.

Solchermaßen nimmt die Seele die Welt zu eigen aus der Hand des Vaters; und hält die Welt, als der Sohn; und weiß die Welt, im heiligen Geiste. Und nachdem sie also Besitz ergriffen von der ganzen Welt, gewinnt sie Ruhe in Gott ohne Ende!

Die Austreibung aus dem Tempel / Predigt über Matthäus 21, 12

Intravit Jesus in templum dei et ejiciebat omnes vendentes et ementes etc.



ir lesen im heiligen Evangelium, daß unser Herr in den Tempel ging und sich daran machte, hinauszuwerfen, die da kauften und verkauften; und sprach zu denen, die da Tauben feilhielten: tut das hinweg!

Er gibt damit unzweideutig zu verstehen, daß er den Tempel wolle rein wissen. Er erklärt: ich habe ein Recht auf diesen Tempel und will allein darin sein, allein darin die Herrschaft haben!

Welches ist nun dieser Tempel, darin Gott Gewalt und Herrschaft üben will nach seinem Willen?

Das ist des Menschen Seele, die er so recht ihm selber gleich gebildet und geschaffen hat. Wie wir lesen, daß Gott sprach: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichnis!" Und das hat er auch getan und des Menschen Seele dermaßen nahe gemacht nach sich selber, daß im Himmel und auf Erden Gotte so ähnlich nichts ist, als des Menschen Seele! Aus dem Grunde also will Gott den Tempel rein haben, daß auch rein nichts weiter darin sei als er allein: weil ihm dieser Tempel so recht nur wohl gefällt, wenn er ihm selber so recht gemäß ist, und weil es ihm nur dann wirklich behagt in diesem Tempel, wenn er allein darin ist.

Nun merket: wer waren die Leute, die da kauften und verkauften — und wer sind sie noch?

Versteht mich nun recht: ich werde heute überhaupt nur von guten Leuten reden, und dennoch will ich nunmehr dartun, welches die „Kaufleute" waren, und noch sind, die unser Herr hinausschlug und hinaustrieb — und das tut er noch allen denen, die da kaufen und verkaufen in diesem Tempel: der Art will er nicht einen einzigen darinnen lassen! — Seht, lieben Kinder, alles

dies sind Kaufleute: die sich hüten vor groben Sünden, und wären gern gute Leute und tun ihre Werke Gott zu Ehren, als Fasten, Wachen, Beten und was sonst, allerhand guter Werke: und tun sie doch in der Absicht, daß ihnen unser Herr etwas dafür gebe, oder ihnen tue, was ihnen lieb ist. Kaufleute sind das alles! Ganz im groben Sinn. Denn sie wollen das eine um das andere geben, wollen also handeln mit unserm Herrn: und werden an solchem Kauf betrogen! Denn alles, was sie haben und zu leisten vermögen, das geben sie ja alles vermöge Gottes. Darum wär ihnen Gott rein nichts schuldig zu geben noch zu tun, er wollt es denn gern umsonst tun. Denn was sie sind, das sind sie von Gott, und was sie haben, das haben sie von Gott, und nicht von sich selber. Dann aber ist ihnen Gott auch nichts schuldig für ihr Leisten und Geben, er kann es höchstens freiwillig tun — aus seiner Gnade; aber nicht etwa um ihrer Werke noch ihrer Gaben willen. Denn sie geben ja vom Ihren nicht, sie leisten auch aus sich selber nicht. Wie Christus gesagt hat: „Ohne mich vermöget ihr nichts zu tun". Es sind arg törichte Leute, die also kaufen wollen mit unserm Herrn, sie erkennen von der Wahrheit gar wenig oder nichts! Darum schlug sie Gott aus dem Tempel und trieb sie aus. Es kann nicht zusammen bestehn das Licht und die Finsternis. Gott ist die Wahrheit, ist in sich nur Licht. Kommt er also in diesen Tempel, so treibt er aus Unerkenntnis und Finsternis und offenbart sich selber mit Licht und mit Wahrheit. Dann sind die Kaufleute hinweg: wenn die Wahrheit uns bewußt wird. Die bedarf keiner Kaufmannschaft. Gott sucht nicht seinen Vorteil: in allen seinen Werken ist er ledig und frei und wirkt sie in rechter Liebe. Also tut auch der Mensch, der mit Gott eins geworden ist: der steht auch ledig und frei in allen seinen Werken und wirkt sie aus Liebe, ohne ein Warum, allein Gott zu Ehren und sucht seinen Vorteil nicht dabei. Gott wirkt es einmal so in ihm!

Ich betone: solange der Mensch irgend etwas sucht mit seinen Werken, irgend begehrt, daß Gott ihm etwas geben soll, jetzt oder dereinst, so ist er diesen Kaufleuten gleich! Willst du solcher Kaufmannschaft zumal ledig sein, so tue alles, was du vermagst

mit guten Werken, ehrlich Gott zu einem Lob: und steh doch des alles ledig, wie da du nicht warst. Du darfst nichts dafür haben wollen! So du aus solcher Gesinnung handelst, so sind deine Werke geistlich und göttlich. Nur dann sind die Kaufleute aus dem Tempel wirklich ausgetrieben: wenn der Mensch nur Gott im Herzen hat.

Wohl! damit wäre denn der Tempel gesäubert von allen Kaufleuten. Nun fassen wir noch einen höheren Grad ins Auge, auf den uns dies Evangelium hinweist. Am Beispiel derer nämlich, die zwar ihre Werke in solcher lauteren Gesinnung tun, und doch zum letzten zu kommen dadurch verhindert werden, daß sie dabei immer noch in Austausch und Verkehr bleiben mit der Endlichkeit: vergleichbar den Wechslern, deren Bänke und Stühle der Herr umkehrte, und denen, welche Tauben feil hielten. Diese Leute trieb er nicht hinaus, noch strafte er sie hart: fast gütlich spricht er zu ihnen: „tut dies doch weg!" Als wollte er sagen: böse ist's ja nicht, doch trübt und beeinträchtigt es nur die Sache! Denn wiewohl solche Betriebsamkeit von etlichen ursprünglich in guter Meinung begonnen war, so war sie doch unziemlich und hernach mehr zu einem großen Mißbrauch der Gier geraten, als zu Gottes Dienst. Also geht es auch diesen Leuten. Denn wiewohl sie die beste Absicht haben und ihre Werke ehrlich um Gottes willen tun und nicht dabei ihren Vorteil suchen, nichtsdestoweniger verrichten sie sie nach Knechtesart: verhaftet an Zeit und Zahl, an Vor und Nach. Mit solchen Werken hindern sie sich nur am Aufstieg zu der höchsten und letzten Stufe, nämlich so frei und ledig zu sein wie unser Herr Jesus Christus frei und ledig ist: der allzeit sich zeitlos neu empfängt von seinem himmlischen Vater, und zum Dank im selben Augenblick sich auch schon wieder restlos zurückgebiert in die Herrlichkeit des Vaters, zu gleicher Würdigkeit. So sollte auch der Mensch stehn, der für die höchste Wahrheit empfindlich werden und in ihr leben wollte: ohne alles Vor und Nach, ungehindert von allen seinen Werken, von allen Bildern, die er je sich vorgestellt, gelöst und frei, und bereit, in diesem Augenblicke die Gottesgabe neu zu empfangen, und sie zum Dank im selben

Lichtesblick schon ungeschmälert wiederzugebären, in unserm Herrn Jesu Christo.

Indem damit dieser Tempel gereinigt ist von allem Entstellenden, so blickt er nunmehr also schön und leuchtet also lauter und strahlend über alles, das Gott geschaffen hat, daß niemand seinem Glanze begegnen kann als der ungeschaffene Gott allein. Alles, was den Engeln nachgeordnet ist, das kann sich diesem Tempel überhaupt nicht vergleichen. Und die höchsten Engel selber gleichen ihm, will sagen der edlen Seele, nur einigermaßen und nicht in allen Stücken. Sie gleichen ihr: an Erkenntnis und an Liebe. Doch ist ihnen ein Ziel gesetzt, über das sie nicht hinauskönnen. Die Seele mag wohl weiter dringen. Stünd eine Seele — eines Menschen, der noch lebte in der Zeitlichkeit, auf gleicher Stufe mit dem obersten Engel, der Mensch wäre vermöge seiner Freiheit imstande, wer weiß wie weit über den Engel hinauszugelangen: Er, der in jedem Augenblick neu ist sonder Maß und Weise, erhaben über die Schranken der Engel und aller endlichen Vernunft! Einzig Gott ist frei und ungeworden: er allein gleicht ihr an Freiheit — wenn auch nicht in seiner Ungewordenheit; denn die Seele ist geschaffen. Gelangt sie aber in das ungemischte Licht, so schlägt sie um in das Nichts ihrer selbst: ihrer eigenen Endlichkeit damit so fern gerückt, daß sie aus Eignem gar nicht wiederkommen kann in ihr endliches Selbst: Da unterstellt Gott sich mit seiner ungewordenen Wesensfülle diesem ‚Nichts' von Seele und gibt ihr selber Halt, er, das Sein des Seins. Die Seele hatte gewagt zu nichte zu werden, von sich aus konnte sie nicht wieder zu sich kommen, so ferne war sie fortgegangen, in sich: da ihr Unterschub zu leisten, war einfach Gottes Pflicht!

So war denn niemand mehr darin als Jesus allein, und der beginnt nun zu sprechen im Tempel der Seele. Lieben Kinder! laßt euch gesagt sein: will jemand anders reden in diesem Tempel, als Jesus, so schweigt er, als wenn er sich nicht heimisch fühle. Und er ist ja auch nicht daheim in dieser Seele, denn sie hat fremde

Gäste, mit denen sie sich unterhalten will. Soll aber Jesus reden in der Seele, so muß sie allein sein und muß selber schweigen, soll sie Jesum hören.

Nun gut! So geht er denn ein und fängt an zu sprechen! Was spricht er? Er spricht, was er ist. Was ist er denn? Ein Wort des Vaters! In welchem Wort der Vater sich selber ausspricht und die ganze göttliche Natur — das was er ist, so wie er es erkennt; und er erkennt es, wie es ist: er ist gleich vollkommen in seinem Erkennen und in seinem Können. Darum ist er auch vollkommen in seinem Sprechen: indem er ‚das Wort' spricht, spricht er sich und die Welt als eine andere Person. Und gibt ihm die selbe Natur, die er hat. Und spricht in diesem Wort, als diesem ebenbürtig, alle vernünftigen Geister, daß, gleich wie jenes ein verhaltenes Wort ist, das doch im Sohne leuchtend hervortritt, also auch ein jeglicher ein Wort ist bei Gott selber. Nicht zwar in aller Weise demselben Worte gleich: doch aber ist ihnen die Möglichkeit zu teil geworden, in Gnaden volle Gleichheit zu empfangen mit dem Worte, wie es in Gott selber ist.

Dies hat der Vater alles gesprochen: das Wort und alles, was mit dem Worte gesagt ist. Da wird man fragen: was denn nun Jesus spreche in der Seele? Ich sagt' es schon, lieben Kinder: der Inhalt seines Sprechens ist, daß er sich selber offenbart und alles, was der Vater durch ihn gesprochen hat — nach dem Maße, wie der Geist dafür empfänglich ist:

Zum ersten offenbart er die väterliche Herrschermacht auch ebenso im Geiste als eine unermeßliche Gewalt. Wenn der Geist von dieser Gewalt durch Sohnschaft Besitz ergreift, so gewinnt er Kraft zu jedem Fortgang, also, daß er jeder Forderung gewachsen und gewaltig wird an Tugend und vollkommener Lauterkeit. So daß nicht Lieb noch Leid noch alles, was Gott in dieser Zeitlichkeit geschaffen hat, den Menschen hinfort verstören mag: beherrschend steht er unerschüttert da, als in einer göttlichen Kraft, der gegenüber alle Dinge gering sind und unvermögend sich durchzusetzen!

Zum andern Mal offenbart sich unser Herr in der Seele mit unermeßlicher Weisheit. Ist er doch selber das Wissen, darin

der Vater sich selber erkennt mit aller seiner väterlichen Herrlichkeit; und ‚Wort‘ wie ‚Weisheit‘ samt allem, was darin beschlossen ist, das ist alles dasselbe schlechthin Eine. Wenn diese Weisheit sich der Seele vereint, so ist aller Zweifel und Irrung und alle Finsternis — das ist alles mit einem Schlage abgetan: sie ist versetzt in eine lautere Wahrheit, die Gott selber ist. Wie der Prophet spricht: „Herr, in deinem Lichte werden wir das Licht sehen!“ Das bedeutet: mit deinem Licht wird man des Lichts in der Seele gewahr werden. Da wird Gott durch Gott erkannt in der Seele. So erkennt sie mit dieser Weisheit sich selber und alle Dinge. Und ebenso die Weisheit selber, in ihrem eigenen Licht. Und vermöge derselben Weisheit den Vater in seiner Herrlichkeit als fruchtbare Zeugungsmacht. Dazu auch das Wesen in seiner Stetigkeit, als eingezogene Einheit, vor aller Schiedlichkeit.

Zum dritten offenbart sich Jesus mit unermeßlicher Süße und Überschwang, aus des heiligen Geistes Kraft erquellend, und überquellend, und einströmend in überflüssig voller, süßer Fülle in alle empfänglichen Herzen!

Wenn er in solcher zerschmelzender Uberschwänglichkeit sich offenbart und eins wird mit der Seele: dann strömt die Seele, voll dieses süßen Reichtums, in ihr Selbst zurück, und von da wieder heraus und — will's Gott — über alle Dinge, mit Gewalt unmittelbar zurück in ihren Urquell! Dann ist der äußere Mensch seinem innern Menschen gehorsam bis in den Tod und lebt nun in stetem Frieden im Dienste Gottes allezeit.

Daß Jesus auch in uns komme, auszutreiben und wegzuräumen alles Entstellende Leibes und der Seele, so daß wir mit ihm eins werden, hier auf Erden und dort im Himmelreich, des helf uns Gott ewiglich! Amen.

Vom magdlichen Weibe / Predigt über Lukas 10, 38

Intravit Jesus in quoddam castellum et mulier quaedam excepit illum



Ich hab ein Wörtlein gesprochen, vorerst auf lateinisch, das steht geschrieben im Evangelium und lautet also zu deutsch: Unser Herr Jesus ging hinauf in einen Burgflecken und ward empfangen von einem Weibe – von einer Jungfrau, die ein Weib war. Denn wohlan! prüft es nur genauer, dies „empfangen von einem Weibe“: unweigerlich muß es eine Jungfrau gewesen sein, von der Jesus empfangen ward. Unter dieser Jungfräulichkeit aber verstehen wir: daß jemand aller fremden Eindrücke ledig ist, so ledig, wie da er nicht war. — Da ist natürlich ein Einwand gleich bei der Hand:

Ein Mensch, der geboren ist und fortgeschritten zu bewußtem Leben, wie der aller Eindrücke so ledig sein könne, wie da er noch nicht war? Er weiß doch eine Menge: alles Abbilder irgendwelcher Dinge! Wie kann er ihrer zugleich ledig sein?

So laßt mich euch den Punkt weisen, auf den es hierbei ankommt! Wär meine Vernunft auch so umfassend, daß alle Bilder vor meinem Bewußtsein stünden, die der menschliche Geist je in sich aufgenommen, ja die es nur in Gott selber gibt: ohne daß ich sie doch als mein Eigen anspreche — so daß ich mich in meinem Tun und Lassen an keins von ihnen verhafte mit seinem Vor und Nach, sondern jetzt, in diesem gegenwärtigen Augenblick, ein Freier und Lediger, Gott zur Verfügung stehe, was er am dringendsten will, das unverzüglich zu vollbringen —: wahrlich! so wär mir all diese Fülle der Bilder so wenig eine Hemmung, wie da ich nicht war — meine Seele wäre ‚jungfräulich‘. Und zwar, behaupte ich, nimmt diese Art Jungfräulichkeit dem Menschen nicht im mindesten etwas von all den Taten, die er schon hinter sich hat: Aber von ihnen ganz unbeeinträchtigt steht er frei da in magdlicher Reine

— so erst die volle Verwirklichung seiner selbst. Gleichwie Jesus frei und ledig ist und in seinem Innern von unberührter Reine. Und wie die Meister sagen, daß gleich und gleich allein einen guten Grund fürs Einswerden abgebe, so muß auch die Seele von jungfräulicher Reinheit sein, die Jesu Reine in sich Raum geben soll.

Nun merket und sehet mit Fleiße! So jemand immer nur Jungfrau wäre, so käme niemals Frucht von ihm; soll er fruchtbar werden, dazu gehört notgedrungen, daß er *Weib* sei. „Weib" ist der edelste Name, den man der Seele zusprechen kann, viel edler als „Jungfrau". Daß der Mensch Gott in sich *empfängt*, ist gut — in solcher Empfänglichkeit erweist sich seine Jungfräulichkeit. Daß aber Gott *fruchtbar* werde in ihm, ist besser. Denn Frucht bringen, das heißt wirklich *danken* für eine Gabe; und daß die Seele in erwidernder Dankbarkeit Jesum zurückgebiert in Gottes Vaterherz, das ist *Weibes* Sache. Viel guter Gaben werden empfangen in jungfräulichem Schoße und werden doch nicht zurückgeboren von des Weibes Fruchtbarkeit, Gott zu echtem Dank. Die Gaben verderben und werden alle zunichte, daß der Mensch nimmer seliger und besser davon wird. Denn ihre Jungfräulichkeit ist der Seele zu nichts nütze, wenn sie nicht dazu ein Weib ist mit ganzer Fruchtbarkeit. Daran liegt der Schade. Darum eben sage ich, Jesus sei aufgenommen worden von einer *Jungfrau*, die ein *Weib* war

Die Ehe der Menschen bringt im Jahre selten mehr denn eine Frucht. Aber eine andere Art *verheirater* Leute habe ich für dieses Mal im Auge: solche, die eigens sich gebunden haben an Gebete, Fasten, Wachen und allerhand äußerliche Übungen und Kasteiungen. Jede Bindung an ein Werk, das dich um die Freiheit bringt, *in diesem gegenwärtigen Augenblick* Gottes zu warten und ihm allein zu folgen in dem Lichte, mit dem er dich weisen möchte, was du tun und lassen sollst — neu und frei in jedem Augenblick, als ob du ein anderes nie gehabt, gewollt oder gekonnt hättest: eine jegliche Bindung und vorgesetztes Werk, das dir diese Freiheit nimmt, die heiße ich für jetzt ‚ein Ehejahr'. Denn deine Seele bringt eher keine Frucht, als bis sie das Werk verrichtet, auf das du so ängstlich versessen bist: und überlässest dich nicht Gotte

noch dir selber, du habest denn dein Werk zur Welt gebracht. Anders hast du keinen Frieden und bringst auch solange keine Frucht, — wie ich es schätze: erst wieder übers Jahr! Und auch dann ist sie noch unansehnlich genug: weil sie aus einer gefesselten, werkverhafteten Seele, nicht aus der Freiheit geboren ist.

So — wie ich sie nenne — die ‚verheirateten' Leute, die durch eigene Willkür gebundenen. Dagegen „eine Jungfrau, die Weib ist", eine freie, an keine Willkür angebundene Seele, die ist Gotte allezeit so nahe wie sich selber, die bringt viele Früchte und ansehnliche: nichts Geringeres nämlich als Gott selber. Diese Frucht und ihre Hervorbringung macht aus dem magdlichen Weibe eine Gebärerin! Des Tages hundert, und tausend Mal, ja ohne Zahl, gebiert sie und bringt Frucht hervor aus dem alleredelsten Grunde! Um es noch genauer zu sagen: aus demselben Grunde, daraus der Vater sein ewiges Wort gebiert, aus dem wird auch sie eine fruchtbare Mitgebärerin. Denn Jesus, das Licht und die Sichtbarkeit des väterlichen Herzens — und mit Gewalt durchleuchtet er das väterliche Herz! — dieser Jesus ist mit ihr eins geworden, und sie mit ihm: sie strahlt und leuchtet mit ihm als eines Lichtes Lauterschein in Gottes Vaterherzen!

Ich hab es auch sonst gesagt: in der Seele gibt es eine Kraft, die rührt nicht Zeit noch Fleisch; sie entspringt dem Geiste, und verbleibt im Geiste, ganz und gar geistig ist sie. In diesem Vermögen grünt und blüht aller Enden Gott, in aller der Freude und Herzlichkeit, deren er bei sich genießt. Da ist so gar herrliche Freude und so groß Frohlocken, daß sie weder mit Gedanken mag begriffen, noch mit Worten ausgesprochen werden! Denn der ewige Vater gebiert seinen ewigen Sohn in dieser Kraft ohne Unterlaß, also, daß die Seele mitgebiert den Sohn des Vaters, und zwar sich als diesen selben Sohn, in der ungeteilten Kraft des Vaters. — Besäße einer ein ganzes Königreich und alle Schätze der Erde, und ließ es lautern Herzens, Gottes wegen, und würde der ärmsten Menschen einer, der jemals lebte auf Erden, und Gott schüttete nun Leiden auf ihn, wie nur je auf einen, und er trüg es alles geduldig bis an seinen Tod: und da denn

vergönnte Gott ihm einen Augenblick, ihn so zu schauen, wie er in dieser Seelenkraft zu finden ist: seine Freude wär so ohne Maß, daß all dies Leiden und Entbehren ihm hierfür noch zu klein erschiene. Und gönnte ihm auch Gott hernach nicht mehr das kleinste Stückchen Himmelreich, ihm wäre es dennoch genug der Freude!

Denn Gott wohnt in dieser Kraft als in dem ewigen Nun. Wär der Geist Gotte allzeit geeint an ihr, der Mensch könnte nicht altern. Denn das Nun, darin Gott den ersten Menschen machte, das Nun, darin der letzte Mensch vergehen wird, und das, darin ich jetzt spreche, die sind gleich bei Gott: da gibt es nur das eine Nun. Seht! Solcher wohnt im selben Licht mit Gott. Darum kennt er weder Leid noch Folgezeit, sondern nur die eine gleiche Ewigkeit. Solchem, als in die Wahrheit selber einbegriffen, ist alles Wunder abgenommen: aller Dinge Wesen ist in ihm, kein Zufall, keine Zukunft kann ihm Neues bringen, er wohnt im einen Nun, neu grünend allzeit ohne Unterlaß! Eine solche göttliche Herrschaft ist in dieser Kraft.

Noch eine Kraft ist, auch sie unleiblich, auch sie aus dem Geiste entsprungen, verbleibend im Geiste, und ganz und gar geistig: in diesem Vermögen glimmt und brennt unaufhörlich Gott mit aller seiner Fülle, seiner Süße, aller seiner Wonne, so daß niemand nach der Wahrheit davon sprechen noch sie gar offenbaren kann. Nur dieses sag ich: wär's einem vergönnt, nur einen Blick hinein zu tun — mit vernünftiger, wahrer Schau — in diese Wonne, diese Freude: was er auch hinfort erdulden müßte, und Gott an Leid ihm abverlangte, das wär ihm alles ein Kleines, rein ein Nichts — ja ich gehe noch weiter: es wär ihm eitel Freude und Gemach!

Willst du nämlich erkennen, ob dein Leid dein sei oder Gottes, das kannst du hieran merken. Leidest du um deinetwillen, immer tut dein Leiden dir weh und ist dir schwer zu tragen: leidest du aber nur um Gott und für Gott, solch Leiden tut dir nicht weh und ist dir auch nicht schwer. Denn Gott trägt die Last. Und fiel auf solchen alles Leid auf einmal, das alle Menschen je gelitten, ja das alle Welt zusammen trägt: es täte ihm nicht weh und wär

ihm auch nicht schwer. Denn Gott trüg die Last. Wenn man mir einen Zentner auf den Nacken legt, ein anderer aber trüge ihn auf seinem Halse, ebenso gern legt ich mir hundert auf als einen: denn es wäre mir ja nicht schwer, noch tät's mir weh. — In Kürze: was der Mensch leidet um Gott und für Gott allein, das macht er ihm leicht und süß. —

„Jesus" — damit begannen wir unsere Predigt — „ging hinauf in einen Burgflecken und ward aufgenommen von einer Jungfrau, die ein Weib war". Warum es gerad eine solche sein mußte, und wie Jesus empfangen ward, das hab ich euch nun ausgelegt. Ich habe euch aber noch nicht gesagt, was es mit dem Burgflecken auf sich habe. Davon also jetzt.

Ich habe etwann gesagt, es gebe im Geiste eine Kraft, die sei allein frei; ein andermal habe ich gesagt, es gebe in der Seele eine Festung; und wieder ein andermal, eben das sei ein Licht; und noch ein andermal nannte ich es ein Fünklein. Ich sage aber nun: es ist zwar weder dies noch das, immer hin ist es ein Was: das höher ragt über allem dies und das als der Himmel über der Erde. Darum benenn ich's nun in einer vornehmeren Weise, als ich je getan: — Doch da lacht es schon der „Vornehmheit" wie der „Weise" und ist auch darüber weit hinaus! Es ist von allen Namen frei und aller Formen bar, ein durchaus Lediges und Freies — wie nur Gott ledig und frei ist. Und rein nur in sich Es ist so gar einig und beschlossen, wie nur Gott einig und beschlossen ist, so daß man mit keinerlei Bestimmung hinein auch nur lugen kann.

Jene erste Kraft, von der ich gesprochen habe, in der grünt und blüht Gott in aller seiner Göttlichkeit, und wiederum in Gott der Geist. Darin der Vater seinen eingeborenen Sohn aus sich gebiert, nicht anders als in sich selber. Weil er sein wahres Leben hat in dieser Kraft. Der Geist gebiert mit dem Vater zusammen diesen Sohn: und gebiert — sich selber als diesen Sohn. Er selber ist, im Lichte dieser Kraft, der Sohn und die Wahrheit.

Könntet ihr's erfassen mit meinem Herzen, ihr verstündet wohl,

was ich spreche, denn es ist wahr und die Wahrheit spricht es selber! Sehet denn und merket: So einig und beschlossen ist diese Burg der Seele — ragend über allem Angebbaren — von der ich euch jetzt rede, daß jene edle Kraft, von der ich eben sprach, nicht würdig ist, je nur mit einem Blick hineinzulugen, noch auch die zweite Kraft, darin Gott unaufhörlich glimmt und brennt. So erhaben über jede Bestimmtheit, jedes Vermögen ist dieses Einig-Eine, daß nie eine Seelenkraft, überhaupt kein irgendwie Bestimmtes einen Blick hineintun kann. Auch Gott nicht! In voller Wahrheit und so wahr Gott lebt: Gott selber tut nicht den kleinsten Blick hinein, hat nie einen hineingetan, wiefern ihm anhaftet die Bestimmtheit und Eigenschaft der Person! Das ist einfach einzusehen. Denn dies Einig-Eine ist sonder Bestimmtheit und sonder Eigenschaft. Darum, soll Gott je hineinlugen, das kostet ihn seine sämtlichen göttlichen Namen und dazu seine Eigenschaft, Person zu sein; das muß er alles draußen lassen. Sondern wie er das Eine ist schlechtweg, ohne jede nähere Bestimmung: nicht Vater, Sohn noch heiliger Geist — ein Was entnommen allem Dies und Das — seht! so nur gelangt er in das Eine, welches ich nenne eine Burgfeste in der Seele. Anders kommt er auf keine Weise hinein. So aber kommt er hinein, ja — ist schon darinnen. An dem Teil ist die Seele Gott gleich; und anders nicht!

Was ich euch gesagt habe, das ist wahr: dafür setz ich euch die Wahrheit zum Zeugen und meine Seele zum Pfande.

Daß wir solche Burgfeste seien, zu der Jesus hinaufgehe, und empfangen werde, und ewiglich in uns bleibe, in der Weise, wie ich ausgeführt habe: des helf uns Gott! Amen!

Stark wie der Tod ist die Liebe / Predigt auf Sankt Magdalenens Tag

Fortis est ut mors dilectio

ch hab ein Wörtlein gesprochen auf lateinisch, das steht geschrieben im Hohenliede, und lautet also zu deutsch: Die Liebe ist stark wie der Tod.

Dies Wort kommt uns recht zu paß zu dem Lob der großen Minnerin Christi, Sankt Mariae Magdalenae, von der die heiligen Evangelisten viel geschrieben haben, also, daß ihr Ruhm und Name durch alle Welt der Christenheit so hoch geachtet wird, daß dessengleichen nicht viel sonst vorgekommen ist. Und wiewohl viel Gnaden und Tugenden an ihr zu rühmen sind, so hat doch vor allem die übergroße und heiße Liebe zu Christus so unaussprechlich in ihr gebrannt und mit solcher Macht an ihr sich betätigt, daß sie nach ihrer Wirksamkeit nicht unbillig dem strengen Tod verglichen werden kann. Weshalb wohl von ihr gesagt mag werden: „Stark wie der Tod ist die Liebe!"

Drei Dinge müssen wir hier ins Auge fassen, die der leibliche Tod am Menschen tut, welche auch die Liebe zu wege bringt am Geist des Menschen. Das erste: daß er dem Menschen raubt und wegnimmt alle vergänglichen Dinge, so daß er sie hinfort nicht, wie bisher, besitzen noch benützen mag. Das zweite: daß man Abschied nehmen muß auch von allen geistlichen Gütern, deren Leib und Seele sich erfreuen möchten: von Gebet und Andacht, dazu auch von aller Tugend, von heiligem Wandel, kurz von allen guten Dingen, daraus ein geistiger Mensch Trost, Wonn' und Freude ziehen könnte: daß er sich hinfort nicht daran üben mag, gleich einem, der da tot auf Erden ist. Das dritte: daß der Tod den Menschen heraushebt aus allem Lohn und Würdigkeit, die er sich noch verdienen könnte. Denn nach dem Tode da kann er hinfort auch nicht ein haarbreit weiterkommen an Himmelreich: es bleibt bei dem, was er sich schon erworben hat.

Dieser drei Dinge müssen wir gewärtig sein von dem Tode, der da ist eine Scheidung Leibes und der Seele. Da nun die Liebe zu unserm Herrn „stark ist wie der Tod“, so tötet auch sie den Menschen in geistigem Sinne, und scheidet die Seele auf ihre Weise von dem Leibe. Und zwar geschieht dies dann, wenn sich der Mensch völlig aufgibt, und sich seines Ichs entschlägt, und so sich von sich selber scheidet. Dies aber geschieht durch die außermaßen hohe Kraft der Liebe, die so lieblich zu töten weiß. Wie sie denn auch bezeichnet wird als eine süße Krankheit und ein lebendiger Tod. Denn dies Sterben ist ein Eingießen des ewigen Lebens, ein Tod aber des fleischlichen Lebens, darin der Mensch immer wieder darauf aus ist, sich selber zu leben zu seinem Eigennutz.

Doch vollbringt dieser süße liebliche Tod jene drei Dinge nur dann am Menschen, wenn er so gewaltig ist, daß er ihn auch wirklich tötet, und ihn nicht bloß siech macht. Wie es vielen Leuten geht, die erst lange hinsiechen, ehe sie sterben. Andere siechen nicht lange. Und andere wieder sterben eines jähen Todes. Und gleichermaßen gibt es manche Menschen, die gar lange mit sich zu Rate gehen, eh sie sich dazu überwinden, sich um Gottes willen gänzlich aufzugeben. Denn oft wohl tun sie, als wollten sie ihr Ich darangeben und sterben: und machen doch wieder kehrt und suchen schnell noch einen kleinen Eigennutz; so daß sie — ihretwegen, nicht reinlich und ausschließlich Gottes wegen — immer etwas bei sich zu schaffen haben. Und so lange sind sie auch noch nicht wirklich tot, sondern liegen nur im Sterben und siechen dahin in ihrem Widerwillen. Bis zuletzt die Gnade Gottes, das ist: die Liebe, in ihnen obsiegt, daß sie ihrer Selbstsucht gründlich absterben. Denn diese Eigensucht und Eigensuche, die des Menschen Leben und Natur ist, vermag nichts zu töten als allein die Liebe, die stark ist wie der Tod; anders ist diese Art auf keine Weise umzubringen. Darum ja leiden, die in der Hölle sind, so große Pein. Denn sie gieren nur nach Eigengewinnst, und wie sie der Pein ledig wären. Und dies kann ihnen doch nimmer widerfahren! Davon denn sterben sie einen ewigen Tod: weil die Gier der Selbstsucht in ihnen nicht tot ist und auch nicht sterben mag. Und nichts in der Welt

könnte ihnen dazu verhelfen als allein die Liebe, von der sie doch völlig ausgeschlossen sind.

So ist denn die Liebe nicht allein stark wie der leibliche Tod, sondern auch viel stärker als der Höllentod, der doch den Verdammten nicht helfen kann, wie dieser Liebestod, der allein das Leben der Gier und der Selbstsucht wirklich zu töten imstande ist. Und zwar geschicht dies in drei Stufen.

Zum ersten nämlich scheidet dieser Tod, das ist: die Liebe, den Menschen vom Vergänglichen: von Freunden, Gut und Ehren, und von allen Kreaturen, also, daß er nichts mehr besitzt noch benützt nur seinetwegen, und kein Glied mehr rührt zu eignem Nutz und Willen, mit vorbedachtem Mut. — Ist dies erreicht, so fängt die Seele alsbald an zu suchen und auszuschauen nach geistlichen Gütern, nach Andacht, Gebet, Tugend, Verzückung, nach Gott. In diesen lernt sie sich üben und ihrer mit Wonne zu genießen, über alles, das ihr vorher lieblich schmeckte. Denn diese geistlichen Güter gehen sie von Natur näher an als die leiblichen. Und da nun einmal Gott die Seele also geschaffen hat, daß sie nicht ohne Trost bestehen kann, darum, wenn sie sich der leiblichen Freuden kurzerhand entschlagen und sich auf die geistlichen verlegt hat, so sind alsbald diese ihr so wonnesam, daß sie viel widerwilliger von denen scheiden mag, als vorhin von den leiblichen. Denn das wissen die wohl, die es selber erlebt haben: daß es oft viel leichter wäre diese ganze Welt aufzugeben, als einen Trost, ein inniges Gefühl, wie es einem zuweilen zuteil wird im Gebet oder andern geistlichen Übungen.

Doch dies alles ist noch kaum ein Anfang gegenüber dem, was hernach folgt und fürder die Liebe wirkt am Menschen. Denn ist die Liebe wirklich „stark wie der Tod", so wirkt sie zum andern Mal: daß sie den Menschen aufzugeben und Abschied zu nehmen zwingt auch von allem geistlichen Trost, von solchen Gütern, wie davor gesagt, also, daß der Mensch sich frank und frei darein ergibt, für Gott alles im Stich zu lassen, woran seine Seele bisher Lust gehabt hatte, es zu genießen oder auch nur zu ersehnen. Ach Gott! wer könnte dies jemals fertig bringen, die Liebe zu

Dir zwinge ihn denn: daß er Dich um Deinetwillen fahren lasse und sich Deiner um Deinetwillen entschlage. Was könnte man auch Gott Besseres und Köstlicheres als Opfer bringen, denn, um seinetwillen, ihn selber! Aber wie seltsam doch, daß man zu ihm mit ihm als Gabe kommen und mit ihm selber für ihn zahlen solle: wo es doch leider schon so wenige gibt, die sich der vergänglichen leiblichen Güter zu entschlagen gewillt sind, und die auch dann noch häufig sich zu mancherhand Dingen gezogen fühlen, die nur von außen an sie kommen. Wieviel seltener sind erst die, die die geistlichen Güter willig lassen mögen, gegen die doch alles leibliche Gut für nichts zu rechnen ist. Denn Dich, Herr, besitzen (spricht ein Lehrer) ist besser als alles, was die Welt je bot, noch jemals bieten wird, vom Anbeginn bis auf den jüngsten Tag!

Wiewohl aber solche Gelassenheit etwas gar Hohes und aus der Maßen selten ist, so gibt es doch noch einen Grad, der noch viel stolzer und vollkommener den Menschen emporträgt in sein letztes Ziel, und den wirkt die Liebe, die da stark ist wie der Tod, der uns das Herze bricht. Und das ist, so der Mensch auch auf das ewige Leben Verzicht leistet und den Schatz der Ewigkeit, auf alles, was er von Gott und seinen Gaben dereinst etwa besitzen könnte, also, daß er dieses, für sich und um seinetwillen, nie mehr ausdrücklich und vorsätzlich sich zum Ziele nehme und ihm frohne, und die Hoffnung auf das ewige Leben ihn hinfort nicht rühre noch erfreue oder ihm seine Mühsal leichter mache.

Dies erst ist der rechte Grad wahrer und vollkommener Gelassenheit. Und in solche Entnommenheit nimmt uns allein die Liebe, die stark ist wie der Tod: und tötet den Menschen in seinem Ich und scheidet die Seele vom Leibe, also, daß sie mit dem Leibe noch sonstwelchen Dingen nichts mehr zu schaffen will haben zu eigenem Gewinn. Und damit scheidet sie sich überhaupt von dieser Welt und fährt dahin, wohin sie es verdient hat. Und wohin hat sie anders verdient hinzufahren, als in Dich, o ewiger Gott, da Du ihr Leben sein mußt um dieses Sterben durch die Liebe!

Daß uns dies widerfahr, des helf uns Gott! Amen!

Auf Sankt Benedictus / Predigt über Jesus Sirach 45, 1

Dilectus deo et hominibus, cuius memoria in benedictione est



Im Buch der Weisheit steht dies Wort, und spricht der weise Mann: Der geliebte bei Gott und den Menschen, des man nun mit Lob gedenkt, Gott hat ihn seinen Heiligen gleich gemacht in der Verklärung.

Diese Worte scheinen eigens gemünzt auf den Heiligen, dessen Feiertag wir heut begehn, ist doch sein Name Benedictus, ein Gesegneter, und ausgezeichnet paßt es auf ihn, wenn wir am genannten Orte lesen: cuius memoria in benedictione est, dessen Gedächtnis in Lob und Segen steht. Wie wir denn auch von ihm berichtet finden, daß ihm „eine Verklärung" zu teil geworden sei, darin er die ganze Welt vor sich sah, wie in einer Kugel alles miteinander versammelt.

In solcher Verklärung, bemerkt Sankt Gregorius, scheint der Seele die Welt klein und eng. — Schon das natürliche Licht, das Gott in die Seele gegossen, ist so edel und kräftig, daß alles, was Gott je erschuf an körperlichen Dingen, ihm eng und klein erscheint. Ist es selber doch edler als alle körperlichen Dinge; und das geringste und schnödeste Ding der Welt, das auch nur einmal beschienen und beleuchtet ward von diesem Licht, das wird dadurch über alles Sinnfällige hinaus veredelt, es wird lauterer und lichter als die Sonne. Denn es entkleidet die Dinge der Körperlichkeit und Zeitlichkeit. Es ist so weit, daß es der Weite entwächst, es ist weiter als die Weite. Es entwächst der Größe und der Zeit, so wie Gott der Weisheit und der Güte entwächst: er ist selber nicht Weisheit noch Güte, aber von ihm kommt Weisheit und Güte.

Nun gibt es ein zweites Licht, das Licht der Gnade, gegen das ist wieder dies natürliche Licht so winzig, wie was eine Na-

delspitze an Erde zu fassen vermag, gegenüber der ganzen Erde, oder vom Himmel, der noch unglaublich größer ist als die Erde. Daß Gott mittels der Gnade in die Seele eingeht, das trägt mehr des Lichtes in sich, als alle Vernünftigkeit zu leisten vermöchte: was die an Licht zu leisten vermag, das ist alles gegen dieses Licht wie ein einzelner Tropfen gegen das Meer und noch tausendmal kleiner. So ist der Seele zu mute, die in Gottes Gnade steht: klein und eng ist ihr die Welt und was ein Bewußtsein irgend begreifen kann. Ich bin gefragt worden: woher es käme, daß manchen Leuten so wohl mit Gott wäre, daß sie ihm mit solchem Eifer dienten? Da hab ich erwidert: es käme davon, weil sie Gott geschmeckt hätten, und es müßte wunderbar zugehen, wenn der Seele, die Gott auch nur einmal geschmeckt und versucht hätte, je wieder etwas anderes zusagen sollte!

Nun nehmen wir unser Wort in einem anderen Sinne. „Der geliebte bei Gott und den Menschen", sagt der weise Mann. Er verschweigt das Wörtlein „ist", so daß er nicht sagt, „der geliebt ist bei Gott und den Leuten": er erwähnt es nicht wegen der Wandelbarkeit und Flucht der Zeitlichkeit, über die das Wesen, welches des Wortes eigentlicher Inhalt ist, so hoch erhaben ist. Dies Wesen hält die ganze Welt in sich begriffen und ist doch zugleich so hoch darüber erhaben, daß es noch nie von solchem berührt ward, das irgendwann geschaffen ward. Alle, die da wähnen, sie wüßten hiervon etwas, die wissen davon rein gar nichts! Was wir erkennen, zerlegen oder an dem wir Unterscheidungen treffen können, das ist niemals Gott, behauptet Sankt Dionysius. Denn in Gott gibt es nicht dieses oder jenes, welches wir abzuziehen oder durch Unterscheidung festzuhalten vermöchten: nichts ist in ihm, als eines, er selber! Hierum herrscht Verlegenheit unter den Meistern, wie es zugehen möge, daß dieses unwandeliche, unfaßliche, abgeschiedene Wesen gemein möge werden der Seele, ja auf dem Auslug steht nach der Seele? Und sind sehr darum bekümmert, wie die Seele seiner möge empfänglich werden? Nun ich sage: seine Gottheit hängt daran, daß er sich gemeinen muß jeglichem Wesen, das für seine Güte empfäng-

lich ist, und gemeinte er sich nicht, so wär er nicht Gott! Die Seele aber, die Gott lieben und der er sich gemeinen soll, die muß völlig entkleidet sein von Zeitlichkeit und allem Geschmack der Kreaturen, damit Gott ihr schmecke nach seinem Geschmack. „Um Mitternacht," so sagt die Schrift, „da alle Dinge in tiefem Schweigen lagen, da kam, Herr, dein Wort herab von dem königlichen Stuhle." Nur in der Nacht, wo keine Kreatur mehr in die Seele lugt noch leuchtet, in einem Stillschweigen, wo nichts mehr zur Seele spricht, da wird das Wort gesprochen, in unsere Vernunft. Immer ist das Wort Eigentum einer Vernunft, als in welcher allein es da ist und besteht. — Ich erschrecke jedesmal, wenn ich von Gott reden soll, welchen Grad von Abgeschiedenheit die Seele besitzen muß, wenn sie zur Einswerdung gelangen will. Und doch darf es niemand unmöglich dünken! Es ist nicht unmöglich für die Seele, die Gottes Gnade hat: nie fiel einem Menschen etwas leichter. Denn der Seele, die Gottes Gnade besitzt, ist es ein Kleines, alle Dinge zu lassen; ich behaupte sogar, es gibt für sie keine größere Lust! Nichts Endliches vermag ihr mehr zu schaden. „Ich bin des gewiß," spricht Sankt Paulus, „daß nichts mich von Gott scheiden kann, weder Glück noch Unglück, weder Leben noch Tod."

Nirgends ist Gott so eigentlich Gott, wie in der Seele! In allen Kreaturen ist etwas von Gott, aber erst in der Seele ist Gott göttlich. Sie ist seine Ruhestatt. Darum hat ein Meister behauptet: Gott liebt einzig nur sich selber, er verzehrt alle seine Liebe in sich. (Der wäre ja auch ein Tor, der mit einem Griffe hundert Dukaten greifen könnte und griffe nur einen Pfennig!) Seine Liebe zu sich aber ist in uns ein Ausblühen des heiligen Geistes. So daß man sagen kann: Gott liebt nichts in uns als seine Güte, die er an uns betätigt. Wie ein Heiliger es ausdrückt: es wird nichts von Gott gekrönt, als sein eigen Werk, das er in uns wirkt! Es braucht aber niemand darüber zu erschrecken, wenn ich sage, Gott liebe nichts als sich selber: es ist unser Allerbestes, er meint unsere größte Seligkeit damit! Er will uns damit in sich locken, damit wir geläutert werden, und er uns in sich versetzen könne: auf daß er uns in sich und sich in uns zu lieben vermöge. Er

hat selber ein solches Bedürfnis nach unserer Liebe, daß er uns in sich lockt mit allem, was irgend taugt uns hereinzubringen, sei es Gemach oder Ungemach. Trutz Gott, daß er je etwas über uns verhänge, womit er uns nicht in sich lockt! Dafür freilich will ich mich bei Gott nicht groß bedanken, daß er mich liebt, denn er kann es nicht unterlassen, er mag wollen oder nicht: seine Natur zwingt ihn dazu. Dafür will ich ihm danken, daß er kraft seiner Natur es nicht unterlassen kann: er muß mich lieb haben!

Daß wir zur Einsicht kommen über uns selbst und in Gott versetzt werden, das ist nicht schwer: Gott muß es selber wirken in uns. Denn es ist ein göttlich Werk, der Mensch folge nur und widerstrebe nicht: er darf's nur leiden und Gott tun lassen.

Daß wir Gott also folgen, daß er uns in sich versetzen könne, und wir mit ihm eins werden, und es ihm möglich werde, uns als ein Stück seiner selbst zu lieben, des helf uns Gott! Amen.

Von den Gerechten / Predigt über Weisheit 5, 16

Justi in perpetuum vivent et apud dominum est merces eorum



ch hab ein Wörtlein auf lateinisch gesprochen, das steht in der Epistel des Tages und ist genommen aus dem Buch der Weisheit und heißt auf deutsch also: Die Gerechten werden leben in Ewigkeit, und ihr Lohn ist bei dem Herrn.

Bei früherer Gelegenheit schon habe ich dargelegt, was ein gerechter Mensch sei, aber diesmal will ich es in einem anderen Sinne nehmen und erkläre es so: Ein Gerechter ist, wer eingebildet und übergebildet ist in die Gerechtigkeit. Der Gerechte lebt in Gott, und Gott in ihm, Gott wird geboren in dem Gerechten, und der Gerechte wiederum in Gott. Durch jede Tugend des Gerechten wird Gott geboren. Durch jede auch erfreut. Und nicht nur durch jede Tugend, sondern auch durch jegliches Werk, wie gering es sei, das von ihr abfällt, das zu stande kommt kraft der Gerechtigkeit, von dem wird Gott erfreut, ja durchfreut: nichts bleibt in dem Grunde seiner Gottheit, in aller seiner göttlichen Natur, es wird alles durchzogen und durchzückt von Freude! Das nun müssen grobe Leute glauben, aber den erleuchteten ist gegeben, es zu verstehen.

Der Gerechte sucht nichts mit seinen Werken. Denn die es damit irgend worauf absehen, das sind alles Knechte und Mietlinge, solche die um ein Warum wirken; sei's auch um Seligkeit oder ewiges Leben oder Himmelreich oder was immer in Zeit oder Ewigkeit. Die alle sind nicht gerecht. Sondern Gerechtigkeit hängt daran, daß man ohn alles Warum handle. Darum, willst du eingebildet und übergebildet sein in die Gerechtigkeit, so beabsichtige du nichts mit deinen Werken, bilde dir keinerlei Warum vor, weder in Zeit noch in Ewigkeit, irdischen Lohn so wenig wie ewige Seligkeit. Denn alle Werke, die du aus dem Antrieb solches Vorerbildens wirkst, wahrlich, die sind alle tot! Ja, dürft ich's

aussprechen, und ich will es trotzdem sprechen: und sei es selbst, daß du Gott dir vorbildest, was du darum tust, ich sage wahrhaftig, die Werke sind alle tot, sind gebresthaft, sind ein Nichts! Und sind nicht allein nichts, sondern du verdirbst auch damit gute Werke! Und verdirbst sie nicht bloß, sondern tust sogar Sünde. Denn du tust wie ein Gärtner, der einen Garten pflanzen sollte und statt dessen die Bäume ausreutete, und verlangte dann, daß man ihm Lohn gebe. Jawohl, man sollte ihm einen Bast geben! Darum, willst du leben, und willst, daß deine Werke leben, so mußt du allen Dingen tot und zu nichte geworden sein. Der Kreatur ist eigen, daß sie aus etwas wieder etwas mache, aber Gottes Eigen ist, daß er aus nichts etwas macht. Soll also Gott etwas mit dir oder in dir machen, so mußt du zuvor zu nicht geworden sein. Darum so gehe in deinen eigenen Grund, und dort wirke. Denn alle Werke, die du dort schaffst, die leben. Der Gerechte lebt in Ewigkeit, sagt darum der weise Mann. Denn er wirkt nur, sofern er ein Gerechter ist, und seine Werke leben.

Weiter heißt es in unsrer Epistel: Und ihr Lohn ist bei dem Herrn. Einige Worte zunächst über dieses bei. Es besagt, daß des Gerechten Lohn da ist, wo Gott selber ist. Denn des Gerechten und Gottes Seligkeit ist eine Seligkeit: ebenda ist der Gerechte selig, wo Gott selig ist. „Das Wort war bei Gott", sagt auch Sankt Johannes. Der Gerechte ist Gottesgleichen; denn Gott ist die Gerechtigkeit. Wer also in der Gerechtigkeit ist, der ist in Gott, ja ist selber Gott.

Ich wende mich nun wieder zu dem Worte „die Gerechten". Nicht „die gerechten Menschen" heißt es, oder „die gerechten Engel", sondern einfach „die Gerechten". Der Vater gebiert seinen Sohn als den Gerechten, und den Gerechten als seinen Sohn. Jede Tüchtigkeit des Gerechten, ja schon jedes Werk, das seiner Tugend entspringt, bedeutet nichts anderes, als daß der Sohn vom Vater geboren wird: des Gerechten Wirken ist nichts anderes als des Vaters Gebären. Darum auch ruht der Vater nimmer, er jagt und treibt immerfort dazu, wie sein Sohn in mir geboren werde. (Wie es in der Schrift heißt: „Um Zions willen werd ich

nicht schweigen und um Jerusalem nicht ruhen, bis der Gerechte offenbar werde und erscheine wie der Blitz." Zion bedeutet eine Höhe des Lebens, das schauende Leben, und Jerusalem eine Höhe des Friedens. Weder um unseres Schauens noch um unsers innern Friedens willen gibt Gott uns Ruhe: er jagt und treibt immerfort dazu, wie der Gerechte „offenbar werde und scheine wie der Blitz".) Im Gerechten darf nichts wirksam sein als ausschließlich Gott: es darf dich von außen nichts rühren und zum Wirken bewegen. Denn alle Werke, die du auf auswendigen Anstoß wirkst, wahrlich, die sind alle tot! Und wär es selbst, daß Gott dich von außen rührte und zum Wirken bewegte, wahrlich, auch die Werke wären alle tot; ewige Seligkeit trügen sie dir nicht ein. Darum, wenn deine Werke leben sollen, so muß dich Gott inwendig anrühren, in dem Allerinnigsten der Seele, ja inwendig in deinem Grunde! Dort allein ist Leben. Darum leben auch nur die Werke, die du kraft des Antriebes aus deinem Grunde vollbringst. Denn so steht es um einen Toten: wenn er sich bewegen soll, so muß man ihn schon von außen rühren, es fehlt ihm die eigene Bewegsamkeit; eben daran offenbart er, daß er tot ist. So beweist auch der Mensch, der allein von auswendigen Sachen zum Wirken bewegt wird, daß er tot ist und eigener Bewegung ermangelt. Nur soweit lebt man, als man aus innerlichem Bewegnis wirkt; nur das ist eigenes Bewegen und die Werke leben allein! — Und weiter: dünkt dich eine Tugend größer als die andern und betreibst sie darum, so wirst du sie zu betätigen veranlaßt durch ein Meinen über sie, nicht aber übst du sie als einbegriffen in der Gerechtigkeit. Was aus bloßem Erachten gewirkt wird, das ist nicht das Rechte, ist keine wahre Tugend: nicht die Tugend wirkt sich darin aus in dir. Und solange bist auch du nicht gerecht. Denn der Gerechte liebt und wirkt alle Tugenden in der Gerechtigkeit, wie sie die Gerechtigkeit selber sind. „Vor Erschaffung der Welt bin ich", behauptet eine Schrift. Darin liegt, daß der Mensch erhaben über die Zeit, in der Ewigkeit, ein Werk mit Gott wirkt. — Etliche Leute fragen: wie denn der Mensch ein Werk mit Gott wirken könne, Werke, die der vor

tausend Jahren vollbracht hat oder nach tausend Jahren vollbringen wird! und verstehen es nicht. — In der Ewigkeit gibt es weder vor noch nach! Was Gott vor tausend Jahren getan, was er nach tausend Jahren tun wird, und was er jetzt tut, das ist in der Ewigkeit nur ein Werk. So auch der Mensch der ober der Zeit, in der Ewigkeit ist: der wirkt mit Gott alle die Werke, die dieser vor tausend Jahren, die er nach tausend Jahren, die er überhaupt je vollbringt. (Auch dies für weise Leute eine Sache des Wissens, für grobe aber des Glaubens.) „Wir sind von Ewigkeit her erwählt im Sohne", bestätigt Sankt Paulus, „darum sollen wir nimmer ruhen, bis wir das werden, was wir in ihm von Ewigkeit her gewesen sind!"

Denn der Vater jagt und treibt allezeit dazu, daß wir im Sohn geboren und dasselbe werden wie der Sohn. Der Vater gebiert seinen Sohn: und schöpft darin so große Ruhe und Freude, daß er seine ganze Natur darin verzehrt. Was irgend in ihm ist, das treibt ihn zu dieser Geburt: von seinem Grunde und aller seiner Wesenheit wird er getrieben, nichts bleibt in Gottes ganzer Gottheit, davon er nicht getrieben würde, zu gebären. Nun aber merke: dann erst wird Gott in uns geboren, wenn alle Kräfte unserer Seele, die bis dahin gebunden waren und gefangen, ledig und frei werden, und in uns ein Stillschweigen wird aller Absichten, und unser Gewissen uns nicht mehr straft. Dazu müssen wir uns aller Bilder und Formen bloß und ledig halten, wie Gott, und uns entkleidet nehmen von allen Gleichnissen, wie Gott bei sich selber ihrer bar ist.

Indem der Vater in uns seinen Sohn gebiert, kennen wir nun durch den Sohn auch den Vater und in ihnen beiden den heiligen Geist, kennen den Wunderspiegel der heiligen Dreifaltigkeit. Und in ihm alle Dinge, wie sie in Gott ein lauteres Nichts sind. Doch entfällt auch noch Zahl und Mannigfaltigkeit: Und wenn die göttliche Natur noch wirkt, aber nicht mehr leidet: das göttliche Wesen vollends kennt weder ein Leiden noch ein Tun.

Es geschieht wohl gelegentlich, daß sich in einem Menschen ein ‚Licht' offenbart, wo dieser wähnt, er sei nun der Sohn: und es ist doch weiter nichts als ein ‚Einfall'. Denn wo wirklich der Sohn offenbar wird in einer Seele, da wird auch offenbar „der heilige Geist", welcher die Liebe ist: der Sohn wird eher nicht uns geboren, eh uns nicht die Liebe des heiligen Geistes gegeben wird; beides geschieht im selben Punkt der Zeit. So sag ich denn: es ist des Vaters Wesen, daß er den Sohn gebäre, und des Sohnes, daß er geboren werde, und ich in ihm und nach ihm geboren werde, und des heiligen Geistes, daß ich in ihm verbrannt und restlos ihm verschmolzen und ganz nur Liebe werde. Wer so in der Liebe, ja die Liebe selber worden ist, der wähnt wohl, Gott habe niemand lieb, als ihn allein. Ich könnte sogar sagen: er wähnt es nicht, er weiß es genau. Denn er weiß von weiter keinem Lieben und Geliebtwerden, als von sich allein.

Etliche Lehrer wollen, der Geist ergreife seine Seligkeit in der Liebe, andere, er ergreife sie im Anschauen Gottes. Aber ich spreche anders und sage: er ergreift sie weder im Lieben noch im Erkennen oder ‚Schauen'. Man wird sogleich fragen: kommt etwa im ewigen Leben dem Geist kein Anschauen Gottes zu? Ja, und nein! Sofern er bereits geboren ist, hat er weder ein Emporsehen noch ein Hinsehen mehr auf Gott. Nur sofern er noch geboren wird, kommt ihm zu ein Schauen Gottes. Nun liegt aber des Geistes Seligkeit nicht, wo er erst geboren wird, sondern da, wo er geboren ist: wann er lebt, wo der Vater lebt, in der Unerschlossenheit und reinen Bestimmungslosigkeit des göttlichen Wesens. Darum denn kehre dich von allen Dingen und nimm dich, nackt wie du bist, im Wesen! Denn alles, was außerhalb vom Wesen ist, das ist Zufall. Und alle Zufälle setzen ein Warum!

Daß es auch uns vergönnt sei, in der Ewigkeit zu leben, in der reinen Einfalt des Wesens, des helf uns Gott! Amen.

Von den Hindernissen an wahrer Geistlichkeit / Predigt über Johannes 16, 7

Expedit vobis, ut ego vadam etc. Vado parare vobis locum



a Christus von dieser Welt zu seinem himmlischen Vater fahren wollte, da sprach er zu seinen Jüngern: Es ist euch gut, es kommt euch sehr zustatten, daß ich von euch fahre; denn solange ich bei euch bin, solange kann der heilige Geist, der Tröster, nicht zu euch kommen!

Mit diesen Worten tröstete unser Herr sie am Donnerstage nach dem Abendmahl, denn er wußte wohl, daß sie betrübt waren, weil sie gemerkt hatten, daß er von ihnen Abschied nehmen wollte. Unser Herr mag nicht leiden, daß seine Lieben bekümmert seien, und Furcht ist immer peinlich. Sagt doch auch Sankt Johannes: die Liebe vertreibt die Furcht. Weil Liebe keinerlei Pein neben sich leiden mag. Je mehr also der Mensch zunimmt an Liebe, umso mehr nimmt er ab an Furcht; und wenn er vollkommen ist an Liebe, so entfällt die Furcht ganz und gar. Am Anfang freilich eines guten Lebens, bei der Bekehrung, da ist sie dem Menschen förderlich: als ein Zugang zu der Liebe. Da geht die Furcht durch die Seele wie die Ahle durch den Schuh. Wie die dem Drahte Raum schafft, daß der nun den Schuh bindet und nicht das Eisen, und wie ebenso die Borste am Draht zu wege bringt, daß der Draht glatt durchgeht, und während dieser zusammenheftet, so bleibt die Borste hier außen: so geht die Furcht voran ins Herze vor der Liebe, und nur die Liebe bindet zu Gott, indeß die Furcht von ihr verjagt und ausgetrieben wird.

Doch verlassen wir zunächst dieses Thema und nehmen das andere Wort unseres Herrn vor, das ich auf lateinisch angeführt habe: Ich gehe hin, euch die Statt zu bereiten. An diesen Worten haben wir zwei Dinge zu merken, die unser Herr bewiesen und angezeigt hat mit seiner Himmelfahrt.

Das Erste: daß die Seele von Natur zum Himmel geschaffen und Gott ihre rechte Erbstatt ist. Niemand war im

stande, die Seele zu schöpfen, als Gott. Unmittelbar hat Gott sie geschaffen! Einige Meister stellen es als möglich hin, das Licht der göttlichen Vernunft, wie es in die Engel ergossen ist — oder: das Urbild aller Kreaturen, wie Gott es in die Engel erbildet hat, eh es Gestalt gewann an anderen Naturen — sie wollen, das Abbild des göttlichen Lichtes in den Engeln solle Schöpfer sein der Seele. Das ist ausgeschlossen! die Seele mag keine Trübung oder Beeinträchtigung des göttlichen Wirkens an ihr leiden. Sondern so lauter und so frisch, wie dieses ohne Unterbrechung von Gott quillt, so lauter quillt auch die Seele aus Gott. So heimlich hat Gott die Seele befunden und geschaffen, daß niemand letzlich wissen kann, was sie ist. Ein Meister heißet sie ein Licht und spricht wohl. Denn wie das Licht ausstrahlt von der Sonne und sich in alle Kreaturen ergießt, so ist auch die Seele ohne Unterbrechung geschaffen von Gott. — Ein anderer Meister spricht, sie sei ein Geist, und das ist ebenfalls wahr, auf folgende Weise. Gott ist ein Geist, die Seele aber ist nach Gott gebildet; daher kann auch sie mit Recht ein Geist heißen: sie paßt zu Gott als Geist zu Geist. — Ein dritter Meister hat gesagt, sie wäre ein Feuer. Der spricht auch wahr, wenn auch im Gleichnis. Ist das Feuer doch unter den Elementen das höchste in seinem Wesen und das kräftigste in seinem Wirken: es gibt nicht eher Ruhe, als bis es den Himmel treffen kann. Es ist viel weiter und höher als Luft, Wasser oder Erde, es beschließt die anderen Elemente alle in sich. Darum ist es dem Himmel am nächsten und läuft mit ihm um. Die Luft folgt nur zu einem Teil, weil sie, gegen das Feuer, grob ist. Das Wasser gar ist noch gröber und daher unfähig mitzugehen; sondern fließt zu Tal. Aus dem Grunde wird auch die Seele ein Feuer geheißen: weil sie mit dem Begehren Gott folgt wie das Feuer dem Himmel und auch sie nimmer ruhen mag, als in Gott. Etliche Seelen dagegen sind gröberer Art, die folgen zu einem Teil, wie von der Luft ein Teil sich dem Feuer anschließt. Andere vollends sind durchaus grober Natur wie das Wasser, und halten mit der Erde zusammen; die können mit Gott nicht mitgehen, sondern verfließen: Wenn sie etwas

Gutes sehen oder hören, so kommen sie in Wallung und möchten gerne gut sein: aber wie das Wasser hin und wider schießt und sich doch niemals erhebt, so sind diese Leute immer in Bewegung — und bleiben doch stets so weggebannt wie sie waren! — Der vierte Meister bezeichnet sie als einen Funken göttlicher und himmlischer Natur, und das paßt gut zu unserm Thema, sofern auch damit die Seele von Natur dem Himmel zugehört. Wo eine Erdscholle hinfällt, da fällt die Erde überhaupt hin: sie zeigt an, daß aller Erde Ruhestatt der Erdgrund ist. Und wo ein Funke fährt von einem Feuer, der zeigt damit an, daß der Himmel seine rechte Ruhstatt ist. Nun haben wir solch einen „Funken" zum Himmel gesandt in der Seele unsers Herren Jesu Christi: die beweist uns, daß aller Seelen Ruhestatt nirgend wo anders ist als im Himmel. Womit denn die Seele gänzlich zum Himmel gehört. Aber der Leib ist gemacht von den vier Elementen, und dessen Ruhestatt ist von Natur auf der Erde. Nun ist die Seele so gänzlich vereinigt mit dem Leibe, daß sie ewiglich beieinander bleiben müssen: und doch gehört der Leib zur Erde und die Seele zum Himmel! In dem hat Gott einen weisen Rat gefunden und ist selber Mensch geworden und mit eigener Kraft gen Himmel gefahren. Wir haben also an ihm einen Erdenkloß zum Himmel gesandt, und damit gehört nun überhaupt die Erde dem Himmel zu. Nun ist aber für unsern Herren Jesus die Stätte seines Ruhens nicht eher erreicht, als wo er eins ist mit seinem himmlischen Vater. Denn wie Gott dreifaltig ist in den Personen, ebenso ist er Eines in der göttlichen Natur, und haben nur ein Wesen, ein Leben. Auf diese Weise hat uns unser Herr Christus bereitet, daß auch unser Wesen und Leben ewiglich sein soll: in der göttlichen Einheit.

Das Andere, was uns unser Herr mit seiner Himmelfahrt gewiesen hat, ist: in welcher Weise wir uns bereiten sollen, ihm nachzufahren.

Wie nämlich der Seele aus genannten vier Gründen die Bezeichnung zukommt als Licht, Geist, Feuer und ein Funke

göttlicher und himmlischer Natur, ebenso soll der Mensch emporgetragen oder bereitet werden durch vier Dinge, die uns ausnehmend schön gewiesen sind im alten Testament an dem Herren Mose. Der „trieb sein Vieh zusammen in eine heimliche Wüste, und da sah er auf dem Berge Gottes einen Busch brennen, der wollte doch nicht verbrennen. Und Moses wollte hinzugehen und das Wunder sehen. Da redete der Herr aus dem Busch zu ihm und sprach: Geh nicht weiter, sondern zieh deine Schuhe aus!" An welcher Figur uns bedeutet werden vier guter Lehren, durch die wir bereitet werden, unserm Herrn nachzufahren zum Himmelreich.

Die erste an dem Namen Mose. Denn Mose wird ausgelegt als „der aus dem Wasser gezogen ist". So soll auch der Mensch herausgezogen sein aus der Rastlosigkeit, aus dem wütenden stürmischen Meere dieser Welt.

Das Zweite. Es soll der Mensch seine tierischen Sinne und fleischlichen Begehrungen zusammentreiben in die oberen, geistigen Kräfte der Seele. Es sei denn, daß die Seele von irdischen zu himmlischen Dingen erhoben und aufgetragen werde, so kann der heilige Geist nicht in sie kommen noch etwas in ihr zu stande bringen. Oberhalb von Zeit und Raum, im Geiste, muß Gott seine göttlichen Werke wirken; die zeitlichen, ungeordneten Dinge sind ein Hindernis und Verderb des göttlichen Einflusses. Wenn das göttliche Licht einfließt auf geistige Wesen, so wirkt es Leben, fällt es aber auf dinghafte Leiblichkeit, so erlischt es und vergeht ohne Spur. Und so ist auch der Ausspruch unsers Herrn gemeint. Es ist euch gut, daß ich von euch fahre! Seine Jünger hingen an ihm als einem Menschen, der noch sterblich war. Ohne Zweifel nun war unser Herr edler als alles, was Gott je erschuf! Und wenn er schon seinen Jüngern ein Hindernis war mit seiner leiblichen Gegenwart, wie viel mehr müssen uns erst andere Dinge hindern, an denen man hängt, die geringer sind als Gott! Es muß also die Seele erhaben sein über sich und die Zeit, will sie, daß Gott sein göttlich Werk in ihr treibe. Nun lehrt Sankt Augustinus einleuchtend, daß man nur durch Erkenntnis un-

durch Liebe sich über die Welt erhebe; und ohne sie ist man ‚nichts‘, und ‚in der Welt‘.

Das Dritte. Ob auch der Mensch das Wirken der göttlichen Liebe sieht und erkennt, doch ist er in diesem Leibe unvermögend, vollkommen herzu zu kommen: gleichwie Mose den Busch brennen sah, und konnte doch nicht herzukommen. Immerhin wollte er's doch! Das ist die Liebe, da man des eignen Lebens sich entschlägt in der Kraft des Geistes.

Das Vierte aber, daß du gleich Mose „die Schuhe ausziehen sollst“, das bedeutet, daß in der Seele das Begehren gelöst und herausgezogen sein solle aus allen sterblichen und vergänglichen Dingen.

Denn wenn ich nicht von euch gehe, sagt unser Herr, so könnt ihr den heiligen Geist nicht empfangen! Und kommt das von dreierlei Hindernissen, durch die dreierlei Leute sich hindern lassen.

Die ersten, das sind sündige Leute, die ssen sich abhalten durch die Kreaturen, indem sie ihrer genießen wider Gott, nach ihrem Gelüsten. Die Leute werden irre an Gottes Wegen, denn die Kreaturen sind ein Weg von Gott weg. Von ihnen spricht Sankt Augustinus: Verflucht sind sie, daß sie irre gehen auf Gottes Wegen! Von diesen Leuten will ich nicht weiter sprechen, sie folgen ihren tierischen Sinnen und scheiden sich damit von Gott. Aber auch ‚gute‘ Leute findet man mitunter, die wenden zuviel Fleiß auf ihre Notdurft und suchen ihre Befriedigung zu sehr in der Außenwelt. Wider die spricht Gott: „Wer seine Seele liebt (nämlich in leiblicher Weise), der verliert sie; und wer seine Seele haßt (die der eigenen ungeordneten Lust und Begierde nicht nachgeben), der behält sie in das ewige Leben.“

Das zweite Hindernis hindert ausdrücklich ‚gute‘ Leute, nämlich die sieben Sakramente. Sacramentum bedeutet Zeichen. Der gelangt nicht zu der inwendigen Wahrheit, wer mit Behagen am Zeichen haften bleibt, denn alle die sieben Heiltümer weisen uns nur zu der einigen Wahrheit.

So ist die Ehe ein Wahrzeichen für die Einheit göttlicher und

menschlicher Natur und für die Einswerdung, die der Seele zusteht mit Gott. Wer da einfach bei dem Zeichen bleiben will, der hindert sich an der ewigen Wahrheit. Ihr dürft etwa nicht wähnen, eheliches Leben das sei, daß Mann und Frau sich miteinander vereinen, ihren äußeren Sinnen folgen und leben nach ihres Fleisches Lust: Ein eheliches, ein gebundenes Leben ist nur da, wo man Pflichten hält: die Pflichten der Ehe, — oder die ‚sieben Zeiten' und die sieben Werke der Barmherzigkeit.

Dann wieder gibt es ‚gute' Leute, die hindern sich selber, indem sie zuviel haften an Reue und Buße: und bleiben auf dem Zeichen und bemühen sich nicht zu der lauteren Wahrheit zu kommen. Wider diese Leute spricht unser Herr: „Wer bereits abgetrocknet ist, bedarf nichts, als daß er die Füße wasche." Will sagen: wer sich einmal rein wäscht mit ganzer Reue und aufrichtiger Beichte, der braucht seine alte Sünde nicht immer wieder zu beichten, er soll nur seine Füße waschen: sein Begehren und Gewissen die soll er reinigen durch Beichte der täglichen Sünde.

Ebenso hindern sich manche ‚gute' Leute, indem sie allzu eifrig hinterher sind hinter dem heiligen Sakrament des Leibes des Herrn, wie sie den sich nur irgend verschaffen können. Sie wenden ein Übermaß äußern Fleißes an die Gegenstände der Bereitung: und bereiten sich nicht zur Wahrheit. Die Wahrheit aber ist ein Innerliches und nicht im äußern Scheine. Darum empfangen sie den Leib des Herrn nicht würdiglich, denn alle die Sakramente weisen uns nur zu der einigen Wahrheit; daher darf man beim Zeichen nicht stehen bleiben. Die dem Geiste, der Wahrheit, die Gotte folgen wollen, die müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten. Christus selber hat es gesagt zu der Frau, die am Brunnen zu Samarien schöpfte, da sie ihn fragte, wo man beten solle: auf dem Berge, da schon ihre Eltern gebetet hätten, oder wo jetzt die Juden beteten? Er aber antwortete: „Die Zeit wird kommen und ist schon jetzt, da die wahren Anbeter nicht allein auf dem Berge oder im Tempel beten werden, sondern im Geiste, an der Gottesstatt!" Hierin liegt für eine nähere Prüfung: man soll beten ohne Unterlaß, an allen Stätten und zu allen Zeiten.

So verlangt auch Sankt Paulus: „wir sollen uns freuen allezeit und Gott danken aus jedem Anlaß und beten ohne Unterlaß!“ So beten die, die Gott zu Liebe alle ihre Obliegenheiten mit dergleichen Hingabe verrichten; und gehen, um Genuß unbekümmert, aus ihrem Selbst und beugen sich vor Gott demütiglich und lassen den alleine machen. Das Gebet des Mundes aber, das hat die heilige Christenheit darum eingesetzt, damit die Seele gesammelt werde von den äußeren Sinnen, in denen sie sich zerstreut hatte auf die Mannigfaltigkeit der vergänglichen Dinge. Wenn sie dann zusammengefaßt wird in die oberen Kräfte (in Vernunft, Willen und Gedächtnis), so wird sie vergeistet. Und wenn nun der Geist festhaftet an Gott mit ganzer Einung des Willens, so wird er vergottet. Dann allererst steht er in der wahren Anbetung, wenn er kommen ist zu seinem Ziel, zu dem er geschaffen ist. Wir sind aber einzig zu Gott geschaffen und demgemäß nach ihm gebildet! Wer es nicht bringt zu dieser Einung des Geistes mit Gott, der ist kein rechter geistlicher Mensch: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!“

Hierbei merkst du wohl, daß auch alle Mannigfaltigkeit davon muß ausgeschieden werden: auch die Menschheit unsers Herrn als etwas sonderlich Gegenwärtiges; wie Christus selber zu seinen Jüngern gesagt hat: „Es ist euch gut, wenn ich von euch gehe, denn wenn ich nicht von euch gehe, so kann ‚der Tröster‘, der heilige Geist, nicht zu euch kommen, der Geist der Wahrheit, den der Vater in meinem Namen senden wird!“ Hier aber hindern sich ‚gute‘, geistliche Leute an rechter Vollkommenheit, indem sie mit ihres Geistes Lust am Bilde der Menschheit unsers Herren Jesu Christi haften: womit sie sich doch nur an Visionen verlieren, da sie denn, wenn auch im Bilde, Dinge sehen in ihrem Geiste, seien es Menschen, oder Engel, oder unsers Herrn Jesu Christi Menschliches. Und glauben der Ansprache, die sie da hören im Geiste — wenn sie etwa hören: daß sie die Liebsten seien oder von des lieben Nächsten Gebresten oder Tugenden, oder daß Gott um ihretwillen irgend etwas tun wolle! Da sind

sie schön mit betrogen! Nie und nimmer tut Gott etwas um einer Kreatur willen, sondern einzig um seiner lauteren Güte willen. Pflegt doch auch alles Gebet der Christenheit zu schließen: Herr, das tue um deines eingeborenen Sohnes Jesu Christi willen! Der selber zu seinen Jüngern gesagt hat: Es ist euch gut, wenn ich von euch gehe! Da meinte er nicht bloß die Jünger im engern Sinne, sondern alle, die hinfort seine Jünger werden sollten und ihm folgen wollen zu hoher Vollkommenheit. denen ist sein Menschliches ein Hindernis, wofern sie mit Lust daran haften! Denn sie sollen Gott folgen auf allen seinen Wegen. Darum dürfen sie nicht bleiben auf dem Wege seiner Menschheit: der uns selber verweist auf den Weg der Gottheit, wenn er sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, es kommt niemand zum Vater, als durch mich. Und wer zu einer anderen Pforte will eingehen, der ist ein Dieb und ein Mörder und schuldig des ewigen Todes!" Das trifft alle die, die sich anmaßen, sie vermöchten selber irgend etwas Gutes zu tun, und gar, Gott wolle um ihretwillen etwas tun. Wo doch ein Christus von sich gesagt hat, er wäre nicht von sich selber, und die ewige Weisheit von sich spricht: „der mich geschaffen hat, der ruhet in meinem Zelt." Sie, die doch zugleich ungeschaffen ist. Denn Gott ist die Weisheit, die ungeborene; unser Wort dagegen versteht sie als eine geborene? Nur der Sohn ist ausgegangen auf dem Wege der Geburt (die Geburt wird hier als ein „Schaffen" bezeichnet). Solchermaßen ist die ewige Weisheit aus der Gewalt des Vaters geboren als der Sohn; beider Liebe oder Güte ist der heilige Geist; und die drei sind eins in der göttlichen Natur und unterschieden nur als Personen. Welches aber ist das „Zelt", von dem die Weisheit spricht? Die Menschheit Jesu Christi, darin der Vater geruht hat mit dem Sohne, die, von Natur einander ebenbürtig, Gott nur sind als Person, und Gottheit in der göttlichen Natur. Dies Zelt — sein Menschliches — dürfen wir einzig anbeten um der Einung mit der Gottheit willen. Denn der Mensch ist wahrlich Gott, und Gott wahrlich Mensch.

Also sollen wir um die Geschaffenen allesamt uns nicht beküm-

mern, ausgenommen Jesus Christus, der allein unser Retter und Helfer ist und ein Weg zu seinem himmlischen Vater. Aber wiewohl wir damit von aller Endlichkeit Abschied nehmen und auf den Weg der Wahrheit treten, so sind wir doch noch nicht völlig selig, ob wir gleich die göttliche Wahrheit schauen. Solange wir beim Schauen stehn, sind wir noch nicht in dem, den wir schauen, solange ein Etwas Gegenstand unseres Bemerkens ist, sind wir nicht Eines in dem Einen. Denn wo nichts als eines ist, da sieht man nichts! Woher man denn Gott nicht sehen kann, als mit Blindheit, nicht erkennen, als mit Unerkenntnis, und nicht vernehmen, als mit Unvernunft. Hierzu spricht Augustinus: Keine Seele vermag zu Gott zu kommen, sie gehe denn ohne die Kreaturen zu ihm und suche ihn ohne Gleichnisse. Das bedeutet uns Christus selber mit dem Worte: „Wirf erst den Sparren aus deinem eigenen Auge und wische dann den Staub aus eines andern Auge!" Hieraus ist abzunehmen, daß alles Gemächt vergleichbar ist einem Sparren in der Seele Auge: es hindert mit seiner Endlichkeit das Einswerden mit Gott. Und weil nun auch die Seele ein Gemächt ist, so muß sie sich aus sich selber werfen. Und auch aus sich herauswerfen alle Heiligen samt Unsrer lieben Frau, als die alle nur Gemächte sind. Bloß soll sie bestehn und, undürftig aller Dinge, wesen! So mag sie zu Gott als Seinesgleichen kommen, der bloß und unbedürftig ist und frei von Materie.

Damit gelangt die Seele vors erste in die Einheit der heiligen Dreifaltigkeit. Aber sie kann noch seliger werden: wenn sie der bloßen Gottheit nachgeht, von der die Dreifaltigkeit nur eine Offenbarung ist. Vollkommen selig wird sie erst, so sie sich in die Wüste der Gottheit wirft, darin es weder Werk noch Bild gibt, und über dem Eifer des Hineinstürzens sich also verliert, daß sie als Ich zu nichte wird und aller Dinge sich so wenig annimmt, wie da sie nicht war. Mit dem ist sie an sich nun tot — und lebt in Gott. Denn was tot ist, das wird in dem Grabe zu nichte: so wird auch die Seele zu nichte, die in der Wüste der Gottheit begraben ist. Von solchen spricht Sankt Paulus: „Ihr seid tot, und

euer Leben ist mit Christo verborgen in Gott!" Und Dionysius erklärt: in Gott begraben werden ist nichts anderes als eine Überfahrt in ein unerschaffenes Leben. — Diese Überfahrt bleibt manchem Erkenner unbekannt!

Es gibt gewisse Leute, welche wähnen, sie seien gewandelt in der Dreifaltigkeit, die doch noch nie aus sich selber gekommen sind. Das liebe Ich möchten sie doch nicht gerne darangeben! Immer wollen sie möglichst viel eigenen Gewinn und Genuß haben und schöne Gefühle fürs Herz: des sie sich doch alles entschlagen müßten im Gedenken und Begehr. Diese Leute sind nicht Nachfolger unsers Herrn Jesu Christi, als welcher nie und nirgend auf schmelzende Gefühle aus war mit seinen Werken! Sprach er doch selber: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!" Da meinte er seine viel edle Seele, er meinte aber auch sein leiblich Leben, das war betrübt „bis in den Tod": bis alles vollbracht war, was zu unsrer Erlösung gehörte, bis getötet ward unser Tod. „Bis in den Tod" muß unsere Seele auch betrübt sein: bis an uns getötet wird alles, was in uns lebt an Eigenwillen und Eigennutz und überhaupt an Willen. Wenn die Seele solchermaßen getötet wird an dem Leben ihrer Begierde und ihres Eigennutzes und begraben wird in Gott, so ist sie allen Kreaturen verborgen und unbekannt, so kann sie nimmermehr betrübt werden.

Nun merket, woran man es erkennen könne, wann man hereingenommen sei in die heilige Dreifaltigkeit!

Das Erste. Es wird solcher Seele gegeben, durch den Blick des heiligen Geistes, daß an ihr vertilgt wird alle ihre Schuld; und vergisset ihres Selbst und alles, was Ding ist. — Das Zweite, was sie von der Gottheit empfängt, ist des Vaters ewige Weisheit: Erkenntnis und Unterscheidung aller Dinge. So wird ihr benommen das Dünken, Wähnen und Glauben: sie ist hingelangt zur Wahrheit. Und was sie vorher glaubte und einsah nur mittels wer weiß wie vieler Worte und Beweisungen: jetzt, was immer ihr bezeichnet wird von Menschen oder vom Geiste, darum darf sie niemanden erst fragen. Wie andere, die für die Wahrheit

nicht empfänglich sind: mag man sie ihnen noch so offenbaren, die lautere Wahrheit, so wollen sie mit menschlichen Sinnen begreifen, was doch über aller Engel Verstehen ist. Darum denn fragen sie andere Leute. Und bringen sie's denen vor mit grobem Sinn, wie sie es aufgefaßt haben, so vernehmen die es noch gröblicher, als sie's von ihnen hören, und erklären dann keck: es sei verkehrt und könne unmöglich bestehn mit Christenglauben! Da halten sie es nun ebenfalls für unrichtig und bilden sich ein, es sei, wofür sie's nehmen, nur weil sie's nicht verstehen. Aber daran sind sie betrogen. — Weiter empfängt die Seele, die mit der Wahrheit sich emporlocken läßt in die heilige Dreifaltigkeit, in einem Augenblick von des Vaters Kraft und Allgewalt, daß ihr möglich wird, alle Dinge zu tun. Wie Sankt Paulus spricht: „Ich vermag alle Dinge in dem, der mich stark macht!" So handelt denn nicht die Seele mehr, nicht sie erkennt, nicht sie liebt mehr, sondern Gott der handelt, der liebt und erkennt sich in ihr. Das bestätigt Jeremias: „Ihr seid wahrlich Götter darin, daß ihr Gott erkennet und liebt!" Denn die Seele ist ihrer Natur nach also gestaltet, wo auch nur etwas von ihr ist, da ist sie ganz. Sie ist ganz in einem jeglichen Gliede: wie Gott ganz ist an allen Stätten und in allen Kreaturen. Alles, was an der Seele lebt, das ist nichts anderes als Gott!

Und darum soll sie Ihm alle Dinge übergeben und abgeschieden sein von allem, was nicht Gott ist. Und soll sich eher keine Ruhe gönnen, als bis sie den unbeschaffenen Gott begreife.

Dazu helf uns unser Herr Jesus Christus, der, als wie heute, aufgefahren ist und sitzet zur rechten Hand des Vaters. Mit welchem, samt dem heiligen Geiste, er eine Verwirklichung der Gottheit ist. Amen.

Vom Gottesreich / Ein Sermon

Suchet am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alle Dinge werden euch zufallen! (Matth. 6, 33.)

Wenn Christus uns das Reich Gottes suchen heißt, so liegt uns ob zu verstehen, was es mit diesem Reiche sei? Es fordert eure ernste Mitarbeit. Das Reich Gottes ist: er selber in seiner vollen Wirklichkeit! Zum andern Mal aber ergreifen wir dieses Reich in der Seele! Darum spricht ebenfalls Christus: das Reich Gottes ist in euch.

So richtet euch nun auf jenes erste Reich! Die Meister im Göttlichen behaupten, das Bezeichnende an diesem Gottesreich sei: ein Eines-Sein im Wesen bei einer Dreiheit von Personen. Die Frage ist: welches davon der eigentliche Ort sei für Gottes Seligkeit? Dazu antworten wir und sprechen: Gottes Seligkeit ist zwar von ihm aus stets die gleiche, aber für ein Verstehen von unten her ist er ausbündiger selig in der Einigkeit des Wesens, als in der Dreifaltigkeit der Personen. Wie wir beweisen wollen. — Wir beginnen dazu mit der Herleitung der göttlichen Personen.

Im Anfang war das Wort, hebt Sankt Johannes an. Dieser Anfang oder Ursprung des Wortes ist Gott-Vater, wie schon Augustinus es auslegt. Die Frage erhebt sich: ob nicht vielleicht auch der Vater wieder einen Anfang habe. Und dazu antworten wir: Ja! Erst sein Beginn ist ein Ursprüngliches und nicht weiter ableitbar. Wie ich beweisen will.

Bei der Gottheit, sagen die Gotteslehrer, ist zu unterscheiden zwischen dem Wesen, und dessen Verwirklichung. Wesen — im Bereich des Göttlichen — bezeichnet die Gottheit im engern Sinne und ist das erste, was wir an Gott auffassen. Die Gottheit gibt das Fundament ab für die weitere göttliche Selbstvollendung. Demgemäß ist sie: in sich selber wandellose Einigkeit und verschwebende Stille; und doch zugleich ein Quellborn aller Be-

sonderung. Darum denn setze ich ein — notgedrungenes — Erquillen; und benamsen wir diese erste Verlautbarung: Wesen. Denn der eigenste Ausdruck für die Gottheit und die erste Bestimmung, die sich förmlich setzen läßt, ist: sie west. Dieses wesen genommen in seinem reinen Sinn, in welchem „Gott" wohl etwas Wesendes ist, nicht aber umgekehrt das Wesen schon „Gott".

Wie wir uns weiter den Hervorgang des Vaters zu denken haben? — Nun! mit der Setzung jenes notgedrungenen Erquillens ist er schon mitgesetzt als die nächste Bestimmung: Weil die Gottheit von Hause aus Vernunft ist, darum tritt das göttliche Wesen aus der Gottheit heraus als ein begrifflich Anderes. (Ein Anderes, das doch kein anderes ist, denn diese Besonderung ist eine rein begriffliche, keine sachliche.) Fragt sich: welche dieser Bestimmungen zur Person des Vaters werde? Unsere Antwort lautet: das Wesen in der Gottheit; nur jetzt nicht mehr in seiner früheren Bestimmungslosigkeit, sondern unter dem Begriffe des Erzeugens. Das ist eine Fortbestimmung, die da hervortreibt den Vater, als göttliche Person. Im Vater aber ist bereits das Ganze der Gottheit beschlossen. Solchermaßen ersteht die erste Person gleichsam unfreiwillig aus der Gottheit: nicht vermöge einer Tätigkeit des Urquells. Denn dieser ist seiner selbst noch nicht Herr.

Wenn also Sankt Johannes sagt: Im Beginn war das Wort, so ist das nicht so zu verstehen, als sei dieser Beginn die Gottheit oder das göttliche Wesen, sondern der Vater erst ist ein tätiger Ursprung des Sohnes.

Untersuchen wir nun, wieso im Vater der Sohn schon mitenthalten ist! Indem der Vater in sich blickt, erfaßt er als das Tätige in ihm seine noch eingehaltene, aber hinausdrängende göttliche Natur. Damit tritt zum Wesen als zeugender Macht, zur Natur, hinzu das Für-sich-sein. Dieselbe Natur nun, die im „Vater" sich wirkend verhält, die verhält sich im „Sohne" empfangend: und zerlegt sich damit in zwei Eigenwesen. — Vom Vater empfängt somit der Sohn die volle Göttlichkeit. Denn dann erst weiß

man, was Zeugen heißt, des Vergänglichen durchs Vergängliche, des Göttlichen durchs Göttliche, wenn man die eine Natur erfaßt hinter dem Sondersein der Personen.

Womit denn das gestaltlose Wesen Gestalt gewonnen hat. Und zwar lehren die Heiligen und die Meister: gleich wie die Personen ihren Ursprung nehmen aus dem göttlichen Wesen, so wird auch das Wesen erst gesetzt durch die Personen. Und wiederum die Personen durch die entsprechenden Besonderungen des Wesens: wie die Sonderbestimmung ‚Zeugerschaft' ausdrücklich einen Vater, so setzt die Sonderbestimmung ‚Erzeugtheit' ausdrücklich den Sohn. ‚Zeugerschaft' und ‚Erzeugtheit' sind die letzten Bestimmungen, die noch ins göttliche Wesen fallen: sie sind an diesem nachträgliche und unselbständige Eigenschaften.

Und das Wort war bei Gott. Nun beachtet am Wort oder dem vom Vater geborenen Sohne, wie es zwar dem Wesen inne bleibt, und doch zugleich als Person heraustritt!

An jegliches vernünftige Begreifen, so lehren die Meister, schließt sich ein vernehmliches Wort. Indem nun Gott-Vater sich innerlich selber begreift, so wird seine eigene Natur Gegenstand seines Verstehens: der Vater bemerkt sich. Damit tritt zur Natur eine weitere Bestimmung hinzu, die da heißt das Sich-bewußtwerden. In diesem Sinne bleibt der Sohn dem Wesen nach im Vater; und tritt ihm doch zugleich als Person gegenüber, entsprechend wie dieser Vorgang sich zerlegt in zwei Bestimmungen. Solcherweise wird „der Sohn" geboren und geht hervor aus dem väterlichen Herzen, „das Wort" wird ausgesprochen. Wie die ewige Weisheit spricht: „Ich bin ausgegangen von dem Mund des Höchsten!" Hervorgegangen aus dem Begreifen seines eigenen Wesens als das wesentliche Wort des göttlichen Vaters.

Und das Wort war bei Gott, heißt also: als besondere Person neben dem Vater, so wie es hier erklärt ist.

Bemerket des weiteren von diesen zweien, wie sie im Verein den heiligen Geist hervorbringen. Dies die Erklärung der Meister: Indem der Vater liebend sich ergießt in den Sohn, so bricht sich hier gleichsam die Liebe und ergießt sich, nunmehr als der Sohn, wieder in den Vater. Dies liebend sich Ergießen der beiden ist Setzung eines Gemeingeistes des Vaters und des Sohns.

Fragt sich: ob der heilige Geist in demselben Sinne eine Fortbestimmung der göttlichen Natur ist, wie der Sohn? Hierzu sprechen wir: nein! Denn dazu müßte er gleich dem Sohn hervorgehen aus der Regsamkeit der göttlichen Natur. Das ist aber nicht der Fall: denn dann gäb es in der Gottheit zwei Söhne! Sondern an den Eigenbestand des heiligen Geistes schließt sich erst die Begabung mit göttlicher Natur: sein Hervorgang gehört ins freie Bereich des Willens. — Weil nur der Sohn, seiner natürlichen Herkunft gemäß, ein Ebenbild des Vaters ist, nicht aber der heilige Geist, darum spielt auch ein wechselseitiger Austausch nur zwischen Erzeuger und Erzeugtem, nicht mit dem heiligen Geist.

In diesem allem liegt, edle Seele, dir nun ob, mit deiner Vernunft zu suchen das Reich Gottes. Da spricht denn Sankt Johannes: **Und Gott war das Wort.** Womit wir gewiesen sind auf die Einswerdnug der Personen im göttlichen Wesen. Auf! edle Seele, erheb dich in ein göttlich Wunder! Ach, dieser edlen Gesellschaft: die drei Personen vereinigt zu einem, schlechthin einigen Wesen. Erst hier, in solcher wesentlichen Einigkeit, da er weset ob allen Wesen, ist Gott in sich selbst ein Reich.

Es ließe sich fragen: ob nicht schon das göttliche Wesen als solches, ohne die unterschiedlichen Ausgestaltungen, die die Meister die ewigen Lebensformen nennen, Gottes Seligkeit bergen möge und damit auch die der Kreaturen? Hierzu antworten wir: Nein! Denn Wesen, in seinem reinen Sinne ist das gleiche in Gott und in den Kreaturen. Sondern Gottes Seligkeit, und auch der Seele, die beruht auf dem göttlichen Wesen, wiefern dieses alle die Fortbestimmungen in sich beschließt, die wir die ewigen

Lebensformen nannten: als welche dem Wesen ja erst Wirklichkeit geben.

Nun sprechen manche Lehrer, es ginge ganz wohl an, daß die Seele sich bloß eine dieser Gestaltungen zum Gegenstand nehme, ohne die andern, und auch dabei selig sei. So steht's aber nicht! Denn dann müßte jede dieser Gestaltungen, ohne die andern und abgeschieden vom Wesen, in sich selbst gegründet sein, und das ist unmöglich. Darum ist diese Behauptung nicht richtig! Sondern darauf beruht die Seligkeit der Seele, daß sie diese ewigen Lebensformen, die der gegliederte Ausdruck des göttlichen Wesens sind, miteinander versteht, in einem Inbegriff. Denn hier gibt es keine Teilung, hier ist Gott das überwesentliche Eine: sich selber Seligkeit und allen Kreaturen in der vollen Verwirklichung seiner Gottheit! Seid gewiß, Gott selber hat in dieser Einigkeit Besonderes nie anders gekannt als in einem, festgeschlossenen Inbegriff! In dieser Einung ist er müßig: nie hat die Gottheit dies oder das gewirkt, sondern Gott erst schafft alle Dinge. Wo Gott Schöpfer ist, indem ist er mannigfaltig und erkennt alle Mannigfaltigkeit; wo er eines ist, da ist er alles Wirkens frei und ledig, erkennt aber in solchem Einssein auch weiter nichts, als was er überwirklich, in sich selber ist.

Dieses also bedeutet Gott war das Wort: die Wesenseinigkeit. Das war im Anfang bei Gott: Als Seinesgleichen an Weisheit, Wahrheit, Güte, an jeder wesentlichen Vollkommenheit; das geht auf die ewigen Lebensformen, auf die Ausgestaltung und Fülle des göttlichen Wesens:

Also erst die überwesentliche Einheit ist zu verstehen unter dem göttlichen Reich, das der Geist sucht, es zu kennen und ihm nachzutrachten.

Zum andern Male so verstehen wir unter dem Gottesreich die Seele. Denn die Seele ist gleich beschaffen mit der Gottheit. Alles somit, was hier gesagt ist vom Gottesreich, wiefern Gott selber dieses Reich ist, dasselbe läßt sich in Wahrheit auch sagen

von der Seele. **Alles ist durch ihn geworden,** fährt Sankt Johannes fort. Von der Seele ist das zu verstehen, denn die Seele ist das All. Sie ist es, indem sie ein Bild Gottes ist. Als solches aber ist sie auch das Reich Gottes. Und zwar wenn Gott in sich ein Wesender ist sonder Anfang, so ist er im Reich der Seele ein Wesender sonder Ende. Dermaßen, sagt ein Meister, ist Gott in der Seele, daß sein ganzes Gottsein auf ihr beruht. Es ist ein höherer Stand, daß Gott in der Seele ist, denn daß die Seele in Gott ist: Daß sie in Gott ist, davon ist sie noch nicht selig, wohl aber davon, daß Gott in ihr ist. Verlaßt euch darauf: Gott ist selber selig in der Seele! Denn ob Gott auch aus sich selber bricht, da er die Seele schafft, so behauptet er sich dabei doch soweit in ihr, daß er seinen Gottesschatz, sein göttliches Reich allzumal hineinbirgt in die Seele: „Das Reich der Himmel ist gleich einem Schatz, der in einem Acker verborgen ist", spricht Christus. Dieser Acker ist die Seele — in der verborgen liegt der Schatz des Gottesreichs. Darum ist Gott, und alle Kreatur, selig in der Seele.

Was wir von der Seele sagen, das gilt von ihr, wiefern sie ein Ebenbild Gottes ist: prüfen wir also, worauf diese Gottebenbildlichkeit beruhe. Auf den Kräften, antwortet ein Meister, und das hält man gemeinhin für das Richtige. Dieser Satz trifft aber nur, wenn einer ihn recht versteht: nimmt man dabei die Kräfte als unterschiedene, so ist das keine letzte Wahrheit; nimmt man sie aber, sofern sie im Höchsten, das die Seele zu bieten vermag, sich zur Einheit zusammenschließen, so trifft der Satz zu.

Hier nämlich, in solchem göttlichen Tun, gebührt der Seele ein Wiedereinblicken — ein geistiges, keiner Vermittelung bedürftiges — in die göttliche Natur. In diesem Tun bemächtigt sie sich ihres eigenen überwirklichen Wesens in Gott. In diesem Tun sind dem Urbild der Seele alle Dinge göttlich. Denn dies Urbild ist in diesem seinem eigensten Werke der Sache nach selber Gott und selig. Aber nicht für sein Bewußtsein: in demselben Augenblick, da es in sich schaut und sich erblickt, erfaßt es auch zugleich Gott, als den, der sonder Mittelung in ihm weset. Somit ist es

selig, der Sache nach aus sich, für sein Bewußtsein aber kraft des göttlichen Wesens. — Ein Meister sagt: dieses Urbild quelle unmittelbar aus Gott; und im selben Nu begreift es sich doch, durch einen Akt der Vernunft, als ungeschieden enthalten in Gott. Sein Hervorgang also wie sein Verbleib im göttlichen Wesen stellen, für die Auffassung der Vernunft, sich dar als die beiden Seiten eines und desselben geistigen Geschehnisses.

Des seid, bei Gott, gewiß, daß die Seele hier, in ihrem Urbild, nie Endliches für etwas Endliches erkannt, noch je darin Zeit noch Raum besessen hat! Denn in ihm sind alle Dinge Gott. Sauer und süß, gut und böse, klein und groß, das ist alles gleich in diesem Urbild. So wenig die göttliche Natur gewandelt wird von allem dem, was der Endlichkeit angehört, so wenig wird dies Urbild gewandelt von allem dem, das je in die Zeit getreten. Denn es begreift und gebraucht alle Dinge nach dem Lebensgesetz der Gottheit.

Nun mag man fragen: wenn denn dieser Reichtum in uns ist, warum er uns unbekannt sei?

Dazu antworten wir also: die Seele, bei der natürlichen Neigung, die sie hegt zu den Kreaturen, da muß all ihr Wirken seinen Anfang nehmen mit Bildern von endlichen Dingen. (Und deshalb wähnen manche, auch dies Urbild falle in dieses Bereich. Mit nichten! Dieselben verstehen verzweifelt wenig von der edlen Art der Seele!) Dies Wirken im Endlichen ist Sache des gemeinen Verstandes. Zwar nimmt auch dessen Tätigkeit ihren Ursprung im obersten Denkvermögen: sie hebt an mit einem Vernunftbilde, welches inhaltlich bestimmt wird durch die Bilder der Phantasie, aber seinem Wesensgehalt nach durch jenes Höchste, Gottschauende, durch das Urbild: aus dem die Seele solche Bereicherung erfährt, daß sie Wahrheit zu verstehen fähig wird von allen Dingen. An diese Tätigkeit des Verstandes aber heftet sich sofort der gemeine Wille, der nichts anderes ist als der Hang der Sinne. Und so nimmt denn der gemeine Verstand die Dinge für etwas Wirkliches; und der gemeine Wille nimmt sie für gut! Immer

also sind Dinge der Gegenstand ihrer Betätigung. Darum reichen sie an Gott auch nicht von fern heran. Denn Gott ist weder gut noch wirklich. In derselben Weise aber, wie Gott gelöst und abgeschieden ist von allem, was eine Kreatur verstehen kann, genau so steht dazu auch das höchste Ebenbild der Gottheit.

Ob es nicht, fragt man, zwischen Gott und den Kreaturen ein Zurücksehnen gebe? Wir antworten Folgendes. Gott hat keine Sehnsucht nach der Kreatur, denn Gott schaut immer nur in sich selbst! Aber die Kreatur hat Sehnsucht nach Gott. Denn alles, das je ausgeflossen, das blickt verstarrt nach ihm zurück. Wenden wir das an auf das Urbild. Dieses, im Augenblick, da es den ersten Blick tut aus Gott, so richtet es den Blick auch schon wieder nach innen, um ‚mit unverhülltem Angesicht' (sonder Mittelung) zu begreifen das göttliche Wesen. Aus welchem Werk es all sein Wesen zieht: das Urbild ist Gott in diesem seinem Tun, und insofern heißt es ein Ebenbild Gottes; in seinem Ausbruch aber ist es Kreatur, und insofern heißt es ein Urbild der Seele. Nun wohlan, edle Seele, bedenke dich selber, bedenke, welche Herrlichkeit du in dir trägst: bist du doch mit deiner Gottebenbildlichkeit gewürdigt über die Herrlichkeit aller Kreaturen! Verschmäh das Kleine, denn zu Großem bist du geschaffen!

So ist es zu verstehen: die Seele ist das Gottesreich. Dies sollte alle unsere Sorge und all unser Suchen sein: wie wir zu erkennen fähig würden die Herrlichkeit Gottes, und die Herrlichkeit der Seele!

Lasset weiter uns bedenken, wie wir das Reich Gottes suchen sollen! Im Hohenlied steht geschrieben: „Kennst du dich selber nicht, du schönste unter den Weibern? So geh aus und folge den Fußspuren deines Hirten!" Von der Seele verstehen wir dies Wort, denn sie ist die schönste unter allen Kreaturen: Nachdem sie dahin gelangt ist, ihre eigene Schönheit zu kennen, soll sie nunmehr ausgehen. So merke denn in der Seele dreierlei Ausgang aus dreierlei Wesen, die der Seele zukommen. Zuerst das Wesen, das sie als Geschöpf besitzt. Zum andern, das

ihr zukommt im Sohne, als dem persönlichen Wort der Dreifaltigkeit. Zum dritten, das ihr zukommt in der zeugungsmächtigen göttlichen Natur, die in Wirksamkeit steht im Vater, welcher der Quellgrund ist aller Kreaturen.

Höret nun von dem ersten Ausgang, wie sie heraustreten soll aus ihrem Geschöpfeswesen. Christus spricht: „Wer mir nachfolgen will, der hebe sein Kreuz auf und verleugne sich selbst!" Dessen seid so sicher, wie daß Gott lebt: solange der Mensch seines Selbst nicht so ledig steht, wie da er nicht war, so lange geht er nimmer aus in rechter Selbstverleugnung. Auf zweierlei Weise nämlich, so versichern uns die Lehrer, sei der Mensch zu verstehn: einmal als ein äußrer, zum andern als ein innerer Mensch. Der innere, dessen Werke sind geistig, der äußere, dessen Werke sind leiblich. Mit dem innern Menschen sucht man Gott mit einem schauenden Leben, mit dem äußern Menschen sucht man ihn im tätigen Leben. Und hier beachtet dieses recht genau! Ich habe ehedem behauptet, und behaupte es noch: daß alle auswendige Übung das Ding nur wenig weiter bringt. Sie ist nur gut, die Natur zu bezwingen, die noch ungewöhnt ist. Aber damit müßt ihr euch durchdringen, daß alle auswendigen Werke, die einer üben mag, die Natur wohl bezwingen: aber wirklich sie zu töten vermögen sie nicht. Sie tot zu kriegen, dazu bedarf es geistiger Werke! Nun aber findet man viele Leute, die in der Meinung, es gut zu machen, sich nur umso fester halten — statt sich zu verleugnen. Da sprech ich fürwahr, daß diese Menschen allesamt betrogen sind! Denn es ist wider menschliche Vernunft, wider die Gepflogenheit der Gnade und wider das Zeugnis des heiligen Geistes. Die in auswendigen Übungen ihr Heil erblicken, ich will nicht geradezu sagen, daß sie verloren gehen: aber ohne großes Fegefeuer werden sie nicht zu Gott kommen! Denn dieselben folgen Gotte nicht, da sie sich nicht lassen, sie folgen ihrem Dünkel, indem sie sich behalten. Gott ist in aller leiblichen Übung so wenig zu finden, als er zu finden ist in der Sünde! Dennoch sind solche Leute, die dieser äußerlichen Übungen recht viele auf sich

nehmen, sehr geachtet in den Augen der Welt. Und das kommt her von der Ähnlichkeit. Denn die Leute, die nichts anderes verstehen als sinnfällige Dinge, die achten das Leben groß, das sie mit den Sinnen zu begreifen vermögen. Es weiß immer ein Esel den andern zu schätzen!

Zum andern am Werk des innern Menschen, dem sogenannten Schauen Gottes unterscheiden wir ein Erkennen und ein Lieben. In ihnen liegt der Anfang eines heiligen Lebens. Mit diesen beiden Tätigkeiten ist beschrieben das Wesen der Seele. Ein jeglich Wesen, so sprechen die Meister, ist da um seines Eigenwerkes willen. Weil wir dieses Wesen anders nicht erfassen können, als in diesen zweien Kräften, darum sind sie das Edelste an Leistung, was es im Menschen gibt. Ich habe vor zeiten gesagt: Tugend ist nur ein Mittelding zwischen Laster und Vollkommenheit! Nun ist die Liebe die Grundform aller Tugenden, ohne welche keine Tüchtigkeit eine Tugend ist: wo immer der Mensch eine Tugend betätigt, da müssen die Werke der Tugend Werke der Liebe, nicht des Menschen sein. Empfängt doch von der Liebe her jedes tüchtige Werk die Kraft, den Menschen in Gott zu bringen. Denn die Liebe, spricht Sankt Dionysius, ist solcher Natur, daß sie den Menschen wandelt in das, was er liebt. Darum soll der Mensch also sein, daß all sein Leben Liebe sei. In dieser Gesinnung sind alle Übungen zu loben, seien sie äußerlich oder innerlich. — „Sie müssen hinausschreiten über die Tugend, dann wird der Gott der Götter gesehen werden in Zion.“ So David. Das Gottschauen also liegt ober den Tugenden — wie ich es ausgedrückt habe: Tugend ist nur ein Mittelding zwischen dem Laster und der Vollkommenheit. Es wird demnach die Frucht der Tugend, das Ziel, darauf sie's absieht, nimmermehr gegriffen, die Seele werde denn über ihre Tugenden hinausgerückt. Ihr könnt sicher sein: solange der Mensch als ein Leibeigener seiner selbst, sein Ich noch festhält in Gestalt seiner Tugend, so lange wird er nimmermehr schmecken noch ernten die Frucht der Tugend: er wird nie „den Gott der Götter schauen in Zion“. Welches bedeutet: eine unverhüllte Schau — mit dem Einheitsblicke — des göttlichen

Wesens. Tugend aber, darauf könnt ihr euch verlassen, ist nie zu dieser Schau gelangt!

Nun könnte man fragen: ob man da nicht lieber die Tugend aufgeben solle? Hierzu antworte ich: Nein! man soll sie üben, nur nicht: besitzen! Das erst ist vollendete Tugend: daß man ihrer ledig stehe. „Wenn ihr alles getan habt, was ihr vermögt", sagt Christus, „so sprecht denn: wir sind unnütze Knechte!"

Dies zur Verständigung, wieso die Seele Abstand nehmen soll von allen eigenen Werken; zur Frage aber, wie sie ihr eigenes Wesen verlieren soll, da ist folgendes zu erwägen.

Es ist ein Satz der Meister: alle Dinge, die Gott gemacht hat, sind in so herrlichen Stand gesetzt, daß keines zu wollen vermag, es wäre nicht. Und nun soll die Seele abstehen von dem, was sie ist: der Tod also wird hiermit dem Geiste abverlangt. Um aber diesen Tod an sich zu vollziehen, muß die Seele abstehen von sich und allen Dingen: sie darf von sich und der Welt so wenig behalten, wie da sie nicht war. „Das Weizenkorn, es sterbe denn, so bleibt es allein", spricht Christus. Sterben ist: völlige Beraubung des Lebens. Seid also sicher, solange man selber noch lebt, solange auch nur etwas in uns lebt, so lange weiß man nichts von diesem Tod! Wie Paulus spricht: „Ich lebe jetzo nicht." Einige verstehen diesen Tod dahin, daß der Mensch nicht leben dürfe weder für Gott, noch für sich selber, noch überhaupt für eine Kreatur. Dies ist richtig, denn Sterben ist: Beraubung von allem Leben. Aber ich will noch besser sprechen: Und wär der Mensch auch allem gestorben, Gott sowohl wie den Kreaturen: findet doch Gott noch eine Stätte in der Seele, darin er leben mag, so ist die Seele noch nicht tot, noch nicht ausgegangen in das Nichts ihres erschaffenen Wesens. Denn Sterben, eigentlich gesprochen, ist nichts anderes als ein Entwerden von allem Was. Womit ich nicht sagen will, daß diese Daseinsform der Seele so zunichte werde, als sie es war, eh sie geschaffen ward: dieses Zunichtewerden gilt nur vom Behalten und Besitzen.

Alles büßt hier die Seele ein, Gott und alle Kreaturen. Dies klingt wunderlich, daß die Seele auch Gott verlieren müsse! Ich behaupte: es ist ihr, um vollkommen zu werden, in gewisser Weise

sogar nötiger, daß sie Gott einbüße, als die Kreatur! Immerhin, es muß alles verloren sein, der Seele Bestehn muß sein auf einem freien Nichts! Das ist ja auch einzig Gottes Absicht, daß die Seele ihren Gott verliere. Denn solange sie einen Gott hat, Gott erkennt, von Gott weiß, so lange ist sie getrennt von Gott. Das ist Gottes Ziel: sich zunichte zu machen in der Seele, auf daß auch die Seele sich verliere. Denn daß Gott „Gott" heißt, das hat er von den Kreaturen. Da die Seele eine Kreatur ward, da erst erhielt sie einen Gott. Indem sie nun das ‚Geschöpf'-Sein wieder abstreift: dabei bleibt doch Gott vor sich selber, was er ist. Und das ist die größte Ehre, die die Seele Gott antun kann, daß sie ihn sich selber überlasse und sie seiner ledig stehe.

Das also hat es auf sich mit diesem untersten Tod der Seele, daß sie damit göttlich werden soll.

Diese Menschen nun sind kaum herauszukennen. Wie Paulus spricht: ihr seid tot und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Man könnte fragen, ob diese Menschen nicht doch ihrer innerlichen Tüchtigkeit nach außen irgendwie Ausdruck geben? Und ich antworte: ja! So wie Christus, der ein Bild ist aller Vollkommenheit, wie der, fern aller eigenen Bedürftigkeit, nach außen hin ein Licht war für alle Menschen, so sind auch diese Menschen in gottgleicher Verfassung und selbstlosem Auftun hinausgekehrt zu allen Menschen.

So viel über den ersten Ausgang, darin die Seele aus ihrem Geschöpfeswesen ausgehn soll, zu suchen das Reich Gottes. Zum andern Mal nun soll sie ausgehn aus dem Wesen, welches ihr zukommt im ewigen Urbild. Der Seele Urbild sprechen die Meister an als einen göttlichen Selbsterkennungsakt. Das göttliche Selbsterkennen nun in Person ist: der Sohn. Dieser ist somit zugleich das Musterbild aller Kreaturen, und ein Abbild des Vaters, in welchem Ebenbilde schweben die Wesenheiten aller Kreaturen. Wenn nun die Seele ihr geschaffenes Wesen abstreift, so leuchtet ihr das unerschaffene Urbild auf, in welchem auch sie sich findet als ein Unerschaffenes. Denn alles in diesem Urbild Einbegriffene nimmt teil an dessen Eigenschaft.

Aus ihm also muß die Seele ausgehn, und das muß sie tun vermöge eines göttlichen Todes. Das nämlich spürt die Seele innerlich, daß weder dies Urbild noch dieses Wesen das ist, was sie sucht: weil sie in ihm noch sich befangen erkennt in Unterschied und Mannigfaltigkeit. Schon jene untersten Bestimmungen, die wir an der Gottheit feststellten, sind ein Mannigfaltiges. Da nun auch dies ihr ewiges Wesen, in welchem die Seele sich nunmehr findet, der Eigenschaft des ewigen Urbilds gemäß zum Mannigfaltigen gehört — denn die Personen fallen ins Bereich der Unterscheidung — so durchbricht die Seele ihr ewiges Urbild, auf daß sie hingelange, wo Gott ein Reich ist in reiner Einigkeit! Darum behauptet ein Meister, der Durchbruch der Seele sei etwas Höheres als ihr erster Hervorgang. Wie auch Christus sagt: niemand kommt zum Vater, denn durch mich! Christus ist das Urbild. Also ist der Seele Bleiben nicht in ihm, sondern sie muß, wie er selber sagt, durch ihn hindurch.

Dieses Durchbrechen, das ist der zweite Tod des Geistes. Er ist weit wichtiger als der erste; von ihm spricht Sankt Johannes: Selig sind die Toten, die im Herrn sterben.

„Da hört nur Wunder über Wunder: wie mag in dem ein Sterben sein, der selber von sich sagt, er sei das Leben?"

Dazu antworten wir: Schon recht! In der Geburt des Sohnes sind alle Kreaturen hervorgegangen und haben Leben und Wesen empfangen, als Leben also erbilden alle Dinge sich im Sohn. Wenn nun aber die Seele wieder hereinkommen soll, so muß sie auf die Zugehörigkeit zu ihm verzichten. Und wie die Meister lehren: „indem der Sohn sich zurückwendet zur einigen göttlichen Natur, büßt er seine Eigenschaft als Person ein, er verliert sich in die Einheit des Wesens", entsprechend behaupte ich auch von der Seele: wann sie durchbricht und sich wieder in ihr ewiges Urbild verliert, das ist das Sterben, mit dem die Seele hineinstirbt in Gott. Indem aber damit Gott für den Geist nicht mehr da ist, gibt es, wie Sankt Dionysius bemerkt, auch das ewige Urbild für ihn nicht mehr, das doch sein Ursprung ist. Im Urbild kommt der Seele noch Gleichheit zu; denn der Sohn ist dem

Vater gleich. Aber wo sie eins sind, im Wesen, da sind sie nicht gleich: denn Gleichheit steht immer auf Unterschied. Entsprechend behaupte ich von der Seele: soll sie in die göttliche Einheit eingehen, so muß sie die Gottgleichheit abstreifen, die ihr im ewigen Urbild zukommt. Daher kann Dionysius sagen: die höchste Lust des Geistes sei geknüpft an das Zunichtewerden seines Urbilds. Gott, so äußert ein heidnischer Meister, ist ein solcher, dessen Nichtsein die Welt erfüllt, und die Stätte seines Daseins ist nirgends. Gottes Dasein wird daher nicht gefunden von der Seele, es sei denn, daß sie selber aufgehört habe dazusein, wie immer sie sich finden mag: als etwas Erschaffenes — oder als Unerschaffenes, wie hier besprochen ist beim Urbild. Wer zu Gott kommen will, spricht ein Meister, der komme als ein Nichts!

Dies der zweite Tod und zweite Ausgang, da die Seele aus dem Wesen, welches sie im ewigen Urbild hat, ausgeht, das Reich Gottes zu suchen. Das dritte Wesen, aus dem sie gehen soll, ist: die zeugungsmächtige göttliche Natur.

Die als schöpferisch sich darstellt im Vater. Und Gott der Vater, so lehren die Meister übereinstimmend, wird seiner Natur sich bewußt, indem er zum Quell wird des Wortes und aller Kreaturen. (Die Meister betonen den Unterschied zwischen Wesen und Natur. Aber das Wesen, wiefern es schöpferisch wird im Vater, ist selber die Natur. Also ist der Unterschied nur begrifflich.) Und zwar, sobald Gott überhaupt zum Schöpfer wird, da erblicken, wenigstens der Anlage nach, alle Kreaturen das Licht der Welt.

Aber hierin ergreifen wir die göttliche Einheit noch nicht in ihrer höchsten Form, darum ist auch hier der Seele Bleiben nicht. Vernehmt es wohl: auch all der göttlichen Regsamkeit, die wir bezeichnen als die göttliche Natur, muß die Seele sterben, soll sie gelangen in Gottes Wesentlichstes, wo er alles Wirkens müßig steht! Denn das Urbild der Seele, das schaut sonder Schranke die in sich wesende Gottheit, wie sie frei und ledig ist von aller Tätigkeit, gibt also zugleich eine Anweisung, wohin die Seele abermals soll geleitet werden mit ihrem Sterben.

Wohlan! nun merket auf! Die Gottheit schwebt in sich selber,

sie ist sich selber ihre Welt. Gott daher, als die Gottheit, ist höher als alles, was je ein Geschöpf als solches begriffen hat oder noch begreifen mag: er wohnt, wie Paulus sagt, in einem Lichte, da niemand hingelangen kann. Wenn also die Seele ausgegangen ist aus ihrem geschaffnen Wesen, und weiter aus ihrem unerschaffnen Wesen, in welchem sie sich im Urbild findet, und gekommen ist in die göttliche Natur, und sie's auch da noch nicht ergreift, das Reich Gottes, und ihr aufgeht, daß in dieses keine Kreatur gelangen kann: so erwacht ihr Selbstgefühl, und geht ihren eignen Weg und kümmert um Gott sich fürder nicht! Und hier denn endlich stirbt sie ihren höchsten Tod. In diesem Tode schwindet ihr alles Begehren, und alle Bilder, und alles Verstehen, und alle Gestalt: sie geht alles Daseins verlustig. Und dessen seid so sicher, wie daß Gott lebt: so wenig ein Toter, der leiblich tot ist, sich selber zu bewegen vermag, so wenig vermag die Seele, die also geistlich tot ist, noch irgend einen Anhalt, irgend eine Erscheinung darzubieten für andere Menschen. Dieser Geist ist tot und begraben in die Gottheit: und die Gottheit lebt für niemand anders, als für sich selber. Ei, edle Seele, erprob es doch mit dieser Herrlichkeit! Freilich, solang es so mit dir steht, daß du dich nicht allzumal darangibst und nicht dich selber ertränkst in diesem grundlosen Meere der Gottheit, so kannst du ihn nicht kennen lernen, diesen göttlichen Tod!

Wenn so die Seele sich selber verliert in all der Weise, wie hier ausgeführt ist, so findet sie: daß sie das selber ist, was sie so lange erfolglos gesucht hatte: Im Urbild, darin Gott weset in seiner vollen Gottheit, als selber in sich ein Reich, hier erkennt die Seele ihre eigene „Schönheit". Und soll nun „ausgehn": auf daß sie gelangen möge in sich selber, und hier gewahr werde, wie sie und Gott nur eine Seligkeit, nur ein Reich ist. Das sie somit schließlich ohne Suchen gefunden hat. Gemäß dem Worte des Propheten: Ich habe meine Seele ausgeschüttet — in mich selbst!

Dieses spricht Sankt Paulus: „Ich habe für unwert geachtet die Leiden dieser Zeit gegenüber der künftigen Glorie, die an uns soll geoffenbart werden.“ Wohlan! so gib denn ernstlich Acht: ich habe ehedem behauptet, und behaupte es noch, daß ich jetzt schon alles das besitze, was mir in Ewigkeit beschieden ist! Denn Gott mit aller seiner Seligkeit und in der Fülle seiner Gottheit wohnt jenem Urbild ein. Aber es ist verborgen vor der Seele. (Wie der Prophet spricht: Wahrlich, Herr, du bist ein verborgener Gott!) Diesen Schatz des Gottesreichs, den hat die Zeit verborgen und Mannigfaltigkeit und eigene Werke der Seele, kurz ihre Geschöpfesart. Im Maße aber, wie sich die Seele fortschreitend scheidet von aller dieser Mannigfaltigkeit, im selben Maß enthüllt sich in ihr das Reich Gottes. Freilich vermag die Seele dies nur mit Hilfe der Gnade: wenn sie diese Entdeckung macht, so hat ihr die dazu geholfen. Was ja nur natürlich ist bei dem Urbild: Hier ist die Seele Gott! Und da genießt sie aller Dinge und verfügt über sie, wie Gott. Hier empfängt die Seele nichts mehr, weder von Gott, noch von Kreaturen. Denn sie ist selber, was sie hält, und nimmt alles nur aus ihrem Eignen. Hier ist Seele und Gottheit eins. Hier endlich hat sie gefunden, daß das Reich Gottes ist: sie selbst!

Nun möcht man fragen: was wohl die trefflichste Übung wär, damit die Seele dazu möchte kommen?

Dazu antworten wir also: Dies, daß sie Gott gehorsam bleibe bis in den Tod und sich vorm Tod nicht scheue. Wie Sankt Paulus spricht: „Christus ist dem Vater gehorsam gewesen bis zu dem Tod am Kreuz; darum hat er ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Entsprechend behaupte ich auch von der Seele: wenn wirklich sie Gott gehorsam bleibt bis in den Tod, so wird er sie erhöhen und gibt ihr einen neuen Namen, der über alle Namen ist. Wie die Gottheit namenlos ist und jeder Nennung fern, so ist auch die Seele namenlos. Denn sie ist dasselbe wie Gott. Woher auch Christus sagt: „Ich heiße euch jetzo nicht mehr meine Knechte, sondern meine Freunde. Denn alles, was ich von meinem Vater

gehört habe, das hab ich euch geoffenbart." Ein Freund ist ein ander Ich, spricht ein Heide. Gott ist darum mein ander Ich geworden, damit ich sein ander Er würd'. Oder mit Augustinus: Gott ist Mensch geworden, auf daß der Mensch Gott würde. In Gott nun empfängt sie ein neues Leben: hier steht die Seele auf aus dem Tod in das Leben der Gottheit. Hier geußt Gott in sie all seine göttliche Fülle, hier empfängt sie den neuen Namen, der über alle Namen ist.

Wir sind, sagt Sankt Johannes, aus dem Tod eingegangen in das Leben, wenn wir lieben. Dasselbe ist gemeint, wenn Christus spricht: Suchet am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!

Weiter laßt uns erwägen, wie alle Dinge uns zufallen sollen! Diesen Satz verstehen wir auf zweierlei Weise. — Der erste Sinn ist dieser. Was es irgend Vollkommenes gibt in den Dingen der Welt, das finden wir im ersten Reich. — Zum zweiten liegt darin die Mahnung, diese Vollkommenheit festzuhalten in allen unseren Werken: der Mensch soll all seine Werke verrichten aus der Ordnung des Gottesreichs. Ihr könnt sicher sein: handelt einer so, daß seine Werke ihn geringer zu machen vermögen, so handelt er nicht aus der Ordnung des Gottesreichs! Darum wenn unsere Werke zustande kommen nach Menschenweise, so fällt gar bald Unkraut und Unfriede unter sie; wirkt der Mensch sie aber im Gottesreich, so bleibt er im Frieden in allen seinen Werken. „Da Gott alle Dinge gemacht hatte, da sah er sie an, und sie waren gut", sagt die Schrift. Entsprechend behaupte ich auch von der Seele: wofern sie alle ihre Werke ansieht im Gottesreich, so sind sie alle vollkommen; denn alle Werke sind da gleich, mein geringstes ist da mein größtes, und mein größtes mein geringstes. Dagegen, gehören die Werke dem Menschen an, so sind sie unvollkommen. Denn an sich sind Werke etwas Mannigfaltiges und bringen den Menschen in Mannigfaltigkeit, darum sitzt man mit ihnen immer hart am Rande des

Unfriedens. Woher Christus mahnt: „Martha! mit vielen Dingen machst du dir Sorge; eins ist not!“ Glaubt mir: zur Vollkommenheit gehört auch dies, daß einer also sich empormache in seinem Wirken, daß alle seine Werke zusammengehen zu einem Werk. Das muß geschehen im Gottesreich, wo der Mensch Gott ist. Da antworten ihm alle Dinge auf göttlich, da auch ist der Mensch ein Herr aller seiner Werke. Denn ich sag euch für wahr: alle die Werke, die der Mensch zustande bringt außerhalb des Gottesreichs, das sind alles tote Werke, aber die er vollbringt im Gottesreich, das sind lebendige Werke. „Gott hat Liebe zu seinem Werk“, spricht von ihnen der Prophet. Und so wenig Gott entfriedet und gewandelt wird von allen seinen Werken, so wenig wird es auch die Seele, so lange sie wirkt aus der Ordnung des Reiches Gottes. Darum diese Menschen, sie wirken, oder wirken nicht, inzwischen stehn sie gänzlich ungerührt! Denn Werke geben ihnen nichts, und nehmen ihnen nichts.

So ist das Wort zu verstehn: Alle Dinge werden euch zufallen.

Diese Rede ist niemand gesagt, denn der sie schon sein nennt als eigenes Leben, oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens. — Daß uns dies offenbar werde, des helf uns Gott! Amen!

Anhang

Anmerkungen

1. Geistliche Unterweisung

In einer alten Zuschrift bezeichnet als „die Reden der Unterweisung, die der Vikar von Thüringen und Prior von Erfurt, Bruder Eckehart Predigerordens, im Kreise von Beichtkindern gehalten, die dann bei der Aussprache eine Fülle von Fragen stellten, da sie zu Tischgesprächen beieinander saßen".

Die Schrift fällt hiernach in Eckeharts Frühzeit — vor die erste Pariser Reise (1300). Sie ist entstanden aus einem Zyklus geistlicher Tischreden (Kollazien), die der Vortragende, wohl auf Wunsch seiner Hörer, hinterdrein selber aufzeichnet — siehe die Bemerkung auf Seite 43. Dazu stimmt, daß das Ergebnis der anschließenden Diskussion meist mit verarbeitet ist. Ein geschlossener Aufbau ist — in der Gestalt, wie sie auf uns gekommen — nicht erkennbar: die Schrift stellt sich als eine lockere Folge ziemlich selbständiger Ausführungen dar. Die übliche Einleitung fehlt.

Als Zuhörerinnen der Vorträge haben wir uns die Insassen eines Beginenhauses zu denken, Frauen also, die bei religiös ausgerichteter, genossenschaftlicher Lebensführung doch den Arbeitszusammenhang mit der Welt festhalten. An sie — im Unterschiede von den Berufsfrommen, den Mönchen und Nonnen — wendet sich der Trost, daß es zum Heile keiner sonderlichen Weisen und Veranstaltungen bedürfe, an sie das Lob des arbeitsamen Lebens, an sie der Zuspruch, die innerliche Einsamkeit und den wesenhaften Gott hinauszutragen in das Getümmel der Welt.

Es ist eine Unterweisung für anhebende Menschen: sie wahrt den Ton schlichter Erbaulichkeit, meidet das Kecke und Geistreiche, hält zurück mit den Feinheiten und Intimitäten der Gotteslehre. Die überlieferte Vorstellungsweise wird geschont, ohne daß doch der Sprecher seine überlegene Einsicht verleugnete: die Behandlung der Sakramente (im zwölften Kapitel) ist ein Muster maßvollen Vorwärtsführens. In absichtlicher Beschränkung auf die Bedürfnisse eines einfachen Gemütes gibt Bruder Eckehart hier seine religiöse Elementarlehre: aber die Tiefen seiner Wesensschau und die Gluten der Vergottung schimmern durch und geben allem Farbe und Wärme.

Die Überlieferung läßt zu wünschen übrig. Pfeiffers Text (Traktat XVII) bedarf sehr der Besserung. Eine wertvolle Hilfe bietet eine erweiternde Umschrift unseres Traktates, die unter der Benennung de praecipuis quibusdam virtutibus

unter Ruisbrocks Werken steht (Werke, Gent 1860, Teil III); schon Lasson hat sie herangezogen. Unzulänglich ist bei Pf. auch Satzgliederung und Kapiteleinteilung. Die alte Einteilung in kleine betitelte Abschnitte, die sich um den durchgehenden Zusammenhang nicht kümmert, ist hier gegen eine Kapitelteilung eingetauscht, die den einzelnen geschlossenen Ausführungen gerecht wird. — Die Angabe der abweichenden Lesarten beschränkt sich auf das Wichtigste.

S. 8 Z. 32. „ohne Dach und Decke leben" — *im ellende sin:* das heimatlose Leben des fahrenden Begarden, der fahrenden Begine, die mit dem Rufe „Brot durch Gott" als Bettler das Land durchzogen. — „Klause" Bezeichnung für ein Beginenhaus, das die regulierten und arbeitenden Beginen umschloß. „Elend", „Klause" und „Kloster" umschreiben für jene Zeit die Hauptformen eines sonderlich religiösen Lebens.

S. 13 Z. 29 lies: *wenne er alliu dinc götliche nimt.*

S. 15 Z. 23. „dem Gott auch zur Welt geworden wär" — *dem got alles were worden,* vgl. S. 12 Z. 13.

S. 18 Z. 10 lies: *wölte ich als vil wissen han.*

S. 19 Z. 23. „wo man seiner gerad bedarf" — *da man sin iht not hat;* bestätigt durch Ruisbrock (R.). — Ebenso Z. 30: *swaz der mensche von minnen lat.*

S. 21 Z. 15. „im Himmel" geht auf den mythologischen Himmel über den die Kirche, zumal durch das Mittel bezahlter Seelenmessen Gewalt hat.

S. 21 Z. 27. „Ist die Zunge bekleidet mit Bitterkeit" vgl. Buch vom Troste S. 80 Z. 35 dieses Bandes.

S. 22 Z. 1. „vor Gott ist nie ein Leid" — ebenso im Trost S. 80 oben.

S. 22 Z. 21 „Gottes missen" — *gotes gemissen.* R.

S. 23 Z. 11 „der wird auch nicht wollen" — ebenso im Trost S. 57 unten. Die Bulle von 1329 erklärte den Satz im Artikel 14 für ketzerisch.

S. 23 Z. 27. „Gott ist ein Gott der Gegenwart" — nach R.

S. 25 Kap. 9 Anfang: *ware und volkomene minne.* Lasson (L.).

S. 26 Z. 3. „entgegennimmt" — *wan er in nimet.*

S. 27 Z. 28 „und allezeit nur ihn im Auge haben" — *und meinen in alle zeit alleine.* L.

S. 29 Z. 3 „so kommt er doch nicht weiter als vor die Tür" — vgl. Band I S. 106 oben und S. 138 unten.

S. 29 Z. 11 *and habe die maht solchs ze tuon.* L.

S. 29 Z. 32 *wandelung der weise machet ein unstet wesen und gemüte.*

S. 30 Z. 1. *solicher heiligen die ser hart gewesen sint in penitenzien.* R.

S. 31 Z. 25 ff. Derselbe Gedanke im **Trost**, S. 82 Mitte.

S. 31 Z. 33. „so mit Gott geeint" — *inwendic gote so geeint sin.*

S. 32 Z. 15. *zu aller zit, unz daz.*

S. 32 Z. 15. Das zu Eingang des Kapitels aufgeworfene Problem ist hiermit erledigt. Im Orginal folgt noch ein Absatz, der inhaltlich nach S. 31 unten gehört. Er sei hier nachgetragen:

„Nur um diesethalben läßt der getreue Gott es zu, daß manchmal auch seine Freunde in Schwachheit fallen: damit ihnen aller Halt abgehe, darauf sie sich stützen oder verlassen könnten. Denn natürlich wär's einem eifrigen Menschen ein großer Triumph, wenn er etwas recht Erkleckliches vermöchte, sei's im Wachen, Fasten oder anderm, sonderlich in großen und schweren Dingen — eine große Genugtuung ist ihnen das und ein Steuer und eine Hoffnung. Womit denn ihre Werke ihnen einen Halt geben und eine Zuversicht! Das will unser Herr ihnen benehmen, er will, daß er alleine ihr Anhalt und ihr Zuverlaß sei. Und das einzig nur aus seiner einfaltigen Güte und Barmherzigkeit. Denn bei Gott bedarf es für sein Tun weiter nichts als seiner Güte: nicht etwa tragen unsere Werke dazu bei, daß Gott uns etwas gebe, etwas tue. Deswegen will unser Herr, daß seine Freunde den Ihren entfallen, und zu diesem Zweck löst er sie los von jenem Anhalt, auf daß er alleine ihr Halt sein müsse. Denn er will ihnen Großes geben, und zwar einzig um seiner freien Güte willen: er soll ihr Enthalt und ihr Trost sein, sie aber sollen als ein lautres Nichts sich finden und achten angesichts aller der großen Gaben Gottes. Denn je gelöster und lediger das Gemüt sich auf Gott wirft, von ihm sich tragen läßt, je tiefer man in Gott gesetzt und aller der köstlichen Gaben Gottes umso empfänglicher wird. Der Mensch also baue allein auf Gott."

S. 33 Z. 21 lies: *und werdent gerende zuo götlichen dingen.*

S. 35 Z. 24. *diu get die sel niht an.*

S. 36 Z. 28. *sol dan es wol zuo gen ane groz bekümbernüsse, so.*

S. 37 Z. 13. *einem ungeübten menschen.*

S. 37 Z. 23. „Das andere betrifft" — *das ander daz sein inwendic bilde.*

S. 37 Z. 33. vgl. Band I S. 95 Z. 14.

S. 38 Z. 24 lies: *der dinge ledecliche gebruchen.* **L.**

S. 39 Z. 28. *man verderbet die gabe.*

S. 40 Z. 35. „in diesem Zustand der Verlassenheit" — *als man so gar von ime gelassen ist.*

S. 41 Kapitel 14 wiederholt, z. T. wörtlich, Ausführungen des 11. Kapitels, daher hier etwas gekürzt.

S. 42 Z. 31. „Gott ist nicht ein Zerstörer der Natur“ — vgl. Band I S. 93.

S. 43 Z. 25. „ohne jede Betätigung“ *an einic werc.* L.

S. 45 Z. 14. *ze siner friunde eigen.*

S. 46 Z. 4. „jeder andere wäre nicht“ — lies: *weder were niht* —. Z. 9—12 Interpunktion!

S. 48 Z. 10. „wo er es anders will“: *da got niht wölte würken oder geben.* — Z. 12. *so weren alle gabe in mir.* — Z. 26. *umbe daz die in in fride haben, die.*

2. Das Buch vom Troste

Nach der einzigen erhaltenen Handschrift, dem ‚Karthäuser zu Basel‘ (jetzt Universitätsbibl. B IX 15). Dort als *buoch der götlichen tröstung* bezeichnet. Mit dem Sermon vom edlen Menschen zusammen bildete es das Buch Benedictus, welches Meister Eckehart, wie es in der Rechtfertigungsschrift von 1326 heißt, „deutsch verfaßt und der Königin von Ungarn — wohl seiner Ordensschwester Elsbeth, der rechtmäßigen Thronerbin von Ungarn, die dem Orden von 1308 bis 1336 angehörte — geschickt hat“. Die genannte Schrift führt, in 15 Artikeln, eine Reihe längerer Stellen, die von der Inquisition beanstandet waren, in wortgetreuer lateinischer Übersetzung an: sie ermöglichen uns, die Handschrift an einem von Eckehart selber beglaubigten Texte zu kontrollieren. So ergab sich als Unterlage ein erheblich besserer Text, als Pfeiffers ungenaue Wiedergabe der Handschrift (Traktat V) ihn bietet.

Eine Schrift für Laien, der Praxis des Seelsorgers entsprungen. Demgemäß der volkstümliche, oft humorvolle Ausdruck, der kunstlose übersichtliche Aufbau. E. benutzte dabei früher gehaltene Predigten. Den Höhepunkt bildet die Lehre vom innern Werk: sie findet ihre Ergänzung in der Lehre vom innern Menschen, die der Sermon vom edlen Menschen vorträgt. Auch hier läßt E. seine Theologie, seine Lehre von der Gottheit aus dem Spiel, bringt aber dafür die ethische Seite seiner Grundanschauung immer klarer und eindringlicher zum Ausdruck.

S. 52 Z. 3. „bis auf den Unterschied“ — *sunder gebern und geborn werden. Unt doch gebern der güti unde geborn werden in dem guoten ist allein ein wesen, ein leben.* Artikel IV.

S. 52 Z. 7. Handschrift (Hs.). — Z. 8. *unde würket mit der güti* Hs.

S. 52 Z. 14. *der name oder daz wort güeti.*

S. 55 Z. 27. „Mein Herz und meine Liebe" — cor me umet amcr meus dat bonitatem creature, quod est propietas dei. Artikel VI. Fehlt im deutschen Text.

S. 56 Z. 7. *ungetrost unt unruwig.* Hs.

S. 56 Z. 28 *am rat der* [illegible] Hs.

S. 57 Z. 18 *einen andern dich, wan ich enwil nit denn dich.* Hs.

S. 58 Z. 16. „Weil es ein Widerspruch ist" — *wan ungeliche ist.*

S. 59 Z. 9—14. Textverderbnis. *und also got bekenne, als got in bekennt;* Anspielung auf 1. Cor. 13, 12

S. 59 Z. 15. *das ewic leben ist got bekennen alleine.* Hs.

S. 60 Z. 4. *doch sunder leit, unz ich neme.* — Z. 5. *Ein sogetan leit ist als eine volkomenheit. Was sie kumet.*

S. 60 Z. 18. *wil got geben, des ich beger.* Hs.

S. 60 Z. 29. „Auch dies ein Trost" — dieser sonderbare Trost erklärt sich aus der Rechtsanschauung der Zeit: er gründet sich auf die altgermanische Einrichtung des Buß- und Wergeldes, mit dessen Annahme sich der Verletzte des Rechts der Rache begibt. Natürlich schätzt Eckehart, der immer darauf dringt, man dürfe keinerlei Warum haben, dieses Markten mit Gott nicht sonderlich hoch ein. Etwas ironisch bezeichnet er daher diese Art als solche, die „mit einem Auge ins ewige Leben kommen".

S. 61 Z. 21. „aber auch wenn das nicht der Fall wäre" — in Eckeharts System ist kein Platz für die Erbsünde.

S. 64 Z. 17. *unt sunderlichen mit unt zuo dem ersten.* Hs.

S. 64 Z. 25. *von zweien als ein, ein als ein, niennen zwei.*

S. 65 Z. 11. *unt ir beitet der erste funke niht.*

S. 65 Z. 27. *unt einet got unt sich in got, unde siht got von antlüte ze antlüte, niht als in einem bilde oder gebildet.*

S. 66 Z. 5. „kein Feuer der Liebe": *kein fiur der minne.*

S. 66 Z. 23. *so ist do iemer ein wuthe.* Hs.

S. 66 Z. 34. *daz diu sele die gelichnüsse hasset.* Art. X.

S. 67 Z. 8. *aber geburt des fiures, mit lust, ist.*

S. 70 Z. 2. *guot umb güti wellen, da alles.* Hs.

S. 70 Z. 4. *daran ouch gelich gotte, von dem.* Hs.

S. 71 Z. 15. „und nimmt teil": *unt ist gemeinet götlicher eigenschaft.*

S. 71 Z. 24. *mer das inre werc hat in im allezeit beschlossen alle grözi, weiti und lengi des uzren werkes. Der nimet . . .*

S. 73 Z. 2. Hs. — Z. 10. Hs.

S. 73 Z. 29. *Dieses nu meinet ouch noch.* — S. 74 Z. 3. Hs.

S. 74 Z. 10. *werl geboren nie geberen.*

S. 74 Z. 26. *Nith geliten han leiden. Er hat, das er minnet: er minnet . . .* Hs., ebenso Art. XII.

S. 75 Z. 13. „Davon, wie der Seele" — *von dem, wie das innigost.* Hs. Pfeiffer, der den Sermon vom edlen Menschen nicht kannte, zerstört diesen Hinweis auf den zweiten Teil des Buches Benedictus durch ein eingeflicktes *nim.*

S. 75 Z. 25. „dies Aussichselberfließen": *der usflus.* Hs.

S. 76 Z. 12. *nith überes.*

S. 76 Z. 22. *nieman ist, da der sun ist, denne der.*

S. 78 Z. 1. *einen herren, der gewene, so.*

S. 83 Z. 4. *gewürken mac, ob ouch.*

3. Vom edlen Menschen

schließt sich im ‚Karthäuser' an das *bouch der götlichen tröstung,* als der zweite Teil des Buches Benedictus. Am Schluß der Vermerk: Explicit liber Benedictus. Die Zugehörigkeit wird bestätigt durch die Rechtfertigungsschrift von 1326: von den 15 Artikeln aus dem Buche Benedictus entfallen die beiden letzten auf unsern Sermon. Wir besitzen in ihm die erste erweislich von Eckehart selber niedergeschriebene deutsche Predigt. Der Text ist, von geringfügigen Versehen abgesehen, vorzüglich erhalten.

S. 90 Z. 31. „keine vernünftige Seele" bis (S. 91 Z. 2) „zu Gott!" — von der Inquisition gerügt als Art. 14. Eckeh. erwidert, es handle sich um ein Zitat aus Cicero („Tullius"), Seneca, Origenes: ‚diese mögen für sich selber antworten!'

S. 91 Z. 9. „noch in sich ausgelöscht werden kann" — mit dem Bilde des göttlichen Samenkorns hatte der Schriftsteller begonnen; der geläufigere Name des ‚Fünkleins', der ihm ungesprochen auf der Zunge schwebt, schiebt sich nunmehr mit seinem Vorstellungskreise an die Stelle.

S. 93 Z. 9. Das Original zieht, uns heute wenig förderſam, zur Bekräftigung noch die Vorschrift des Paulus an: ‚die Frauen sollen das Haupt bedeckt tragen, die Männer aber bloß', sowie eine angebliche Psalmstelle: ‚Ob auch auf den Menschen falle allerlei Nichtiges an Leiden und Jammer, dennoch bleibt er in dem Bilde Gottes und das Bild Gottes in ihm.'

S. 97 Z. 22. Ezechiel 17, 3—4.

4. Maria und Martha

Pfeiffer, Predigt Nr. 9. Keine Nachschrift, sondern, wie S. 101 Z. 16 beweist, eine Schrift in Predigtform, ein Sermon, ursprünglich offenbar bestimmt für die Insassen eines Beginenhauses. Die übliche Auslegung des Christuswortes, als solle Maria über Martha gestellt werden, ist auch Eckehart geläufig. Mit unverkennbarem Bezuge wird diesmal die Bewertung umgekehrt: Maria, die untätig ihren Gefühlen hingegebene, stellt den Typus der Nonne, Martha, die aus gefestetem Seelengrunde heraus tätige, den der rechten Begine dar. Das Leben mühseliger Arbeit an den Dingen der Welt, wofern es einem vergotteten Grunde entquillt, stellt Eckehart, wie auch sonst, über das beschauliche, unerprobte Leben der bloßen Berufsfrommen.

S. 98 Z. 27. lies: *auf das innigste* (geschrieben: *ynngeste) des er begert.*

S. 98 Z. 29. *das hat unterscheid, allen lieben friunden gotes* (skizzierende Ausdrucksweise, wie überhaupt zu Anfang). Oder: *des hant unterscheid an den lieben friunden gotes.*

S. 98 Z. 32. *das gat abe den lieben friunden gotes. Sinneliche genügede daz ist nach den inren sinnen.*

S. 99 Z. 22. *Da er sich selben alleine siht, da merket er baz.*

S. 99 Z. 27. *unde was doch niht bildliche weise in im.*

S. 100 Z. 4. *Das ênder (ehender) was ein lieplich minnen.*

S. 100 Z. 21. *das got von der zeit.* L.

S. 101 Z. 1. *daz ir des niht enbreste.*

S. 101 Z. 27. *mit vernünftiger lebelicher warheit.*

S. 102 Z. 6. *Und zwei-eines ist ein brinnender geist.*

S. 102 Z. 11 *sie ensint got, wanda wirt got, da der geist ist frei.*

S. 105 Z. 21 *der sinnreiche Wille gebristet lere.*

5. Von den Himmelskräften

Pfeiffer, Predigt Nr. 67, nach einer Wiener Handschrift. Dazu die Auszüge in Pfeiffers sogenanntem Traktat III (einer Stellensammlung vorwiegend aus Eckehart) S. 420 ff. Nicht in der unmittelbaren Art, die E. sonst eigen ist: mit ihrem künstlichen Aufbau, dem Streben nach Gleichklang, der Häufung tönender Substantive, den breit wogenden Perioden, die den Glanz und Schwung des himmlischen Vorstellungskreises widerspiegeln, trägt sie eher den Charakter einer wohl vorbereiteten Prunkrede. Gelegentlich der Ordenskapitel, die ja eine Fülle rednerischer Kräfte zusammenführten, pflegte ein förmliches Wettpredigen der angesehensten Redner stattzufinden. Einem An-

laß der Art dürfte unsere Predigt ihre Entstehung verdanken. Solche Versammlung von Kennern wird auch eine Kunstleistung wie die auf Seite 113 zu würdigen gewußt haben: wo der Redner die 7 Planeten und die 7 Seligpreisungen, beide in ihrer Ordnung, zum Kranze flicht.

S. 110 Z. 13. *eine unleipliche (immaterielle) nature.*

S. 110 Z. 22 „der Meister": Aristoteles.

S. 113 Z. 1. „im Buch der Geheimnisse": Offenbarung Johannis 1, 16.

S. 113 Z. 10. *Saturnus, ein fürber der englischen reinekeit.*

S. 115 Z. 23. *unde des wesennes in die wahrheit der dinge.*

S. 115 Z. 26. *und disiu bewegunge flist in den wilen.*

S. 116 Z. 12. *der viur ist.*

6. Austreibung

Nach dem Basler Druck von 1521, der vor Pfeiffer (Predigt Nr. 6) den Vorzug verdient. Dazu die Auszüge im „Traktat" III, Pfeiffer S. 408 ff. Der Druck stellt die Predigt nicht in den Eckehart-Anhang, sondern unter die Taulerpredigten (*fol.* CLXXXVI *b*), Eckeh.'s Verfasserschaft ist aber gesichert durch die Rechtfertigungsschrift von 1326. S. 121 Z. 14. *Stünde eine sele gelich dem obersten engel, eins menschen, der* (vgl. Pf. 408, 37).

S. 121 Z. 19. „da ihr Unterschub zu leisten" — *und das si got hat understanden, das muoste von not sein* (vgl. Pf. 409, 2).

S. 122 Z. 12. *und sprichet alle vernünftige geiste in dem worte gleich dem selben worte, nach des bilde: als es inne bleibende ist, doch der sun es usliuhtende ist, daz als ein ieclicher ‚wort bei ime selber' ist.*

S. 123 Z. 11. *mit ir selbes liht.*

S. 123 Z. 23—25. „Dann ist der äußere Mensch" — von der Inquisition beanstandet.

7. Vom magdlichen Weibe

Basler Druck; vgl. Pfeiffer, Predigt Nr. 8. Von der Leyen (Zeitschrift f. Deutsche Philologie Bd. XXXVIII S. 177) hat die handschriftliche Überlieferung nachgeprüft, ohne doch den Text des Druckes bessern zu können. Mit Unrecht will er einer von Mißverständnissen strotzenden lateinischen Übersetzung (Koblenzer Handschrift) zuliebe den klaren Wortlaut der deutschen Texte

ändern. Nur einen beachtenswerten Hinweis (siehe die Anmerkung zu S. 124 Z. 12) bietet diese trübe Quelle, den aber v. d. L. sich gerade entgehen läßt. — Bestätigt wird unsere Predigt durch die Rechtfertigungsschrift von 1326: gerügt wurde der ganze Abschnitt über das Fünklein (S. 128, 129). Eckeh. bemerkt dazu: „In dieser Predigt, deren ich mich kaum noch entsinne, steht mancherlei Dunkles und Zweifelhaftes, das ich niemals gesagt habe. Immerhin ist richtig, wenn ebendort behauptet wird, daß Gott unter dem Begriffe des Wahren aufgefaßt wird von der Vernunft, unter dem Begriffe des Guten vom Willen, welches Kräfte der Seele sind: unter dem Begriffe des Seins aber schmiegt er sich in das Wesen der Seele. Es will das ein Hinweis darauf sein, daß der Mensch Gott lieben und suchen solle ohne jede Verkleidung, in keuscher, reiner Liebe."

S. 124 Z. 12. *Eya nu merkent mit flize diz wort: und wart empfangen von einem welbe.* So las es noch der Übersetzer, während in den deutschen Texten die Wiederholung der Bibelstellen ausgefallen ist. Diese Wiederholung beweist aber, daß Eckeh. nicht schon eingangs seine Auslegung in den Text geschoben haben kann, sondern pflichtgemäß den Bibeltext zunächst in genauer Übersetzung gegeben hat. Die überlieferte Fassung der Lektion: *unde wart empfangen von einer juncfrouwen, diu ein wip was*, ist also eine mißverständliche Zusammenziehung, die den Abschreibern zur Last fällt. Damit erledigt sich des trefflichen Riegers törichter Vorwurf: Eckeh. sei „imstande, sogar den Text der Übersetzung zu fälschen, wenn er die Auslegung, die er im Sinne hat, nicht anders anbringen kann." Eckeh. und nicht anbringen können!

S. 124 Z. 28. *in disem gegenwürtigen nu.* Stg. 2.

S. 126 Z. 21. „in der Seele gibt es eine Kraft" — die Vernunft.

S. 127 Z. 12. „weder Leid noch Folge": für solchen gibt es keine Zukunft; wie es denn gleich weiter heißt: *da-umb empfahet er niht niuwes von künftigen dingen.* V. d. Leyens Änderung: *niht leiden noch wol* widerspricht sowohl dem Zusammenhang wie E.'s Sprachgebrauch.

S. 127 Z. 14. *Disem menschen ist in der warheit wunder abgenommen.* So alle Handschriften. V. d. Leyen will *wunden*, eine Vermutung, die denn doch dem Sprachgefühl des Meisters zu nahe tritt, denn was wäre das für ein Deutsch: einem Wunden abnehmen. Diesem Menschen ist das Wunder abgenommen: weil es für den, der alle Dinge wesentlich in sich trägt, nichts Neues und Verwunderliches geben kann. Eine Eckeh. geläufige Vorstellung, siehe z. B. die Eckehartstelle bei Greith S. 148: „Da entfallen dem Geiste alle Wunder, wenn er sieht, daß er des Wunders an kein Ende kommen kann."

S. 127 Z. 16. *er wonet in einem nu allezeit niuwe grünende.*

S. 127 Z. 18. „Noch eine Kraft ist" — der Wille oder die Liebe.

S. 128 Z. 3. „ebenso gern" — *alse liep*, so alle Handschriften, grundlos will v. d. Leyen ändern in *alse liht.*

S. 128 Z. 14. „Kraft" — hier nicht in dem engeren Sinne von Seelenvermögen. Sondern es geht auf das reine Wesen der Seele (das Fünklein), das der Quellpunkt ist für die ‚Kräfte' der Seele.

S. 128 Z. 21. *unt es lachet der edelkeit und der weise.* Cbl. schreibt laget, im Sinne ähnlich der Lesart louget, leugnet, spricht Hohn.

8. Stark wie der Tod

Basler Druck von 1521, im Eckehart-Anhang (fol. CCLXXXI). Fehlt bei Pfeiffer. Im Inhalt und Ausdruck berührt die Predigt sich überall eng mit den gesicherten Eckehart-Schriften. Den Mangel einer ausdrücklichen Zuweisung teilt sie mit einer Reihe der besten Predigten. Von einigen ‚Modernisierungen' (so gleich eingangs der Ersetzung des alten minnerin durch das jüngere ‚Liebhaberin') abgesehen ein vorzüglich erhaltener Text.

9. Auf Sankt Benedictus

Basel 1521 (Pfeiffer Nr. 73).

S. 134 Z. 30. *es entwachset der gröze und der cite.*

S. 134 Z. 32. Im Original folgt, mangelhaft überliefert, eine kurze Betrachtung über den Unterschied von Vernunft und Willen.

10. Von den Gerechten

Basel 1521. Der vollere Wortlaut dieser Quelle steht der Sprechweise Eckeh.'s weit näher als die stark kürzende Fassung, welche Pfeiffer bietet (Predigt Nr. 59).

S. 138 Z. 11. „Bei früherer Gelegenheit" — siehe Band I S. 151.

S. 138 Z. 15. „Gott wird geboren in dem Gerechten" — der Begriff des Gerechten erweitert sich zum Begriff des Vergotteten.

S. 140 Z. 4. *noch durch inren friden.*

S. 140 Z. 15. *wan da ist allen leben.*

S. 141 Z. 19 — Z. 30 fehlt im Basler Druck.

S. 142 Z. 14. *wan er enweiz nieman minnen noch von nieman geminnt werden dan von ime alleine.*

11. Von den Hindernissen an wahrer Geistlichkeit

In keiner unserer Quellen in geschlossener Gestalt überliefert. Aber die Quellen fließen reichlich genug, um die Wiederherstellung zu ermöglichen. Wir besitzen: 1. eine flüchtige fehlerhafte Nachschrift der ganzen Predigt, die für den Wiederaufbau den Grundriß liefert; Pfeiffer 245, 21—249, 33, vom Herausgeber irrig einer Predigt über Vado ad eum qui misit me zugeteilt. 2. ein Fragment, umfassend die erste Hälfte (bis S. 147 Z. 12), Basler Druck von 1521 fol. CCLXII c, bei Pfeiffer als Predigt Nr. 75. 3. ein Bruchstück in der Handschrift B IX 15 der Basler Universitäts-Bibliothek, beginnend: *Der meister spricht: Nun han wir einen funken gesant,* gleichlaufend mit S. 145 Z. 11 bis S. 147 Z. 12; von Pfeiffer nicht benutzt, es bietet eine Anzahl wertvoller Lesarten. 4. an 2 anschließend, ein Fragment, umfassend die zweite Hälfte (bis S. 153 Z. 18), Pfeiffer, Predigt Nr. 76[1]. 5. Auszüge bei Greith (S. 138: Meister Eckehart spricht), und im sog. Traktat III Pfeiffer S. 405).

S. 148 Z. 6 „Ein eheliches Leben" — hier spielt der weitere Sinn des mittelhochdeutschen „Ehe" herein, es bezeichnet jegliche Bindung; ein „eheliches" Leben führt daher sowohl, wer sich unterm Sakrament der Ehe einem andern Menschen, als wer durch Übernahme der geistlichen Pflichten sich Gotte gelobt.

S. 148 Z. 8. „die sieben Zeiten" — die geistlichen Tageszeiten für die Übungen und Gebete.

S. 149 Z. 30. „womit sie sich doch nur an Visionen verlieren" — der Ausdruck „Visionen" betont nicht so sehr das Übernatürliche des Inhalts, sondern ist gemeint als exakter psychologicher Terminus: E. analysiert gleichsam das klinische Bild dieses religionspathologischen Falles: Statt sich zu unsinnlicher Geistigkeit zusammenzuraffen, zerlassen sich diese Leute in das Spiel ihrer Gesichtsbilder, zu denen sich dann bald entsprechende Gehörsbilder gesellen.

S. 151 Z. 25. „in die Einheit der heiligen Dreifaltigkeit" — die kirchenläufige Kollektivperson Gott, der eine Gott, der die drei Personen in sich befaßt. Dieser Begriff treibt über sich hinaus zum Begriff der Gottheit, in der die persönlichen Unterschiede gelöst und zu Lebensmomenten der Einheit herabgesetzt sind.

S. 152 Z. 26. „es wird solcher Seele gegeben" — die aufgezählten

Gaben entsprechen den drei Personen: des Geistes Gabe ist Lauterkeit, des Sohnes Weisheit, des Vaters Allmacht.

S. 153 Z. 25. „den unbeschaffenen Gott": die Gottheit.

12. Vom Gottesreich

Aus der von Jostes erschlossenen Nürnberger Quelle. Hier zuerst Eckehart zugewiesen. Daß, trotz Jostes, E. der Verfasser ist, ergibt sich einmal aus dem Selbstzeugnis des Schriftstellers, zum andern aus dem Vergleich mit den gesicherten Schriften, den lateinischen und den deutschen. Die Schrift führt die Gedanken der Abhandlung vom Schauen Gottes und der Predigt von der geistlichen Armut (siehe Band I) weiter. Ihre Entstehung fällt, da sie auf eine Aufstellung des Duns Scotus Bezug nimmt, in die Zeit nach Eckeharts zweitem Pariser Aufenthalt, nach 1311.

Das kleine geschlossene Werk bietet nichts geringeres, als einen gedrungenen Abriß des ganzen eckehartischen Systems. Der Magister beginnt's, der Meister endet's. Aus der scholastischen Gebundenheit des Anfangs erhebt es sich bald zu freiem, kühnem Schwunge, zu rückhaltloser Aussprache, so daß es als Ganzes dem Besten, was wir von E. besitzen, sich ebenbürtig an die Seite stellt.

Die Schrift gliedert sich in drei Hauptteile: einen theologischen (S. 154 bis S. 158), der von der Gottheit, einen psychologischen (S. 158 bis S. 161), der von der Seele als ihrem Ebenbilde handelt, und einen ethischen (S. 161 bis zum Schluß), der diese Wesensschau zur Lebensanweisung entfaltet.

Der erste Teil — in der Fassung, wie wir das Werk besitzen — leidet an Schwächen der äußeren Form, die das Verständnis sehr erschweren: die Mängel einer vorläufigen Niederschrift, die der ausrichtenden Hand hat entraten müssen, zu denen sich Mängel der Überlieferung gesellen. Zu Unzuträglichkeiten führt auch das Bestreben des Schriftstellers, durch Berufung auf „die Meister und Heiligen" seine Ausführungen eingängiger zu machen, sie als Gemeingut der Wissenschaft zu geben. Die Häufung der Belege, die zu der eigenen Fassung des Schriftstellers kaum etwas hinzubringen, verdunkelt manchmal den Grundgedanken und den Zusammenhang. Diese Schwächen peinlich nachzubilden, lag nicht im Sinne unserer Darbietung! Das Dickicht der Meistersprüche wurde etwas ausgeholzt, störende Wiederholungen getilgt, einige scholastische Subtili-

täten ausgelassen. Trotzdem darf unsere Übertragung auf inhaltliche Vollständigkeit Anspruch erheben, ja es tritt erst so der Gliederbau dieses gedankentiefen Abschnitts klar hervor.

Der Text bei Jostes, Meister Eckehart (Nr. 82), kommt einzig als Darbietung des Wortmaterials in Betracht. Auch sonst ist ein Verständnis der Schrift bisher von keiner Seite bekundet worden.

S. 154 Z. 19. „Für ein Verstehen von unten her" — *aber nach underm verstehn* (Handschrift): für eine Intelligenz, die selber der Vielfältigkeit angehört, für eine Kreatur ist die Einheit der Vielfältigkeit entgegengesetzt und höher als diese. Aber dieser Standpunkt der Kreatur wird im Verlauf der Untersuchung aufgehoben, an die Stelle der abstrakten, vielheitslosen Einheit rückt die quellende, die ‚konkrete' Einheit, die eine Fülle wesentlicher Unterschiede in sich birgt.

S. 154 Z. 23. „Im Anfang war das Wort." In kunstvoller Verschränkung der Einteilungsgründe ist die methodisch fortschreitende Entwicklung der Gotteslehre eingekleidet in eine laufende Auslegung der Eingangsverse des Johannesevangeliums. (Im Original am Rande die lateinische Fassung.) — In principio erat verbum. Mit der Scholastik stellt E. die Frage: welches ist dieses ‚Prinzip', darin das Wort (der Logos, die Weltvernunft, die ideelle Weltgestalt) beschlossen war? Gott der Vater, antwortet die Kirchenlehre. Aber bei diesem Begriffe kann das Forschen nicht Halt machen. E. fragt also weiter: Wenn der Vater dieses Prinzip ist, welches ist dann das Prinzip dieses Prinzips, welches ist das Urprinzip?

S. 154 Z. 30. „Wesen und dessen Verwirklichung" *(wesen und wesung)*, das Sein als beharrender Grund, als Substanz, und das Sein als Tun, als Energie. „Verwirklichung" hier zu nehmen, wie Hegel in der reinen Logik von einem sich Verwirklichen des Begriffs redet. An Plotin auf der einen, an Hegel auf der andern Seite gemahnt es, wie Eckehart hier darum ringt, aus dem gestaltlosen Wesen durch dessen eigene immanente Dialektik eine gegliederte Idealwelt hervorgehen zu lassen.

S. 154 Z. 30 „Wesen — im Bereich des Göttlichen" — lies: *wesen, in der gotheit, das ist die gotheit selber.*

S. 155 Z. 3. Das „Wesen" bestimmt sich in erster Linie als ein Erquillen: E.'s Weltanschauung ist durchaus dynamisch, das Urprinzip ist ihm nicht zuerst Substanz, sondern Entwicklungsmacht, Ausgangspunkt eines ewigen Prozesses.

S. 155 Z. 6. „Gott" ist nur eine vorübergehende Phase in dem ewigen göttlichen Prozesse: Gott wird und entwird, Gott — das Wort im engern, kirchenläufigen Sinne gebraucht — ersteht durch die Einswerdung der drei Personen, und er vergeht, indem diese den Rückgang ins Wesen antreten.

S. 155 Z. 10. „Weil die Gottheit" wesentlich Geist ist, geht sie im Prozesse ihrer Selbstverwirklichung nicht nur produktiv aus sich heraus, sondern kehrt auch ebenso beständig in sich selbst zurück: sie nimmt ihr Tun (ihr Wesen oder Erquillen) in ihre Einheit zurück, setzt sich mit ihm identisch. Aber durch diese Reflexion in sich unterscheidet sie es zugleich ausdrücklich von sich und stellt es sich als ein Anderes gegenüber.

S. 155 Z. 18. Das Erquillen oder Wesen bestimmt sich fort als ein Zeugen; damit bestimmt das Quellende, das Wesen sich fort zur Person des Vaters. Person wird der Vater durch das Insichgehen, durch einen Akt der Reflexion, der ihn für sich selber setzt, indem er ihm zugleich das eigene Wesen als den Sohn gegenübersetzt. Das Wesen der Person ist, für sich selber dazusein, indem sie Ihresgleichen gebiert. — Durch den Begriff des Zeugens wird ausgeschlossen der Begriff der Emanation, in dem Sinne, daß aus dem Ersten immer geringere Wesensstufen hervorgehen: die Fortbestimmungen bleiben dem Ersten gleich und ebenbürtig.

S. 155 Z. 21. „nicht vermöge einer Tätigkeit des Urquells": Das Urprinzip und der Vater stehen sich nicht als Ursache und Wirkung, nicht als zwei selbständige Wesen gegenüber, sondern der Vater ist selber das Urprinzip, genommen nach Seiten seiner Wirksamkeit. Erst im Vater wird das Urprinzip etwas Besonderes, gewinnt es Eigenheit.

S. 156 Z. 14. Es ist zu lesen: *wan veterlikeit und sunlikeit daz sein götlich zuvelle und einhangend eigenschaft.*

S. 156 Z. 23. „Damit tritt zur Natur" — lies: *da folget der natur nach ein ander eigenschaft, di da heizt vernemen zu sinne.*

S. 156 Z. 29 „das Wort wird ausgesprochen" — fehlt in unserm Text, ergibt sich aber aus dem folgenden Bibelzitat.

S. 156 Z. 34. Der Sohn erscheint hier noch als die dogmatische Figur der zweiten Person der Dreifaltigkeit: ihn zu enthüllen als das schöpferische Prinzip und den Wesenskern der Seele, ist die Aufgabe des zweiten Teils.

S. 157 Z. 18. Die Tendenz dieses Abschnitts (der hier etwas gekürzt erscheint) ist offenbar, den heiligen Geist, dessen ‚Persönlichkeit' strengen Konzilsentscheidungen zufolge nicht in Frage gestellt werden konnte, von den beiden andern Personen möglichst abzusondern. Der Geist hat die Funktion, die einkehrende Richtung des ewigen Prozesses, die Tendenz nach Verinnerlichung und Zusammenschluß, die wir auf den Stufen des Wesens und der Natur sich betätigen sahen, auch im Bereiche freier Geistigkeit, auf der Stufe der Personen zum Ausdruck zu bringen, er ist seinem Wesen nach überpersönlicher Gemein-

geist: der dumpfe Naturzusammenhang des Zeugenden und Erzeugten verklärt zur Wesensbestimmtheit der freien, in sich ruhenden Persönlichkeit zur Liebe.

S. 157 Z. 32. „Wesen ist das gleiche in Gott und in den Kreaturen": denn im gestaltlosen Wesen gibt es den Unterschied von Gott und Kreatur noch nicht. Zur Seligkeit Gottes bedarf es des Insichseins der Person, muß das Wesen sich fortbestimmt und verwirklicht haben zu der „überwesentlichen Einheit" (S. 158 Z. 28), zu der Fülle und dem Glanz der ganzen Gottheit.

S. 160 Z. 2. „dieses Urbild" — *diz oberst bild.*

S. 160 Z. 5. „sein Verbleib im göttlichen Wesen" — lies: *sein in gotlich wesen beleiben.*

S. 161 Z. 2. „Gott ist weder gut noch wirklich": vgl. Band I S. 169, 170.

S. 161 Z. 5. „genau so steht dazu" — lies: *also gebraucht des daz oberst bild der gotheit.*

S. 162 Z. 13. Zum „innern" und „äußern Menschen" vgl. den Sermon ‚vom edlen Menschen', S. 89.

S. 162 Z. 18 „Ich habe ehedem behauptet": Band I S. 99, 108.

S. 163 Z. 4. Mit derselben Bezeichnung aus dem Tierreich beehrt Eckehart dieselben Leute: Band I S. 181. (Mit Unrecht scheut von der Leyen, der manchen Irrtum in jener Predigt richtigstellt, vor dem Ausdruck „Esel" zurück.)

S. 164 Z. 24. „Aber ich will noch besser sprechen": ebenso Band I S. 184.

S. 164 Z. 29. „ein Entwerden von allem Was" — lies: *ein entwerdung alles ihtes.*

S. 165 Z. 8 bis 10. vgl. Band I S. 182.

S. 165 Z. 26. Zum folgenden vgl. Band I S. 201, 202. Hier die spätere Fassung.

S. 168 Z. 23. „diesen göttlichen Tod" — dieser Tod des Menschen ist zugleich ein Tod Gottes, Gottes Entwerden.

S. 169 Z. 24. Es ist zu lesen: *daz die sele beleib gehorsam got im tod.*

S. 170 Z. 13. „seine Gerechtigkeit" — das Recht, das im Gottesreich gilt, ist die Liebe. Ob die Kürze dieses Abschnitts auf Rechnung des Schriftstellers oder der Überlieferung kommt, steht dahin.

S. 171 Z. 10. „lebendige Werke": diese Ausführung berührt sich nahe mit der Predigt von den Gerechten, vgl. besonders S. 140 Z. 13.

Die Zeilenangaben des Anhangs sind immer auf eine voll bedruckte Normalseite bezogen. Benutze den Zeilenzähler.

Inhalt

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Religiöse Stimmen der Völker

Herausgegeben von Professor Dr. W. Otto

1. Die Religion des alten Indien. (5 Bände)

I. Veden und Upanishads in Auswahl. Herausgegeben von Professor A. Hillebrandt. (In Vorbereitung)

II. Bhagavadgita / Des Erhabenen Sang. Übertragen und eingeleitet von Prof. Leopold v. Schroeder. 2. Auflage. br. M 10.—, geb. M 18.—

III. Texte zur indischen Gottesmystik. Aus dem Sanskrit übertragen von Rudolf Otto. 2 Bände:

a) Vischnu Narayana. br. M 15.—, geb. M 24.—

b) Siddhanta der Ramanuja. br. M 15.—, geb. M 24.—

IV. Reden Buddhas in Auswahl.

2. Die Religion des alten Iran. Herausgeg. von Dr. H. Junker. (2 Bände)

I. Awesta in Auswahl. Enthält eine Auswahl aus den sog. Verspredigten Zarathustras und den übrigen Teilen des Awesta.

II. Mittelpersische Texte. Erstmalige Übersetzungen aus dem religiösen Schrifttum des iranischen Mittelalters (III. bis VII. Jahrhundert)

3. Die Religion des alten Babylon. Herausgegeben von Professor A. Ungnad.

Der Band enthält umfangreiche Auszüge aus den mythisch-epischen Texten (Schöpfungsgedicht, Gilgameschepos u. a.), eine Auswahl der wichtigsten Psalmen und Zaubertexte, ferner Proben babylonischer Wahrsagekunst und ritueller Vorschriften.

4. Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. G. Roeder. br. M 40.—

Inhalt: Götterhymnen / Die Osirisreligion / Der Volksglaube (Lieder, Denksteine u. a.) / Die Atonreligion des Achnaton / Die Zaubersprüche / Die großen Mythen / Das Dogma der Kirche / Die Totentexte.

5. Die Religion der alten Griechen. Herausgegeben von Professor W. Otto. (2 Bände)

Die Texte sind entnommen: Homer, Hesiod, Pindar, den Tragikern und anderen Dichtern, den Philosophen, sowie den Schriftstellern und Inschriften, die über den Volksglauben, die Orphiker und die Mysterien Auskunft geben.

6. Die Religion des Islam. Herausgeg. von Prof. J. Hell. (2 Bände)

I. Von Mohammed bis Ghazali (VII. bis XII. Jahrhundert). br. M 15.—, geb. M 24.—

Inhalt: Mohammed / Abu Hanifa / Ahmed Ibn Mohammed at Tahawi / Abu l-Hasan al-Aschari / Abu Laith as-Samarkandi / Abu Hamid Mohammed al-Ghazali.

II. Die Mohammedanische Mystik. (X. bis XIII. Jahrh.) In Vorbereitung

Jacobus de Voragine, Legenda aurea. Nach den ältesten Handschriften zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz. 2 Bände mit handgemalten Initialen. (Erscheint im Sommer 1921.)

Die „Legenda aurea" ist neben Dantes „Divina Comedia" das dichterische Hauptwerk des gotischen Zeitalters und die Vollendung des christlichen Mythos. Wie die Mystik das Christentum durch die Kraft einer neuen religiösen Erfahrung germanisierte, so geschah es dort in der Sphäre schöpferischer Bildkraft. Die „Legenda aurea" tritt nicht nur als universales Kunstwerk artverwandt neben Grünewald und Bach, sondern ist auch eine unentbehrliche Quelle für jede Beschäftigung mit dem Mittelalter, vor allem für den Kunsthistoriker. Benz bietet die erste vollständige Übersetzung und hat durch die kongeniale Neugestaltung der altdeutschen knappen und bildhaften Sprache ein Kunstwerk geschaffen, das auch für die deutsche Literaturbewegung ungeahnte Entwicklungskräfte auszulösen vermag.

Deutsche Tageszeitung: Die berühmte, überreiche Sammlung mittelalterlicher Legenden liegt nunmehr in ausgezeichneter Übersetzung, dem besonderen Stil und dem besonderen Inhalt angepaßt, vor. Dabei handelt es sich hier um eine Schöpfung, die wie keine andere in den mittelalterlichen Vorstellungs-, Gedanken- und Phantasiekreis einführt, die uns wunderbar vertraut macht mit den Quellen, daraus die hohe gotische Kunst entsprang. Eine ungeahnte Fülle frommer Schönheit leuchtet und blüht in dem einzigen Buch; aus ihm spricht unmittelbar die Glaubensinnigkeit und die schwärmerisch-naive Dichterpoesie verschollener Jahrhunderte zu uns. Wie in einem von bunten Fenstern magisch erhellten Dom wandelt man durch die weiten Hallen der Legenda aurea, die nun wohl in Wahrheit dem deutschen Volke erschlossen worden ist.

Augsburger Postzeitung: Sie ist wirklich eine Erfüllung. Es war ein Wagnis, das Latein des 13. Jahrhunderts in ein allverständliches „Altdeutsch" umzuformen. Das Wagnis ist gelungen, mag man auch die Frage der inneren Homogenität der beiden Sprachtypen offen lassen. Benz hat einen einheitlichen beseelten Sprachkörper geschaffen, der uns wie ein eingeborenes Gewächs voll deutscher Kraft und Innigkeit und voll aufrichtig schlichter Heimlichkeit anmutet. So ist diese Übersetzung zu einem schönen und großen Werk selbständiger Dichtung geworden und wird als solche all da. Interesse auf sich ziehen, das in den letzten Jahren für die Legendendichtung rege geworden ist

Richard Benz, Alte deutsche Legenden. Mit alten Holzschnitten. br. M 15.—, geb. M 22.—

Im Unterschied von der „Legenda aurea" wird eine Auswahl der verbreitetsten Legenden nach den alten deutschen Übertragungen gegeben.

Ernst Lissauer: Solche Bild- und Zeichensprache, die auf dem innersten Element der Kunst, der Anschauung, beruht, ist in einem eminenten Sinne modern. Die beiden epischen Sehnsüchte unserer Zeit, nach der streng silhouettierten Novelle und nach dem Epos groß in Anlage und Ton, sollen diese Legenden gewißlich nicht nachahmen, aber sie können sich hier Kraft trinken, um zur Erfüllung aufzuwachsen. (Die Hilfe.)

Hans Lietzmann, Byzantinische Legenden. br. M 18.— Hlwd. geb. M 30.—

Der Herausgeber ist der bekannte Kirchenhistoriker an der Jenaer Universität. Die Legenden stammen aus dem 6. und 7. Jahrhundert und zeigen die Verschmelzung der Antike und des ersten Christentums. Sage und Mythos, Novelle und Schwank haben sich hier vermischt.

